Der

neue französische Zuschauer,

Oder

Vorstellungen,

worinnen

die Sitten der heutigen Welt

nach dem Leben geschildert werden,

aus dem Französischen ins Deutsche

übersetzt.

Zweyter Theil.

Breßlau,
bey Johann Jacob Korn.
1754.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede des Verfassers.

Geneigter Leser!

Hier übergebe ich dir ein Buch, und folglich mußt du auch eine Vorrede dazu haben; das ist schon so gebräuchlich: Du wirst Sie zwar, allem Vermuthen nach, nicht lesen; denn dieß ist eben so gewöhnlich. Die beyden Begriffe **Ekel u. Vorrede** sind, seit undenklichen Zeiten her, in dem menschlichen Gehirne so genau mit einander vereinbart, daß kaum einer ohne den andern zu entstehen pfleget. Jedoch, wofern du diesen Vorbericht deines Anblicks würdig achtest, so wirst du ihn so kurz finden, daß bloß seine laconische Abfassung dich verdrüßlich machen müßte. Es stand nur bey mir, ob ich ihn, unter der Aufschrift einer **Nachricht des Buchhändlers**, dir versteckt beybringen wollte. Dieß ist so eine kleine List, die bey meinen Hrn. Collegen den witzigsten Köpfen, welche sich gegen diese reizende Gelegenheit, sich ins Angesichte zu loben, u. sich, für ihre angewendete Mühe, eigenhändig zu belohnen, zu Nutze machen, ziemlich Mode worden. Ob aber gleich das Publicum häufiger hintergangen wird, als es sichs einbildet; so ist es doch insgemein so leichtgläubig nicht, daß es sich durch diesen lächerlich hochmüthigen Kunstgriff sollte berücken lassen, dessen einzige Wirkung oftmals bloß darinn besteht, daß er die Thorheit derjeni-

Digitized by Google

gen Schriftsteller entdeckt, die dieser Schwachheit fähig sind. Ohne mich nun dieses Kunstgriffs zu bedienen, und ohne mir durch Erfindung irgend einer neuen List, die geschickt wäre meine Vorrede, und mein Buch selbst einzuschmeicheln, den Kopf zu zerbrechen, will ich dir bloß dieses Einzige sagen: Ich sehe, daß der **neue Zuschauer** bereits einen ziemlichen Band ausmacht; also ersuche ich dich, ihn, wofern du Zeit und Lust dazu hast, ganz durchzulesen. Ich habe mich bemüht, meine Abhandlungen anmuthig und lehrreich zu machen; und, wofern du etwan weder eine, noch die andere, von diesen Eigenschaften darinn antreffen solltest: so liegt der Fehler vielleicht weder an dir, noch an mir. Was mich anbelangt, so muß ich dir melden, daß ich mein möglichstes dabey gethan. Die Gränzen meiner mäßigen Fähigkeiten erstrecken sich nicht weiter, und ich bekenne dir aufrichtig, es schmerzt mich mehr als dich. Indeß hat doch die Aufnahme der meisten dieser Blätter weder meinen Verleger, noch mich, zu dem Entschlusse gebracht, unser Unternehmen hiermit zu endigen. Wir werden es vielmehr, auf eben den Fuß, fortsetzen, ausgenommen, daß wir dieses Werk nicht stückweise, sondern von Zeit zu Zeit einen ganzen Band auf einmal liefern werden. Die Ursache hiervon ist diese, weil wichtigere Beschäfftigungen den Herrn **Neaulme** verhindern, auf die allseitige Versendung dieser Wochenblätter die benöthigte Zeit anzuwenden. Er glaubt, es würden diese Abhandlungen deswegen nicht weniger abgehen. Dieses nun ist seine Sache; meine Absicht ist, dem Leser, nach meinem Vermögen gefällig zu werden. Ich verpflichte mich also aufs neue, geneigter Leser, allen Fleiß anzuwenden, um etwas Ergetzendes zu Stande zu bringen; allein ich erkläre mich auch hiermit zugleich, daß ich gesonnen sey, dir zuweilen

ernst-

ernſthafte Betrachtungen, ja! die aller ernſthafteſten, vorzulegen. Das iſt aber nicht nach deinem Geſchmacke; ich weiß es mehr als zu wohl, und du biſt deswegen, meines Erachtens, ſehr zu beklagen; indeß iſt es meinem Geſchmacke gemäß; und es ſollte mich freuen, wenn ich ein bequemes Mittel erfinden könnte, dir dieſen Geſchmack beyzubringen. So lange du noch für Sachen, die ein aufmerkſames und nachdenkendes Gemüth erfordern, einen Abſcheu haſt: So glaube ſicherlich, deine Seele befinde ſich in einem kränklichen Zuſtande. Dieſer Ekel iſt eine zuverläßige Anzeige deſſelben.

Ich will meinen zweyten Band mit den beyden Abhandlungen anfangen, die ich dir verſprochen habe. Die eine wird deiner Neubegierde die ins Kurze zuſammen gezogenen Begebenheiten liefern, die ein ehrlicher Greis, von ſich ſelbſt, ſchriftlich bekannt gemacht hat. Die andre wird eine gelehrte Unterſuchung der Gemüthsart des berühmten Herrn von la Motte, und des Characters ſeiner Schriften, in ſich faſſen. Solteſt du darinn weder die allergründlichſten, noch von einer weitläuftigen Gelehrſamkeit begleiteten Einſichten finden: ſo glaube ich doch wenigſtens, du werdeſt alle Billigkeit darinn antreffen. Dieſe Gemüthsverfaſſung erhebt öfters die Urtheile eines mittelmäßigen Verſtandes über die Betrachtungen eines erhabenern Geiſtes, den ein verdorbenes und übel geſinntes Herz dem Vorurtheile und der Leidenſchaft unterwirft. Ich kann dir noch nichts von andern Sachen melden, die ich in dieſem zweyten Bande abhandeln werde; und zwar aus der Urſache, weil ich es ſelbſt noch nicht weiß, und du es ſchon aus dem übrigen erſehen wirſt. Lebe wohl, geneigter Leſer, bis wir einander wieder ſehen.

Digitized by Google

Vorbericht des Ueberſetzers.

Die gute Aufnahme des erſten Theils von dem neuen franzöſiſchen Zuſchauer, den ich meinen Landesleuten vor zwey Jahren, in einer deutſchen Ueberſetzung lieferte, hat gegenwärtige Ausgabe des zweyten Theils verurſacht. Er würde viel eher zum Vorſcheine gekommen ſeyn, wenn nicht theils bey der Ueberſetzung, theils bey dem Abdrucke mancherley Verzögerungen ſich ereignet hätten. Der Mangel meiner Nebenſtunden, und die häufigen Beſchäfftigungen der Breitkopfiſchen Preſſe veranlaſſeten dieſelben. Sollte nun, nach dem billigen Verlangen des Herrn Verlegers, die Schreibart, der Druck und das Papier in beyden Theilen einander gleich ſeyn: So war dieſer kleine Aufſchub unvermeidlich. Meine Leſer werden dabey nichts einbüßen; denn gelehrte u. moraliſche Abhandlungen verlieren nicht, wie politiſche Neuigkeiten, mit jedem ſpätern Poſttage, einen Theil ihres Werthes. Sie ſind vielmehr nahrhaften u. wohlzugerichteten Speiſen ähnlich, die den Geſchmack der Kenner um deſtomehr vergnügen, je länger der Appetit, durch ihre Verzögerung, gereizt worden.

Ich liefere hiermit den deutſchen Leſern des neuen franzöſiſchen Zuſchauers alles, was ich in dem zweyten Theile der franzöſiſchen Urſchrift gefunden. Der kleinſte Theil der darinn vorkommenden Betrachtungen ſchreibt ſich von dem Verfaſſer des Zuſchauers her; der größte iſt aus einer andern Feder gefloſſen, und zur Ergänzung des Bandes von dem Haagiſchen Verleger hinzugefüget worden. Das obige, in der Vorrede des Verfaſſers geleiſtete Verſprechen, „in dieſem zweyten „Bande mehrere Abhandlungen, und von Zeit zu Zeit,

„mehrere

Digitized by Google

„mehrere Bände zu liefern„ ist also nicht erfüllt worden. Warum nicht? Das habe ich nicht erfahren können. Vielleicht sind der Verfasser und der Verleger mit einander zerfallen; vielleicht sind die Umstände des einen, oder des andern, oder beyder zusammen, so verändert worden, daß eine weitere Fortsetzung dieses wohlgerathenen Werkes nicht wohl hat besorgt werden können.

Jedoch die Veränderung des Vortrags und der äußerlichen Einrichtung verändert weder den vorgesetzten Zweck, noch den eigentlichen Inhalt der vorgetragenen Sachen. Die innere Güte der gründlichen Sittenlehre wird dadurch nicht vermindert, die wohlgewählte Lehrart nicht weniger brauchbar. Die Leser gewinnen mehr dabey, als sie verlieren. Die **satyrischen Wahrheiten**, die in den ungezwungenen und lebhaften **Gesprächen** den sittlich Kranken zu ihrer gewünschten Besserung beygebracht werden, verlieren, durch das angenehme Säftchen, ihre, sonst widrige, Bitterkeit, und erleichtern die Genesung. Diese **Pariserarbeit** dient zu einem Beweise von der innern Aehnlichkeit des Lächerlichen in den Sitten und Gewohnheiten der Sterblichen, bey aller der Ungleichheit ihrer äußerlichen Umstände, und der größten Entfernung ihres Aufenthalts. Die Urbilder von diesen wohlgetroffenen Abbildungen sind nicht in **Paris** allein; im **Haag**, wo der **Zuschauer** geschrieben, in **Leipzig**, wo diese Uebersetzung abgedruckt, in **Breßlau**, wo sie verfertiget und verlegt worden, und überall, wo sie Leser findet, sind sie in Menge vorhanden. Meine Absicht ist, sie unter meinen Landesleuten durch gegenwärtige Uebersetzung, zu mindern, und die Anzahl der Verständigen u. Tugendhaften, das heißt mit einem Worte, der Glückseligen, dadurch zu vermehren.

Inhalt

Inhalt des zweyten Theils.

St. 21. Beurtheilung des de la Mottischen Characters 1
— 22. Erste Fortsetzung dieser unparteyischen Critik 17
— 23. Zweyte Fortsetzung derselben 33
— 24. Dritte und letzte Fortsetzung derselben 49
— 25. Sendschreiben eines ehrlichen Alten von den merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens 65
— 26. Erste Fortsetzung dieses lehrreichen Sendschreibens 81
— 27. Zweyte Fortsetzung desselben 97
— 28. Dritte Fortsetzung desselben 113
— 29. Beschluß des Schreibens, u. der Abhandl. des Zuschauers 129

Satyrische Wahrheiten

1. Gespr. zwischen einem Hausvater, der seinen Sohn verheirathen will, und seinem Freunde 147
2. — zwischen Sylvandern, der seinen Vater sogleich verloren, und Damon, der ihn zu beklagen kommt 152
3. — zwischen Cornel. und Clelien, einem mannb. Frauenzimmer 158
4. — zwischen Melit. u. Agat. zween widriggesinnten alt. Freund. 162
5. — zwischen einer alten Spielerinn, u. einem vernünft. Freunde 169
6. — zwischen einer eingebildeten Kranken, u. ihrer Kammerfrau 176
7. — zwischen zween Nachbaren, Chryses und Sophronius 185
8. — zwischen der Frau Tripode und dem Herrn Sencassis von knappen Modeschuhen 191
9. — zwischen Orontes und Pankratius von dem unanständigen Bezeugen gegen den Ehegatten 198
10. — zwischen zwey Frauenzim. vom Lächerlichen bey dem Rangstr. 206
11. — zwischen Licid. einem Bauherrn, u. seinem neumod. Baumeist. 213
12. — zwischen einem schlechten und guten Kenner der Mahlerey 218
13. — zwischen einem Prediger, und einem Bauern 227
14. — zwischen einer Pariserinn, u. einem Frauenz. aus d. Provinz 231
15. — zwischen einem Hof- und Privatmann 236
16. — zw. einem Pachter, der sich zur Ruhe gesetzt, u. sein. Verwalt. 240
17. — zw. einem unentschlossenen reichen Erben, u. sein. Freunde 244
18. — zwischen einem Lächerlichstolzen, u. einem vernünft. Bürger 249
19. — zwischen einem bürgerlichen Prahlhanse, u. einem Gelehrten 255
20. — zwischen einer Scheinheiligen, und ihrem Haushofmeister 261
21. — zwischen einem Leichtsinnigen, dessen Bruder auf den Tod liegt, und seinem gesetzten Freunde 265
22. — zwischen Oront. einem Hofmanne, u. Lys. ein. ehrl. Bürger 270
23. — zwischen einem Modegelehrten, der ein Mitglied der Akademie werden will, und seinem klügern Freunde 275
24. — zwischen einer Scheinheiligen, und ihrer Dienerinn 285
25. — zw. einem tartüffischen Gewissensrathe, u. ein. Bethschwester 291

Digitized by Google

Der neue französische Zuschauer.

Ein und zwanzigstes Stück.

Horat.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos vltra citraque nequit consistere rectum.

d. i.

Durchgängig giebts gewisse Gränzen, worinn die Billigkeit besteht,
Und das ist weder recht, noch billig, was drunter oder drüber geht.

Das wunderbarste, was man selbst bey Leuten von ausnehmenden Gemüthskräften antrifft, ist die erhabene Geschicklichkeit, stets den sichern Mittelweg zu gehen, und mit einer großmüthigen und uneigennützigen Art der Bahn zu folgen, die uns von einer vernünftigen Einsicht gezei-

Digitized by Google

get wird. Die Urtheile des menschlichen Herzens schnappen nicht selten gewaltig über, je mehr sie von der Gewalt der Leidenschaften fortgerissen werden. Wir finden an dem berühmten Herrn von **la Motte** ein merkliches Beyspiel dieser traurigen Wahrheit. Nichts kann verschiedener, nichts kann widersprechender seyn, als der Begriff, den sich die unterschiedenen Parteyen des Publici von desselben Verstande und herausgegebenen Werken gemacht haben.

Seine Anhänger meynen, es sey nichts Erhabenerers als sein hoher Geist, seine vortreffliche Fähigkeiten und sein Geschmack. Kaum können sie sich vorstellen, daß nur die mindesten Mängel oder die geringsten Unvollkommenheiten in seinen Werken anzutreffen wären. Selbst seine Fehler dünken ihnen Schönheiten zu seyn; seine Art zu denken schließt allein alles das in sich, wodurch sich die witzigsten Köpfe unter den Alten und Neuern nur immer verdient gemacht haben; in allen Arten von Schriften liefert er Meisterstücke in der größten Vollkommenheit; und nichts, als die allerverblendeteste Eyfersucht kann ihm den ersten Platz auf dem Parnasse streitig machen.

Nach dem Urtheile seiner Gegenpartey herrscht in den Werken des Herrn **von la Motte** bloß ein falscher Schein eines unächten Witzes, welcher nur Leser von einer schlechten Einsicht rühre und verblende. Wenn es um und ankömmt, ist dieser Schriftsteller ein eben so erbärmlicher Held in ungebundener Schreibart, als ein elender Dichter in gebundener Rede. Was sage ich? er ist nicht nur kein Dichter, sondern er scheint lediglich in allen den unterschiedenen Werken des Witzes einen Versuch mit

seinen

Digitized by Google

seinen unvermögenden Fähigkeiten gemacht zu haben, damit er öffentlich darthue, er sey ganz ungeschickt, in irgend einer davon etwas Taugliches zu Markte zu bringen.

Kann wohl etwas übertriebeners erdacht werden, als diese beyde, einander gerade entgegen stehende, Urtheile sind? Kann auch etwas von dem eigentlichen Gesichtspuncte, aus welchem eine verlassene Vernunft das Verdienst dieses erleuchteten Schriftstellers betrachtet, entfernter seyn? Die, welche den Herrn **von la Motte** abgöttisch verehren, machen sich wahrlich! entweder einer sehr blinden Gefälligkeit, oder einer sehr mangelhaften Beurtheilungskraft, schuldig. Was die andern anbelangt, welche sein Ansehn gänzlich zu vernichten suchen: So dünkt mich, daß sie sich als Leute bey uns verdächtig machen, die sich durch noch viel schändlichere Vorurtheile verführen lassen. Ein bloßer Mangel am Geschmacke und Einsicht könnte allein dergleichen Wirkung nimmermehr hervorbringen. Es ist fast nicht möglich, daß nicht wenigstens die Häupter dieser Gegenpart sich die Augen mit dem Schleyer einer boshaften Eyfersucht sollten verdeckt haben, oder, daß nicht eine offenbare Unbilligkeit sie antreiben sollte, ihrer eigenen Einsicht, durch ihre betrügliche Reden, zu widersprechen.

Den Haufen junger Stutzerchen, die bey den Witzlingen erst in die Schule gehen, und welche bey dem bloßen Namen des Herrn **von la Motte** eine spöttische und verächtliche Mine machen, anbelangend: So erachte ich es nicht einmal für nöthig, daß ich sie hier mit einiger Aufmerksamkeit beehren sollte. Die Mode ist ja nur der einzige Schiedsrichter ihrer unbeständigen Meynungen.

Digitized by Google

Sie schreyen wider diesen Schriftsteller aus eben dem Grunde, mit welchem sie ihre kleine Hütchens tragen.

Ich erhebe nicht meine Einsichten, weder über der ausschweifendesten Bewunderer des Herrn **von la Motte**, noch über seiner gramsüchtigsten und unbilligsten Tadler ihre; aber doch schmeichle ich mir mit der Einbildung, daß ich besser, als sie, im Stande sey, dessen Verdienst gehörig zu erwägen, weil keine Gemüthsleidenschaft, und wenn ich es sagen darf, kein Vorurtheil, meine Beurtheilungskraft aus ihrem Gleichgewichte bringt. In dieser ruhigen Gemüthsverfassung dünke ich mich stark genug zu seyn, Lesern, die nur ein wenig Billigkeit besitzen, zu behaupten, daß der Herr **von la Motte** einer von den **französischen** Schriftstellern sey, der seiner Zeit die größte Ehre macht, daß er eine vortreffliche Einbildungskraft besitze, welche durch einen richtigen, geläuterten, scharfsinnigen Verstand unterstützet wird, daß, überhaupt davon zu reden, seine deutliche und nachdrucksvolle Schreibart sich mit der Natur seiner Gegenstände künstlich verbinde; endlich, daß er in allen Arten von Schriften, womit er sich abgegeben, weit über das Mittelmäßige erhaben sey, daß er in einigen darunter sich ganz vortrefflich und ausnehmend zeige, und unter seinen Zeitgenossen wenige seines gleichen habe.

Man kann diesen erleuchteten Schriftsteller theils als einen Redner, theils als einen Dichter betrachten; und ich bin ehemals der Meynung gewesen, er sey noch aufgelegter zur **Prose** als zu **Versen**. Er scheint aber alle Kräfte angewendet zu haben, seine Leser auf andre Gedanken zu bringen. Gewisse kleine Abhandlungen von seinem Gemächte, die seit kurzem zum

Vor-

Digitized by Google

Vorscheine kommen sind, haben mir ein wenig unnatürlich, durch gewisse gekünstelte, und eben nicht allzu gewöhnliche Redensarten, gezwungen, ja! selbst ein wenig romanmäßig, zu seyn geschienen. Dieses Flittergold setzt aber das gar nicht von seinem wahren Werthe herunter, was er ehedem geschrieben hat. In seiner Abhandlung von der Dichtkunst, und in allem, was er von seinen Gedanken über den **Homer** dem Publico mitgetheilt, und zu seiner Vertheidigung gegen die auffahrenden und gewaltsamen Anfälle der gelehrten **Dacier** herausgegeben, findet man eine reine, flüßende, richtig abgemessene, übereinstimmende und wohllautende, auch künstlich abwechselnde Schreibart. Mag er doch, was die Hauptsache seines Streits anbetrifft, recht oder unrecht haben, man findet doch in der Art und Weise, wie er seine Sache vorträgt, die größte und unleugbarste Gründlichkeit des Verstandes. Nichts ist verständlicher als seine Begriffe; sie werden mit so eigentlichen, so natürlichen, und den Sachen gemäßen, Ausdrücken vorgetragen, daß die Vorstellungen in aller ihrer **Geistigkeit**, daß ich mich dieses Worts bedienen mag, aus seinem Gemüthe in das unsrige überzugehen scheinen, als wären sie in keine Worte eingekleidet.

Ich bekenne, daß man in diesen Schriften die tiefsinnige Beurtheilungskraft, diese Kunst, eine Wahrheit aus ihren ersten Urquellen herzuleiten, nicht entdeckt, die aus dem vortrefflichen Werke des Abts **Terrasson** hervorleuchtet; das ist ein Werk, welches ich mich erkühne die allervortrefflichste Dichtkunst zu nennen, die jemals ans Licht getreten, ob es gleich das Unglück gehabt, durch eine Schreibart, die nicht sehr nach der Mode war, in Verfall

zu kommen; so, wie ein im Schwange gehender Afterwitz einen Mann vom erhabensten Verdienste verachtet, wenn seine Kleidung mit dem herrschenden Geschmacke nicht genungsam übereinkömmt.

Es ist zu bewundern, daß unser Verfasser diese Schreibart, die der Natur und der Landessprache so gemäß ist, in einem höhern Alter habe verlassen können, um sich an ausgekerntern und kindischern Sentenzchen zu vergaffen. Ich kann den Grund hiervon in nichts andern, als in einer übertriebenen Gefälligkeit, finden, die der Verfasser gegen den gemeinen Geschmack gehegt, der seit einiger Zeit durch eine gezwungene, und mit romanmäßigen Denksprüchen gespickte Schreibart verblendet worden, die man, aus Mangel eines richtigen Geschmacks, für herrliche Sächelchen, und mit einer ziemlich unbesonnenen Liebe, für was außerordentliches ausgegeben hat.

Der Herr von **Fontenelle** ist zwar wegen seiner Wissenschaften und ausnehmenden Gemüthskräfte der verehrenswürdigste Mann von der Welt; gleichwol halte ich dafür, der schlechte Geschmack, von dem hier die Rede ist, rühre von der Nachahmung seiner Schreibart her. Diese hat bey den **Franzosen** eben die Wirkung zuwege gebracht, welche des **Seneca** Art sich auszudrücken bey den **Römern** hervor brachte, die des männlichen und natürlichen Ausdrucks, der zu des **August** Zeiten herrschte, bereits überdrüßig waren. Herr **von Fontenelle** will beständig Witz und Scharfsinnigkeit sehen lassen, und selten mislingt ihm sein Wunsch, seine kurzabschnappenden Perioden sehen überaus witzig aus, aber man darf sie nur genau untersuchen, so wird man gar selten finden, daß dieses witzige Aussehen be-

betrüglich sey. Er drückt nicht alle seine Gedanken völlig aus, er überläßt es dem Leser, einen Theil derselben zu errathen. Aber gemeiniglich übt sich das Nachdenken des Lesers hierbey nicht fruchtlos; es entdeckt das, was man ihm verborgen hatte, um es desto angenehmer zu überraschen, und es entdeckt solches ohne alle Zweydeutigkeit, auf eine zuverläßige und festbestimmte Art. Noch mehr, wenn dieser vortreffliche Schriftsteller irgend einen besondern Ausdruck, oder eine seltene Redensart, wagt; so geschieht es nicht bloß deswegen, daß er sich mit einer sonst ungewöhnlichen Sprache breit mache; man siehet, daß sein Endzweck lediglich ist, die Ausdrücke zu sparen, die Kürze und den Nachdruck seiner Worte sich zu Nutze zu machen, und seinen Hauptgedanken durch zufällige Begriffe desto mehr zu bestäken. Das Schimmernde in dieser Schreibart scheint sowol das Publicum, als auch den Haufen der Schriftsteller, eingenommen zu haben, die gleichsam mit einander Abrede scheinen genommen zu haben, in diesem Geschmacke zu schreiben. Sie haben nicht nur in Briefen, in Gesprächen, und in dergleichen Schriften, wo die abgebrochenen Redensarten und die gewagten Ausdrücke dem mündlichen Umgange am näheſten kommen, ihn zu erreichen gesucht, nein! es ist beynahe nur einerley Schreibart in ganz **Frankreich**, die bey allen Arten von gelehrten Werken gebraucht wird, es mögen nun Geschichte, Neuigkeiten, Staatsreden, geistliche Reden, oder Betrachtungen seyn, alles wird in abgekürzten Perioden vorgetragen, alles wird in gekünstelte Sentenzen eingekleidet. Fast möchte man vermuthen, ganz **Frankreich** wäre lungensüchtig worden, und alle Schriftverfasser wären darauf bedacht, der schwachen Brust, und des kurzen Athems

ihrer Leser zu schonen. Vor diesem bediente man sich der sinnreichen Aussprüche nur so, wie man kostbare Edelgesteine anzubringen pflegt, um das Ansehen eines Kleides dadurch zu erheben; aber heute zu Tage besäet man alles über und über mit lauter Edelgesteinen. Zu allem Unglücke sind es meistens nur geschliffene Crystalle, die bloß in der Ferne ein wenig schimmern, und die eine nähere Prüfung um allen ihren eingebildeten Werth bringt. Eine große Anzahl von den allerneuesten Schriftstellern, welche die **fontenellische** Schreibart nachahmen, haben nur das äußerliche Ansehen derselben erhascht, ohne den erhabenen Geist zu erreichen. Ihre Art von Denksprüchen, die sie hinten und vorn und durch und durch anbringen, verursachen oftmals eine Dunkelheit, statt einiger Annehmlichkeit; nicht selten bringt man einen doppelten, auch wohl dreyfachen Verstand, mit gleicher Wahrscheinlichkeit, heraus; bisweilen verschwindet der Begriff, den man darinn anzutreffen meynt, je mehr man der Sache nachdenkt; Räthsel sind es, bey welchen die Auflösung fehlt.

Gebrauchen sie irgend einen ungewöhnlichen Ausdruck, so geschiehet es bloß deßwegen, damit sie das ersetzen, was der Begriff, den sie eigentlich ausdrücken wollen, gemeines an sich hat, und wenn diese Ausdrückung ihren Gedanken auch eben nicht verdunkelt: so ist sie doch aufs höchste nichts besser, als ein eben das bedeutendes, gebräuchlicheres Wort. Schickt sichs gleich zuweilen, daß diese verkürzte Schreibart dazu diene, uns deutliche und bestimmte Begriffe beyzubringen: so glaube ich doch, man betrüge sich, wenn man sich einbildet, sie wäre nachdrücklicher,

licher, und sage weit mehr als eine andere Schreibart, deren Perioden eine gehörige Größe haben. Es ist nur eine ganz mittelmäßige Anzahl erhabener Wahrheiten, welche nur große Geister allein nach ihrem ganzen Umfange, in eine sehr eingeschränkte Anzahl von Worten einschließen können. Die andern Begriffe lassen sich nicht so ins Enge zusammen fassen; will man, um sie auszudrücken, statt eines einzigen wohlgeordneten Periodens, ihrer bis vier oder fünf dazu anwenden: so hat man verschiedener Hülfswörter nöthig, die zum Verstande derselben schlechterdings nicht gehören; ein jeder von diesen Perioden schließt nur einen, von dem Hauptbegriffe, den man vortragen will, losgetrennten Theil in sich; und dergestalt läuft man Gefahr, so eingeschränkt auch immer diese Bißchen von Perioden sind, mit allem Witze und Verstande, eine noch viel eingeschränktere Bedeutung in seine Rede zu bringen. Diese Schreibart von verjüngtem Maaßstabe muß folglich sehr oftmals um desto langweiliger werden, je mehr man sich bestrebt, sie zu verkürzen, und diese **lakonische** Perioden können sich sehr leichtlich in ein wirkliches Gewäsche verwandeln. Man erwäge noch, daß sie die, so beliebte und zur Erhaltung der Aufmerksamkeit unentbehrliche Abwechselung von dem Vortrage ausschließen, und daß sie, so prächtig sie auch etwan wegen der Gedanken seyn könnten, dennoch das Ohr durch eine ekelhafte Gleichförmigkeit, gar bald ermüden.

Der Herr **von la Motte** würde diese Wahrheiten wohl eingesehen haben, wenn er sich nur darauf besonnen hätte. Er würde dadurch ein Unglück vermieden haben, welches ihn bisweilen mit solchen Geistern in eine Classe

ſetzt, die ſonſt auf alle Weiſe weit unter ihm ſtehen; und er würde ſich tadelnden Beurtheilungen entzogen haben, die nur, in Anſehung ihrer übertriebenen Schärfe und Bitterkeit, ſträflich werden.

Es iſt Zeit, ihn als einen Dichter zu betrachten. Ich habe es bereits angemerkt, daß man ihm dieſen Ehrentitel abſpricht. Wenigſtens kann ich es betheuren, daß eine volle Mandel junger feuriger und lebhafter Leute, und noch etliche drüber, mich verſichert haben, daß in den ſämtlichen Werken des Herrn **von la Motte** auch nicht die mindeſte Spur von dem anzutreffen ſey, was man ſonſt einen **poetiſchen Geiſt** zu nennen pflege. Es iſt wohl wahr, daß, wenn man ſie fragt, was das eigentlich für ein Ding ſey, dieſer **poetiſche Geiſt**? ſie es nicht der Mühe werth achten, jemanden eine Erklärung davon zu geben. Sie geben vor: das wäre ſo etwas, das ſich nach dem Geſchmacke richtete, und nicht nach Vernunftgründen; ſo etwas, das ſich eher empfinden, als begreifen laſſe. Sie maaßen ſich ſogar das Vorrecht an, ſich über diejenigen aufzuhalten, die, nach eben dem Grundſatze, ſich für befugt halten, einen **Geſchmack** und eine **Beurtheilungskraft**, ſo gut wie ſie, zu haben, ob ſie gleich auf eine ſehr verſchiedene Art ſchmecken und urtheilen. Dieſe Letztern glauben, daß ihnen ein Beweisgrund, der aus einem ſpöttiſchen Lächeln, oder in einer verächtlichen Art die Achſeln zu zucken, beſteht, eben ſowohl anſtändig ſey, als irgend jemanden, wer es auch ſey, und Leute, die ſich mehr nach der Vernunft richten, als dieſe beyde Gattungen von Menſchen, geben ſich eben kein ſonderliches Anſehen, wenn ſie ſich über die eine von dieſer Art Leute von gutem Geſchmacke,

Digitized by Google

schmacke, so viel als über die andere, aufhalten. Nun will ich zwar eben nicht unmittelbar an diesem gelehrten Streite Theil nehmen; aber das getraue ich mir doch zu behaupten, daß, was den Geschmack in Betrachtung des Witzes anbelangt, derselbe meinem Bedünken nach, nicht von der Art sey, daß sich gar nichts darwider einwenden ließe; das behaupte ich, daß dieser Geschmack, da er die Richtschnur einer wesentlichen Schönheit ist, nicht gleichgültig seyn könne; daß, wenn man ihm Empfindungen beylegt, die eben keine Folgen eines förmlichen Vernunftschlusses seyn dürfen, ihm wenigstens erlaubt seyn müsse, alsdenn zu diesem Vernunftschlusse seine Zuflucht zu nehmen, wenn man ihm seine Untrüglichkeit streitig macht; daß dieser Geschmack verdorben ist, wenn er sich erkühnt, der Vernunft zu widerstreben, und ungewiß, wenn er sich nicht auf unumstößliche Gründe steuren kann. Ich glaube also, man müsse erst durch eine genaue Erklärung zeigen, was ein **poetischer Geist** eigentlich sey, ehe man, ohne eine Verwegenheit zu begehen, diese Fragen entscheiden kann: **ob der Herr von la Motte ein Poet sey, und was für einen Rang er, in den verschiedenen Arten der Dichtkunst, unter den Poeten einnehme?** Um die Sachen recht aus einander zu setzen, so glaube ich, man müsse vorher einen Unterscheid machen zwischen dem **poetischen** - und dem **Versmachergeiste.** Man kann nicht einen für den andern nehmen. Was für eine Menge Versmacher giebt es nicht, zum Exempel, die keine Poeten sind! Indessen sind diese Eigenschaften alle beyde schlechterdings nothwendig, um den völligen Charakter eines Menschen zu bestimmen, der in der Poesie fortkommen will.

Die

Die Natur des **poetischen Geistes** besteht in der Lebhaftigkeit, in der Stärke, und in dem Reichthume einer über das Mittelmäßige weit erhabenen Einbildungskraft. Dieses ist eine Vorstellungskraft, welche die verschiedenen Verhältnisse der Gegenstände sogleich lebhaft bemerkt, die Farben und Bilder schleunig zusammenbringt, um sie zu schildern, und geschickt zu machen, diejenigen Eindrücke in die Gemüther zu verursachen, die mit ihrer Natur übereinstimmen! Wenn dieser Schwung der Vorstellungskraft von einem so weitläuftigen Umfange ist, daß er sich über alle Arten der Gegenstände erstreckt: so kann man ihn einen **allgemeinen poetischen Geist** nennen. Wenn die Fruchtbarkeit dieser Vorstellungskraft entweder aus Ermangelung eines weitern Umfanges, oder aus Gewohnheit einer besondern Beschäfftigung, sich bloß auf die Gegenstände einer gewissen Gattung erstreckt: So bildet sie bloß einen **besondern poetischen Geist.** Dergestalt giebt es einen poetischen Geist zum Schäfergedichte, einen andern zur Satyre, und wieder einen zum Heldengedichte. Itzt habe ich den eigentlichsten Charakter meiner vorhabenden Sache geschildert; um nun den **Poeten** völlig auszubilden: so muß dieser Charakter mit der besondern Geschicklichkeit vereiniget werden, die Schreibart so einzurichten, daß ein gewisser künstlich abwechselnder Wohlklang, der mit der Natur der Gemälde, die man aus seiner eignen Vorstellungskraft der andern ihrer mittheilen will, übereinstimmt, aufs genaueste beobachtet werde; dann ist der Poete fertig; allein der Poete muß auch vernünftig seyn. Da es nicht möglich ist, etwas zu schildern, wovon man keine Erkenntniß hat: so ist es auch unumgänglich, wenn der Schwung des **poetischen Geistes,**

von

von dem hier die Rede iſt, das reizende poetiſche Feuer erregen ſoll, daß er von einem durchdringenden, aufgeklärten, richtigen und ſcharfſinnigen Verſtande begleitet und unterſtützet werde. Ohne dieſen Anführer würde die dichteriſche Vorſtellungskraft nur allzu oft falſche Verhältniſſe, anſtatt der wirklichen erhaſchen; ſie würde ohne alle Wahl die Bilder und Farben zuſammen ſchmieren; es würden einige von denen, welcher ſie ſich bedienen würde, die, durch andre gemachten, Eindrücke wieder vertilgen, und ſie würde auf eine rührende Art zu erkennen geben, daß der ſogenannten Götterſprache nichts näher komme, als die Sprache der Narren.

In ſo weit kann der **poetiſche Geiſt** in einer wohlklingenden und richtig abgemeſſenen **Proſa** herrſchen. Man findet ein ausnehmendes Beyſpiel davon in den Begebenheiten des **Telemachs**, die man mit allem Rechte ein Heldengedichte nennen kann; und man würde eben dieſen Beynamen der ſchönen und wohllautenden Ueberſetzung der **homeriſchen** Heldengedichte, welche die Fr. **Dacier** verfertiget hat, ſehr unbillig abſprechen. Gleichwol nennt man in der gemeinen Sprache, einen ſolchen Schriftſteller noch keinen **Poeten**, wofern er nicht zu dem **poetiſchen Geiſte**, noch die **Geſchicklichkeit** eines **Versmachers** hinzufügt, die ich ebenfalls kürzlich entwerfen muß. Dieſes iſt eine Geſchicklichkeit, eine wohlklingende Rede nach gewiſſem Sylbenmaaße, und Füßen abzutheilen, die durch ſolche Regeln vorgeſchrieben werden, welche der Geſchmack und allgemeine Gebrauch einer Völkerſchaft in Anſehen gebracht. Um den Charakter eines **Poeten** im weitläuftigſten Verſtande vollends ins reine

Digitized by Google

zu bringen, wird noch dieses bey den meisten unter den heutigen Völkern erfordert, daß er außer den Fähigkeiten, wovon wir eben geredet, auch die Gabe besitze, seine Verse am Ende zu reimen; und dabey hat er bald mehr, bald weniger Freyheit, nachdem der allgemeine Geschmack eines jeden Landes darüber den Ausspruch fället. Nach diesen Grundsätzen, die ich mich bemühet habe, auf eine richtige und ungekünstelte Art auseinander zu setzen, kann man nun urtheilen, in wie weit der Herr **von la Motte** in den verschiedenen Gattungen seiner Kunst ein **Poete** sey.

Den Anfang dieser Untersuchung will ich damit machen, daß ich zeige, in welchen Theilen der **Versmacherey** und der **Poesie** es dem Herrn **von la Motte** am wenigsten gelinge. Ueberhaupt glaube ich, daß er in den **alexandrinischen** Versen die wenigste Stärke besitze. Es ist zwar wohl wahr, daß in allen seinen poetischen Werken von dieser Art überaus schöne Verse vorkommen; es hat auch ganze lange Stellen darinn, welche den allerberuffensten Leckerbißchen des **Racine** nichts nachgeben. Aber dafür trifft man auch eine ungleich größere Anzahl solcher Verse in seinen **alexandrinischen Gedichten** an, die, sowohl in Ansehung des Ausdrucks, als des Verstandes, ziemlich schwach sind, vornehmlich wenn man sie mit der Stärke seiner gedankenvollen **lyrischen** Verse vergleicht. Man könnte insgemein davon behaupten, daß er einen Gedanken, den er gewohnt ist in den kurzen Zeilen seiner Lieder ins Enge zu ziehen, in der ganzen langen Zeile eines **alexandrinischen** Verses ausdehne. Diese Wörter,

womit

womit er seine vielsylbigten Verse verlängert, sind eigentlich nur Flickwörtchen und gedankenleere Töne; es sind Ausdrücke, die sich nicht recht zur Sache schicken, die keinen Nachdruck haben, und die nur den Verstand bis an das Ende der Zeile, oder auch eines ganzen Perioden, verzögern. Dieser Fehler in der Versmacherey schließt gleichwol weder das poetische Feuer, noch die Verschiedenheit der Schilderungen, die er mit guter Wahl verknüpfet, mit den schönsten Gedanken ausgeziert, und mit ausbündiger Scharfsinnigkeit unterstützet hat, von denjenigen Werken aus, die er in dieser Versart geschrieben. Dieses Verdienst muß sich meinem Bedünken nach, einem jeden Gerechtigkeit liebenden und aufgeklärten Gemüthe, selbst in seiner Nachahmung der Iliade, die ich mich doch erkühnen wollte für das schlechteste Gedichte, so jemals aus seiner Feder geflossen, auszugeben, deutlich vor Augen legen. Ich finde Beschreibungen darinn, wo die Schönheit des Witzes, und die Stärke des Verstandes, es einander stets zuvor zu thun suchen; die meisten Charaktere der Helden sind hier vollkommen wohl getroffen, und sie werden durch die rührenden und wohlanständigen Züge beträchtlich. Aber ich muß auch bekennen, daß diese Arbeit, so schön sie an vielen Stellen ist, gleichwohl in vielen andern ganz matt wird. Es ist gar zu viel Witz darinn; und so schwer es ist, diesen Fehler zu begehen: so macht er doch eine Schrift von der Art eben so unangenehm, als die allerverdrüßlichste Frostigkeit. Diese witzigen Züge sind oft an sich selbst bewundernswürdig; Bisweilen entdeckt man darinn die beliebte Verbindung des Neuen mit dem Richtigen und Wahren, welches die wesentliche Schönheit der Gedanken ausmacht; aber sie

stehen

stehen nicht an dem rechten Orte; sie sehen ein wenig gar zu lustig aus, und sie haben nichts von der Ernsthaftigkeit des Heldengedichtes an sich, dessen wesentliches Verdienst in einer edlen und unverrückt fortdaurenden Einfalt besteht. Die Blümchen, die, wenn sie mit Behutsamkeit in andern Werken der Dichtkunst ausgestreuet werden, eine überaus angenehme Wirkung hervorbringen, beschäfftigen hier den Verstand ein wenig allzu sehr mit der Entwickelung der Kunst und angebrachten Scharfsinnigkeit, und verhindern die Einbildungskraft, rührende Bewegungen in dem Herzen zu erregen.

Digitized by Google

Der

neue französische Zuschauer.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Fortsetzung

der vorhergehenden Betrachtungen.

Das Publicum ist sehr verschiedener Meynungen gewesen in Absicht auf die Theaterstücke des Herrn **von la Motte**; einige haben sie allzusehr bewundert, als daß sie sich hätten Zeit nehmen sollen, die Bewegungsgründe ihrer Bewunderung erst sorgfältig aufzusuchen; andere sind einzig und allein damit beschäfftiget gewesen, das Fehlerhafte derselben zu bemerken, wodurch sie verblendet worden; die hervorleuchtenden Schönheiten derselben, und die auserlesene Kunst einzusehen, welche die darinn vorkommenden Fehler reichlich ersetzen. Man hat Beurtheilungen über Beurtheilungen, die zwar bisweilen gründlich, aber fast allemal übertrieben, bitter, ehrenrührig gewesen, dar-

Digitized by Google

über abgefaßt. Die Spötterey hat sie unterstützt, und durch alle ihre vereinigten Kräfte hat sie sogar derjenigen Beyfall erschlichen, welche am bereitwilligsten gewesen waren, gegen diese Stücke unumschränkte Lobsprüche zu verschwenden.

Ich für meine Person bekenne, daß es schwer sey, sowohl in dem **Romulus** als **Ignez** keine Hauptfehler, in Ansehung des Entwurfs, und der Ausführung zu bemerken. Aber dennoch getraue ich mich zu behaupten, daß diese Trauerspiele gleichwol die Aufmerksamkeit des Publici verdienen. Die darinn vorkommenden Sachen sind überhaupt wohl angebracht, und fast allemal von der Seite vorgestellt, wo sie am meisten rühren. Ich glaube darinn leichtlich so viel Kunst, die Zuschauer aufmerksam zu machen, und Bewegungen des Herzens in ihnen hervorzubringen, zu unterhalten, und von Zeit zu Zeit zu vermehren, welche aus solchen Leidenschaften, die an sich selbst ganz widrig sind, die rührendeste Zufriedenheit herleiten, als in irgend einem andern französischen Trauerspiele zu entdecken. Diejenigen, welche sie getadelt haben, erblicken darinn einige falsche Charaktere, und verschiedene Meynungen, die wider die Natur, oder vielmehr über dieselbe erhaben sind. Sie haben nicht unrecht; aber gleichwohl setzt mich ihr arges Herz in Verwunderung; sie sagen kein Wörtchen von so viel andern **sittlichen Schilderungen**, die sowohl der Erfindung halber ganz ausnehmend, als auch mit aller möglichen Kunst und von einer reifen Beurtheilungskraft unterstützt sind. Dieses ist nun eine ganz unverantwortliche Unbilligkeit: es wäre überflüßig, solches

solches erst zu erweisen; ein jeder, der nur eine gesunde Vernunft, und ein nicht gänzlich verdorbenes Herz hat, muß es schon völlig einsehen.

Ich ärgere mich nicht weniger über den arglistigen Kunstgriff, dessen sich die Tadler des Herrn **von la Motte** bedient haben, um die Verskunst in seinem Trauerspiele in übeln Ruf zu bringen. Sie haben eine ziemliche Anzahl schwacher und prosaischer Verse, die in den weitläuftigen Werken seiner Poesien hin und wieder vorkommen, und, da sie mit andern wohlklingendern und richtigern Versen untermengt sind, der Aufmerksamkeit des Lesers beynahe entwischen, zusammengerafft, und nach einander zur Schau ausgestellt. Dieser boshafte Streich hat bey Leuten von schlechter Einsicht seine Wirkung gethan; und dadurch ist es so weit gekommen, daß der Herr **von la Motte** in den Gedanken des größten Theils von Lesern für einen Mann gehalten wird, der nicht einmal im Stande sey, einen tauglichen Vers zu schreiben. Ich gestehe es aufrichtig, daß in dem **Romulus** und **Ignez** die Anzahl der kraftlosen und oft recht matten Verse sehr stark sey, und daß man zuweilen dergleichen schlechte Verse selbst an denjenigen Stellen antreffe, wo von rechtswegen die allerstärksten und geistreichsten stehen sollten; aber ich getraue mich doch auch eines Theils zu behaupten, daß man durch so einen schlimmen Kunstgriff alle unsere Trauerspiele, wenn es auch die vortrefflichsten wären, verunehren könnte; und andern Theils, daß es in dergleichen Gattung von poetischen Werken schlechterdings nothwendig sey, so erhaben auch der Innhalt derselben immer

seyn mag, daß man einige schlechte Verse unter die prächtigen mit untermenge. Die erstere von diesen Wahrheiten wird jedem von selbst in die Augen fallen, der nur die auserlesensten Stücke des **Corneille** und des **Racine** ein wenig wird beleuchten wollen; die andere aber hat einiger Erläuterungen nöthig, um erst handgreiflich zu werden.

Ich glaube, es sey ein eben so zuverläßiger als lauterer Grundsaß, daß die Schreibart mit den Sachen, die sie ausdrückt, übereinkommen müsse; folglich ist es gewiß, daß in den hochtrabenden und prächtigen Worten, worein man eine ganz gemeine Sache einkleidet, eben so viel lächerliches und ungereimtes, als in den niederträchtigen und pöbelhaften Ausdrücken, wodurch man edle und erhabene Materien verkleinert, enthalten sey.

Laßt uns diese Grundregeln auf das Trauerspiel anwenden. Es ist gewiß, daß es allemal eine wichtige Begebenheit in sich enthalte, und daß es erlauchte Personen vorstelle, deren Herz von edeln und großmüthigen Leidenschaften bewegt wird. Daraus folgt denn, daß das Trauerspiel überhaupt starke und erhabene Ausdrücke erfordere; und da es die Gewohnheit so mit sich bringt, daß diese Ausdrücke einem gewissen Sylbenmaaße und Abschnitte müssen unterworfen werden: So fließt auch dieses eben daher, daß sie durch einen edeln, und in das Gehör fallenden Wohlklang müssen erhaben werden. Aber es ist auch nicht weniger gewiß, daß in allen diesen Theaterstücken gewisse, ganz gewöhnliche Umstände

des

Digitized by Google

des menschlichen Lebens vorkommen, welche die wichtigen Vorfälle begleiten, welche sie veranlassen, oder mit einander verknüpfen. So ist die Erzählung einer Sache beschaffen, die an sich selbst wenig zu bedeuten hat, die aber zur Verwickelung und Auflösung des Knotens in dem Schauspiele unumgänglich erfordert wird; von eben der Art kann auch ein Befehl, eine aufgetragene Verordnung seyn, die ein Prinz einem seiner Bedienten ertheilt. Wäre es nun nicht eine, im höchsten Grade kindische Forderung, wenn man begehrte, daß in einem dergleichen Gespräche ein besondrer Nachdruck stecken solle? Würde nicht die Schönheit der Dichtkunst bey der Gelegenheit zu einer ekelhaften Schminke werden?

Reden denn die Könige und die Helden, deren Herz eben so erhaben ist, als ihr Verstand, reden sie nicht in gewissen Umständen wie andre Menschen; und hieße das nicht sich von dem Natürlichen entfernen, ohne welches nichts schön ist, hieße das nicht, ihnen erbärmliche Thorheiten in den Mund legen, wenn man sie die Blümchen der Beredsamkeit bey den allergemeinsten Sachen des bürgerlichen Lebens anbringen ließe? Ich fordere zwar nicht, daß Prinzen sich über die gewöhnlichsten Materien in niederträchtigen, und nach dem pöbelhaften Gebrauche schmeckenden Worten ausdrücken sollen; man muß ihnen solche Ausdrücke in den Mund legen, die bey dergleichen Umständen von wohlerzogenen Leuten würden gebraucht werden; und ich glaube, daß Verstand und Kunst dazu gehöre, alsdenn diese Ausdrücke in Verse einzukleiden, die der ungebundenen Schreibart nahe kommen.

Sprach man auf meinen Wink den Prinz von Comagen?
Und weiß er, daß ich ihn erwarte?

So läßt **Racine** den **Titus** sprechen. In diesen Versen ist, eigentlich zu sagen, nichts als **Prose**; aber dieser große Dichter hätte, meinem Bedünken nach, einen unverzeihlichen Fehler begangen, wenn er den Kaiser, bey der Gelegenheit, solche Worte hätte sprechen lassen, die mehr von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abgegangen, und in wohlklingendern und nachdrücklichern Versen eingekleidet gewesen wären.

Diese Kunst, die Schreibart und den Wohlklang mit der Beschaffenheit der Materien aufs genaueste zu verbinden, ist nicht nur an sich selbst beliebt; sondern sie ist auch überaus bequem, diejenigen Stellen recht merkbar zu machen, wo, entweder wichtige Begebenheiten, oder erhabene Wahrheiten, aus anständigen Farben geschildert werden. Wenn ein Poet seinen Witz in dem ganzen Zusammenhange eines Trauerspiels zermartert, gemeine Dinge durch ausgesuchte Wörter zu verschönern, wenn er sich unabläßlich bestrebt, sie in harmonischen Tönen dem Gehöre annehmlich zu machen: So lauft er Gefahr, den Verstand durch solche aneinander hangende Auszierungen zu ermüden, und alsdenn einen, nur ganz seichten Eindruck in das Gemüthe zu machen, wenn eben diese Züge, und eben die wohlklingenden Töne da, wo sie sich besser hinschicken, bestimmt sind, sich unserer Einbildungskraft und unsers Herzens zu bemächtigen. Nur alsdenn sind sie geschickt, uns in Verwunderung und Entzücken zu setzen, wenn sie scheinen, aus dem

dem Innern der Materie erzeuget zu werden, und wenn sie, auf eine vorzügliche Art, schlechtern Worten, und nachläßigern Versen entgegen gestellt werden, die sich, nach Beschaffenheit der Sachen, die sie ausdrücken sollen, erniedrigen. Wollte man sich nun dieser Grundregel bey der Prüfung der **tragischen** Verse unsers Dichters recht bedienen: So würde man vielleicht, durch einige Lobsprüche, die bittern Urtheile wieder zu vergüten suchen, von denen man geglaubt hat, daß er sie verdiene.

Wenn ich der Gedanken bin, daß **Romulus** und **Ignez**, ohngeachtet ihrer ziemlich großen und zahlreichen Fehler, gleichwohl einen Poeten zu erkennen geben, der weit über die gemeinen Dichter erhaben ist: So hege ich eine noch viel vortheilhaftere Meynung von den **Makkabeern**. Ich wüßte nicht, daß man irgend eine Critik darüber gemacht hätte, und ich glaube es sollte auch ziemlich schwer fallen, eine scharfsinnige Critik darüber zu fällen, sie müßte denn sehr kurz seyn.

Der einzige wirkliche Fehler, den ich darinn antreffe, besteht in der natürlichen Beschaffenheit der erwählten Materie. Ich sehe es nicht gern, daß man die Religion auf die Schaubühne bringt, und ich finde, daß Leute, die zur Belustigung des Publici besoldet werden, und die man gemeiniglich im Verdachte hat, daß sie eben nicht die Frömmsten wären, sich nicht wohl zu Predigern schicken. Aber sobald ich meine Aufmerksamkeit von dieser Vorstellung wegwende: So kann ich mich nicht enthalten zu glauben, daß wenig Schauspiele auf der

französischen Bühne aufgeführt worden, die denen, wovon hier die Rede ist, weit überlegen wären. Kaum sollte es der Kunst möglich fallen, eine Materie, die an sich selbst von äußerster Wichtigkeit ist, beträchtlicher zu machen.

Wenn der **poetische Geist** hauptsächlich in der Stärke und Aehnlichkeit der **Schilderungen** besteht: So müssen die Gemälde, welche der Herr **von la Motte** in diesem Werke, auf die allerrührendeste Art, aufstellt, alle diejenigen, die nur eine Vorstellungskraft und ein redliches Herz besitzen, von dem **poetischen Geiste** dieses achtungswürdigen Schriftstellers überzeugen. Das Natürliche und das Außerordentliche vereinigen sich in den Charaktern dieses Trauerspiels auf die bewundernswürdigste und angelegentlichste Weise. Was eine, schöner Empfindungen fähige Seele, am meisten in Erstaunen und heftige Bewegung setzt, das ist die lebhafteste Zärtlichkeit, welche die Natur einer Mutter gegen ihren Sohn, der noch die einzige Hoffnung eines erlauchten Hauses ist, einflößen kann; eine Zärtlichkeit, die in einem und eben demselben Herzen mit der allerreinsten, mit der allerstandhaftesten, und mit der heldenmüthigsten Frömmigkeit, die über jene siegt, doch ohne sie zu entkräften, gar wohl bestehen kann. Eben diese Frömmigkeit ist es, die sich in der Seele eines gottsfürchtigen Helden mit der innigsten und zärtlichsten Liebe verbindet, ohne daß von diesen beyden Gemüthsverfassungen, die hier stets wider einander streiten, eine die andere zu Grunde richten könnte. Vergebens würde man dagegen einwenden, daß diese rührende Gemüthsverfassungen

gen nicht von dem Witze des Dichters herstammten, sondern in der Natur der abgehandelten Sache selbst lägen. Es ist ja eben so mit allen ähnlichen Gemüthsumständen beschaffen; das Verdienst des Poeten besteht lediglich darinn, daß er sie kräftig empfinde, auseinander wickele, und in ihrem einnehmendesten Lichte aufstelle.

Um diesem vortrefflichen Werke vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß ich auch dieß bemerken, daß mir die Versart darinn viel nachdrucksvoller zu seyn scheint, als in den andern Trauerspielen des Verfassers. Kommen auch schon einige matte Stellen darinnen vor: So schicken sie sich doch vielleicht an den Ort, wo sie eben stehen, recht wohl, und eben darum müssen sie als eine Wirkung angesehen werden, die durch die Kunst des Poeten hervorgebracht worden; und haben sich auch etwan einige kraftlose Verse in solchen Stellen eingeschlichen, wo eigentlich die kräftigsten hätten stehen sollen: So entziehen sich doch diese geringen Fehler der Aufmerksamkeit eines Gemüthes, welches durch die Heftigkeit der innern Regungen, durch die Hoheit der Gedanken, und die Schönheit der Grundsätze hingerissen wird.

Was sich unter allen poetischen Werken des Herrn **von la Motte** den meisten Ekel des Publici, und die größten Spöttereyen seiner Mitbrüder in **Apollo**, zugezogen, das ist die Sammlung seiner Fabeln. Ich kann es nicht leugnen, daß sich nicht solche Unvollkommenheiten darunter befänden, welche die nachtheilige Vor-

stellung, die sich der größte Häufe der Leser, auf Treu und Glauben der Herren Kunstrichter davon gemacht, einigermaaßen rechtfertigten. Aber das getraue ich mich wohl, dieser Unvollkommenheiten ohngeachtet, zu behaupten, daß diese Fabeln überhaupt wirklich gut, sinnreich und geschickt sind, diejenige Wirkung hervor zu bringen, welche der eigentliche Zweck dieser Art von Gedichten ist, und daß sie Kennzeichen eines erhabenen Geistes sind. Um auf eine überzeugende Art davon zu urtheilen, darf man sich nur des Verfassers Abhandlung von der Natur der Fabeln zum Führer erwählen. Die Begriffe, die er daselbst vorträgt, sind ungekünstelt, richtig, wohlgeordnet, und auch demjenigen verständlich, der bloß eine gesunde Vernunft besitzt, die von einer mittelmäßigen Aufmerksamkeit begleitet und unterstützt wird. Ich weiß wohl, daß diese Fabeln eigentlich nicht in dem Geschmacke derjenigen geschrieben sind, welche das Andenken des Herrn **von la Fontaine**, aller Wahrscheinlichkeit nach, verewigen werden; aber nichts destoweniger sind sie doch eben so gut; der Verfasser hat dieses selbst in der erst erwähnten Abhandlung deutlich gezeigt, und ich traue es seinen Tadlern gar nicht zu, daß sie etwas Gründliches dagegen aufbringen könnten.

Die Fehler die ich in diesem Werke, ohne es zu verachten, finde, sind von einer andern Beschaffenheit. Der Herr **von la Motte** bringt in allen seinen Schriften den liebenswürdigen Charakter eines ehrlichen Mannes an, welcher so geschickt ist, die Gaben des Witzes rechtschaffen zu zeigen; er verschönert sie noch durch eine künst-

Digitized by Google

künstliche Bescheidenheit, welche die Schönheit der Vorstellungskraft auf eine in die Augen leuchtende Weise erhebt; geht er einmal davon ab: So wird man es leichtlich inne, daß es bloß aus einer poetischen Freyheit geschehen, und um die schwülstige Begeisterung seiner Vorfahren nachzuahmen. Der Charakter des ehrlichen Mannes, des Freundes von dem gesunden Verstande und der Tugend, herrscht in diesen Fabeln so, wie in allen seinen übrigen gelehrten Werken. Allein ich weiß nicht, durch was für einen Zufall sich hier die rührende Bescheidenheit beynahe von ihm entfernet, um einer handgreiflichen Eitelkeit Platz zu machen. Die meisten von diesen kleinen Poesien haben entweder Köpfe oder Schweife, die eben so groß, ja bisweilen auch noch größer sind, als der Körper selbst. Das sind besondere Abhandlungen, mit welchen gemeiniglich das rechte Hauptwerk nicht im mindesten zusammenhängt. Es ist nur eine ganz kleine Anzahl darunter, die ich nicht misbillige. Diese machen eine Art von Zuschriften aus, wo die allerfeinsten Lobsprüche in ganz ungekünstelte Worte eingekleidet werden, und aus einem redlichen Herzen zu kommen scheinen, ohne daß sich der Witz darein menget. Wenn diese Lobreden die Wahrheit zum Grunde haben, so müssen sie, dünkt mich, als augenscheinliche Merkmaale eines nicht gemeinen Geistes, und einer glücklichen Erfindungskraft, bewundert werden, welche die wesentlichsten Vorzüge eines Poeten ausmachen. Die zufälligen Stücke, welche mir in diesem Werke misfallen, haben eben so wenig einen Mangel am Witze, und an richtigen Begriffen; was mir anstößig darinn vorkommt, das ist eine Eigenliebe, die sich nicht einmal die Mühe nimmt, sich im mindesten zu ver-

Digitized by Google

verhüllen. Der Verfasser mischt sich fast durchgängig unter die Thiere, unter die Pflanzen, und persönlich aufgeführte Tugenden, die er zu unsern Lehrern macht. Man verliert ihn fast niemals aus dem Gesichte. Sein Ruhm ist wenigstens für seinen Witz ein eben so beträchtlicher Gegenstand, als die Sittenlehre, die er uns beyzubringen sucht, und man möchte beynahe sagen, daß ein gutes Drittheil des Buches aus Schutz- und Vorreden bestehe, von welchen einige dem ganzen Werke zu einer vorläufigen Abhandlung dienen könnten. Er scheint fast immer beunruhiget; bald setzt er sich gegen Beurtheilungen, die nur etwan möglich oder wahrscheinlich sind, in Verwahrung, und er sucht sie von sich abzulehnen, ehe sie ihn noch treffen; bald wünscht er sich selbst zu seiner Kunst, und zu seiner Erfindung Glück. Er zeigt im voraus die Art und Weise an, wie er das Stücke, welches man eben zu sehen bekommen soll, ausschmücken werde; er erleichtert dem Leser die Bewunderung dieses Stücks, die sich ihrer Natur nach, nicht wohl jemanden abfordern läßt, und die sich den bewunderungswürdigsten Gegenständen versagt, wenn man sie des Vergnügens berauben will, sich aus eigenmächtigem Antriebe darüber heraus gelassen zu haben. Dieses nun mag vielleicht die Haupturſache seyn, warum man an den Fabeln selbst so wenig Geschmack findet, und ich kann die Unbescheidenheit, die der Herr **von la Motte** hier so ohne allen Rückenhalt an den Tag leget, nichts anderem, als der Schmeicheley seiner Freunde, zuschreiben, die ihm vielleicht mag weiß gemacht haben, er besitze ganz unbedingte Ansprüche auf die Beystimmung des Publici, und er könne sich, in Ermangelung derselben,

selben, mit eigner Hand eine Vergütung dafür verschaffen.

Hier sieht man also die vornehmste Unvollkommenheit, die ich in diesem Werke finde; eine Unvollkommenheit, die aus dem Willen entspringt, und nicht vom Verstande herrührt, und welche den Herrn von la Motte vielmehr unter die Classe der Poeten setzt, als daß sie ihn davon ausschließen sollte. Ich will in eben diesem Werke einige Fehler anmerken, die aus einer andern Quelle entspringen, von denen ich doch aber glaube, daß sie es nicht um sein Ansehen bringen, und die man lediglich auf die Rechnung des menschlichen Verstandes übertragen muß, der, so durchdringend und scharfsinnig er auch immer ist, gleichwol der Nachläßigkeit und der Schwachheit unterworfen ist, sich durch Vorurtheile verblenden zu lassen, die ihm das wilde Feuer einer hitzigen Einbildungskraft beybringt.

Der Herr von la Motte ist bisweilen gegen seine eigene Regeln ungelehrig, oder sie schweben ihm wenigstens nicht immer im Sinne. In seiner Abhandlung tadelt er, und zwar von rechtswegen; diejenigen Fabellehrer, welche der Neubegierde des Lesers zuvor kommen, und sie in einer Vorrede von der Hauptsache unterrichten, die sie in einen verblümten Vortrag einwickeln wollen. Ich bin von der Gültigkeit dieser Regel so vollkommen überzeugt, daß ich es sogar für übelausgesonnen halte, wenn man zur Ueberschrift bey den Fabeln solche Titel erwählt, die den Verstand derselben anzeigen. Allein, es ist einmal die Mode so, wir müssen die Strenge nicht allzuweit treiben; wir wollen bey der

Unter-

Untersuchung des, in den obgedachten Vorreden übel angebrachten, stehen bleiben. Die Fabel ist ein Räthsel, wobey die Moral die Stelle der Auflösung vertritt, und es ist ja etwas Lächerliches, die Auflösung dem Räthsel vorzusetzen. Wenn man es so anfängt: so verursacht man dadurch, daß die Allegorie schlechterdings überflüßig wird, sowol in Ansehung der Ausschmückung, als der Nutzbarkeit, und man verschwendet seine Einbildungskraft und Scharfsinnigkeit, ohne den mindesten Vortheil davon zu ziehen.

Es ist erstaunlich, daß der Herr **von la Motte** diesen Mangel einer reifen Beurtheilungskraft habe so gründlich einsehen, und gleichwohl mit so wenig Vorsichtigkeit darein verfallen können. Zu gutem Glücke sind die Exempel zu dieser Anmerkung ein wenig selten; aber hier sehe man indessen eines davon, welches sehr bekannt ist. Es findet sich in dem **Eroberer und dem armen Weibe.** In einer Vorrede, die beynahe eben so lang ist, als die Fabel selbst, zieht der Herr **von la Motte** wider die Monarchen gewaltig los, die ihre Zeit mit Eroberungen verderben, und die sich eben dadurch der Zeit und der Mittel berauben, löblich zu herrschen. Die Bilder der Fabel leiten den Verstand zu eben diesem Puncte, welcher durch diese Art einer Wiederholung seine Annehmlichkeit und seinen Nachdruck verliert. Es ist schade, daß die eigentliche Betrachtung sich nicht am Ende der verblümten Schilderung befindet; so würde alles an seinem gehörigen Orte stehen, und ich bin gewiß, dieses Stück würde allen, die Einsicht und Redlichkeit besitzen, als ein Meisterstücke vor-

Digitized by Google

vorkommen. Man urtheile davon aus dieser kleinen Probe, die bloß aus der Vorrede entlehnt ist:

„Was aber sollt ihr seyn? und was ist ein Monarch?

„Ein Hirte, nicht der Herr, der anvertrauten Heerde.

„Am Ruder sitzt er zwar, und lenkt des Schiffes Lauf;

„Doch ist er nicht des Schiffs Besitzer.

„Es breite sich ein Reich vom Abend bis in Morgen,

„Schreibt hundert Völkern Regeln vor;

„Dieß alles macht euch nur zum Potentaten:

„Regieret wohl, dann werdet ihr ein König.

„Hat Gott sein Ebenbild in eure Stirn geprägt:

„So liegt es wahrlich nicht in gleicher Kraft und Stärke;

„Er macht euch nur, zu unserm Wohlergehn,

„Zu den Verwaltern seiner Vorsicht.

„O! so bewahret nun dieß anvertraute Gut;

„Setzt darinn euren Ruhm, entschlagt euch andrer Ehre!

„Gehor-

Digitized by Google

„ Gehorsam, Lieb und Furcht, seht da! das liegt uns ob;

„ Und eure Pflicht erheischt, daß ihr uns glücklich macht.

Da sehe man einmal erhabene Wahrheiten in einer gleichförmigen und ganz ungekünstelten Schreibart vorgetragen. Das aber ist keine mittelmäßige Vollkommenheit!

Digitized by Google

Der

neue französische Zuschauer.

Drey und zwanzigstes Stück.

Fortsetzung

Der vorhergehenden Betrachtungen.

Hier ist noch eine andere Unvollkommenheit, die sich in den Fabeln des Herrn von la Motte befindet, und ach! wo ist wol eine Schrift, die der menschliche Witz hervorgebracht, worinn dergleichen nicht befindlich wäre? Um dieses an den Tag zu legen, will ich mich eben der Vorstellung bedienen, deren ich mich allererst bedienet habe. Die verblümte Erzählung der Fabel ist ein Räthsel, und die dabey angebrachte Moral ist die Auflösung desselben; oder, man kann auch sagen, die Fabel sey ein Zusammenhang figürlicher Ausdrücke, die einen pflichtmäßigen Grundsatz in sich enthalten. Ein Räthsel

Digitized by Google

würde sehr unvollkommen seyn, wenn alle darinn vorkommende Züge sich mit einerley Richtigkeit auf verschiedene Sachen deuten ließen. Ausdrücke, wenn sie auch noch so verblümt wären, würden gewiß fehlerhaft seyn, wenn man von zwo verschiedenen, obgleich einiger maaßen einander ähnlichen, Vorstellungen eine eben so leichtlich als die andere, daraus herleiten könnte. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit der Fabel; soll die Einrichtung derselben vollkommen seyn: So muß die Verbindung der Bilder, die man dabey anbringt, nicht mehr als ein einziges Grundgesetz, nicht mehr als eine einzige Regel dem Verstande vorlegen. Ich gebe zwar zu, daß dieser Zusammenhang von Bildern, ohne eine Fabel fehlerhaft zu machen, ausser einer Hauptwahrheit, die sich der Einsicht des Verstandes auf eine, in die Augen leuchtende, Art darstellt, noch verschiedene andere, mit darunter begriffene, obschon ein wenig entferntere, und nicht so merkbare, Wahrheiten an den Tag legen könne; allein eine Fabel ist ohne Zweifel unvollkommen, wenn zwo Wahrheiten mit gleicher Deutlichkeit aus eben derselben Allegorie herfließen, indem sie den Leser bey der Wahl derselben ungewiß macht, und weil man dabey der Erklärung des Verfassers bedarf, um den Grundsatz zu errathen, den er, durch Beyhülfe seiner Einbildungskraft, aus seiner Vernunft in die unsere hat übertragen wollen. Auch diese Warheit hat der Herr von la

Motte

Motte in der Theorie eingesehen; es hat ihm aber an Vermögen gefehlt, sie, in der Ausübung, jederzeit zu beobachten. In diesen Fehler ist er zwar eben nicht allzuoft, aber doch wirklich verfallen. Man urtheile davon aus diesen vier Zeilen, welche die Auslegung einer von diesen Fabeln ausmachen:

„Ein Kluger zieht, auch selbst vom Feinde,
„Der ihn zu stürzen droht, sich einen Vortheil zu.
„Hieraus kann auch die Lehre folgen,
„Daß, wer uns schaden will, uns oftmals Nutzen schafft.„

Hier verräth sich der Verfasser selbst; aber es giebt einige Stellen in seinen Fabeln, wo er eben den Fehler begeht, ohne es zu sagen, und, vermuthlich auch, ohne ihn selbst einmal inne zu werden.

Ich habe auch das noch hierbey anzumerken, daß in einigen von diesen Poesien die Moral dasjenige nicht völlig in sich enthalte, was die Allegorie versprochen hatte. Man flicht sie in die Handlung mit ein, die ihr gleichsam zu einer Hülle dient; die Schilderungen sind angenehm, künstlich angebracht, mit gründlichen und feinen Gedanken gewürzt; alle diese herrliche Zurüstung läßt den Leser solche Grundsätze erwarten, die mit ihr in einem genauen Verhältnisse stehen; und nachdem er sein Gemüth einer Sittenlehre von einer nicht gemeinen Nutzbarkeit gewiedmet und eröffnet hat: So erstaunt er und ärgert sich, daß er

weiter nichts antrifft, als eine, ganz gemeine und bekannte Lebensregel. Diese Art, die Leute zu überrumpeln, hat etwas lächerliches an sich; sie bringt beynahe aber die Wirkung hervor, die jener lustige Ausgang eines **scarron**schen Sonnets verursacht:

„Was Wunder, daß ein Wams, ein schlechtes schwarzes Wams,
„Das ich drey Jahre trug, den Ellenbogen zeigt?„

Eben so wenig kann ich die Auslegung gewisser Allegorien billigen, deren Verstand von selbst in die Augen leuchtet, und die ein einziger lebhafter Ausdruck in einem der vorkommenden Zwischengespräche gänzlich erläutert. Der Verfasser bemerket selbst, daß das größte Vergnügen, welches die Fabeln verursachen können, darinn bestehe, wenn sie den Lesern die rührende Zufriedenheit verschaffen, daß sie sich, wegen ihrer Einsicht, die den Verstand derselben erräth, glücklich schätzen. Wenn dieser Verstand aus der Fabel selbst, mit genungsamer Deutlichkeit und Ueberzeugung herausfließt: So vermindert man nur den Eindruck desselben, wenn man ihn noch mehr auseinander wickelt, und den Leser macht man nur verdrüßlich, indem man dadurch ein Mistrauen in seine Einsicht setzt. Dieser Fehler ist nur allzumerkbar in der Fabel von der Mücke, die mit dem Ochsen eine Reise thut, und die, aus mitleidigem Herzen, besorgt, sie möchte ihn durch die Last ihres

Digitized by Google

res kleinen Körperchens zu Boden drücken, dieser Fehler, sage ich, ist merkbar in dieser Fabel. Der Verfasser merkt es auch selbst, und er verheelt es nicht in der kurzen Erklärung, die er von seiner Allegorie giebt.

„Die Fabel könnt ich wohl ohn allen Zusatz lassen,
„Daß mancher Gernegroß sich hier getroffen fühlt.
„Wie groß ist er in seinen Augen!
„Er dünkt sich was zu seyn, und ist doch leider! nichts.„

Würde er nicht auf eine viel rührendere, lebhaftere, und geschicktere Art, seine Leser mit belehrenden Vorstellungen und Begriffen zu erfüllen, geschlossen haben, wenn er es bloß bey der verachtungsvollen Gegenrede des Ochsen hätte bewenden lassen:

„Man langte bey der Hauptstadt an;
„Das kleine Thierchen war wohl auf,
„Es bath den Ochsen um Vergebung:
„Verzeih mir, daß ich dich so schwer belästiget!
„Wer spricht, so klang des Ochsen grobe Stimme,
„Wer spricht dort oben? Heh!
„Ich bin es, mein Herr Ochs! Wer? ich! du siehst mich ja!
„Ey! Freund, wer wußte denn, daß du dort oben säßest?„

Nichts macht eine Abhandlung matter, als ein unüberlegter Ueberfluß; und die größte Kunst, die zur Verfertigung einer Schrift erfordert wird, ist die Kunst zu schließen. Insgemein ist es die Eigenliebe, welche ver-

Digitized by Google

ursacht, daß man diese Kunst aus der acht läßt. Man hat etliche Verse gemacht, mit denen man wohl zufrieden ist; sie sind zwar überflüßig; aber man wollte sie doch nicht gerne weglassen, warum nicht? die Ursache ist wichtig: man hat sie bereits, und zwar selbst, gemacht. Es ist dieses eine Wahrheit, die ich aus der Erfahrung weiß.

Meine letzte Beurtheilung, soll auf die Schreibart gerichtet seyn; diese ist der große, und oft der einzige Gegenstand des **französischen** Tadels, ob sie gleich bey denenjenigen Völkern, welche die gesunde Vernunft für das wesentliche Kennzeichen des menschlichen Verstandes halten, viele Nachsicht findet. Ein gelehrtes Werk, der Schreibart wegen, verächtlich machen, und mit häufigen Spöttereyen belegen, das ist eben so viel, als wenn man ein Gebäude darum verachten wollte, weil man einige ungleiche Steine daran erblickt, oder weil an etlichen Stellen desselben die Malerey nicht gleichfärbig genung ist.

Ich gebe es zu, daß man es solchen Personen gar wohl könne zu gute halten, wenn sie sich einzig und allein mit dieser nichts bedeutenden Sylbenstecherey abgeben, solchen Personen, sage ich, deren Einsicht sich nicht weiter erstreckt; was sollte wohl **Momus, ein Fabeldichter,** sonst durchziehen? Er versteht ja nichts weiter; selbst seine eigene Arbeiten von der Art beweisen es. Allein sind deswegen

wegen seine kunstrichterlichen Aussprüche weniger gegründet? nicht immer, wie mich dünkt; aber ziemlich oft. Ich finde in der Schreibart der neuen Fabeln sehr gemeine, kindische und weithergeholte Ausdrücke; aber diese Fehler stoßen einem nur in ganz wenig Stellen auf. Was das Niedrige und Gemeine anbelangt: So legt der Herr **von la Motte** seinen Lesern gewisser maaßen ein Stillschweigen darüber auf. **Die Schattirungen**, sagt er, **die in Absicht auf die Fabel, die gemeinen Ausdrücke von den kriechenden und pöbelhaften unterscheiden, sind nicht genungsam bestimmt, und es wird ein sehr gutes und geübtes Gesicht dazu erfordert, um sie inne zu werden; die Unwissenheit vermengt sie gar leichtlich mit einander** ꝛc. Ich besorge immer, daß ich, so wie der größte Theil der Leser, dieses **gute und geübte Gesicht** nicht habe. Mich dünkt aber, der Verfasser hätte unserer Unwissenheit die Gelegenheit, sich zu vergehen, entziehen sollen, und er würde zuweilen klüglich gehandelt haben, wenn er nicht eben die Schattirung des Gemeinen erwählt hätte, die dem Niederträchtigen am allernähesten kommt. Wenigstens war es seine Schuldigkeit, dieser Regel zu folgen, als er den Prinzen seine Unterweisungen ertheilte. Hierzu hätte er sich, zu Folge einer von seinen Grundregeln, bequemen sollen, die den Fabeldichtern die Freyheit

läßt, ihre Schreibart, nach Beschaffenheit ihres Gegenstandes ein wenig zu erheben:

„Ihr, Prinzen, führt das Wort = = ='=
„Ihr, Fürsten, liebt den Ruhm, und das ist wohl gethan. „

Ich habe alle Mühe von der Welt, in diesen Ausdrücken nichts niederträchtiges zu finden; da sie überdieß noch so sehr an der unrechten Stelle stehen. Nichts konnte, besonders einem Schriftsteller, der so leicht, als der Herr **von la Motte**, Verse machen und reimen kann, leichter fallen, als hier bey dem Ungekünstelten in seiner Schreibart ein wenig mehr Erhabnes anzubringen. Wenn er gesaget hätte:

„Ihr, Fürsten, liebt den Ruhm, und ihr habt Grund dazu.

So bilde ich mir ein, es werde sichs Niemand haben in den Sinn kommen lassen, in dieser Anrede, ob sie gleich gemein klingt, etwas Niederträchtiges zu finden.

Manchmal verfällt der Verfasser auch ins Kindische, und selbst ins Matte; dieses Unglück begegnet ihm alsdenn vornehmlich, wenn er den gemeinen Ausdrücken einen lustigen Schwung geben, das heißt, wenn er spaßhaft seyn will. Man kann es ihm leichtlich zu gute halten; es ist ein kleiner Unstern, den er mit gar vielen Schriftstellern gemein hat. In diesem Geschmacke ist sein **Sonnenschreiber** verfertiget, welcher die Leser eher gähnen, als lachend, macht.

Ich

Digitized by Google

Ich bin vielleicht allzu gutwillig, allein ich gestehe es, daß ich diesen Fehler in den bekannten Versen nicht antreffe:

„Der Herr Verstand, die Frau Erinnerungskraft,
„und denn, die Jungfer Einbildung.„

Ich bekenne es aufrichtig, mein Geschmack sey nicht fein genung, zu begreifen, daß in diesen Titeln des Herrn, der Frau und Jungfer, da sie gewissen Gemüthskräften beygelegt werden, die er zu Personen macht, etwas anzutreffen sey, das matter klinge, als wenn er den Thieren, welche die redenden Personen in den Fabeln sind, von Menschen entlehnte Beynamen giebt; als wenn er, zum Exempel, sagt: Der Meister Rabe, Hänschen, das Caninchen, der Gevatter Fuchs. Ich habe noch dieß dabey anzumerken, daß diese letztern Zunamen die Fabeln, wo sie angebracht werden, nicht mit dem allermindesten Nebenbegriffe bereichern; da doch die hier dem Verstande, der Erinnerungs- und Einbildungskraft beygelegten, Benennungen eine ziemlich genaue Uebereinstimmung mit den Sachen haben, die sie bezeichnen.

Man hat sich über unsern Schriftsteller, dieses Compliments wegen aufgehalten, welches er der Marggräfinn von Lambert macht:

„Die Sache kommt vor dein Gerichte;
„Ich schildre hier die Ungnad eines Hundes.„

Wenn darinn ein Fehler stecken sollte: So müßte er entweder von einem groben Unverstande, oder von einer lächerlichen Begierde, einen Lustigmacher abzugeben, herrühren; könnte wohl etwas Harlekinmäßigers ausgedacht werden, als aus der **Ungnade eines Hundes eine Begebenheit zu machen, die zu der Gerichtsbarkeit eines Frauenzimmers gehöret,** dem man ein außerordentliches Verdienst beylegt? Aber zu allem Glücke für den Herrn **von la Motte** verdient dieser Tadel ganz keine Achtung; das scheinbar Tadelnswürdige und Lächerliche, was man etwann in diesen Versen antreffen könnte, fällt auf die grobe und unanständige Bosheit des Kunstrichters zurück.

Er reißt diese beyden Verse von der Periode los, davon sie doch nur einen Theil ausmachen, und er macht einen besondern Verstand daraus, da sie doch nur eine Anleitung zu dem rechten Verstande sind. In diesen vier Versen ist er enthalten:

„Lies meine Fabel durch, es kommt vor dein Gerichte;
„Ich schildre hier die Ungnad eines Hundes,
„Die jedem zeigen wird das, was du gründlich weißt:
„Die Freundschaft fordre wahre Klugheit.„

Die Sache gehört zu der Gerichtsbarkeit der Marggräfinn, weil sie eine Grundregel bestätiget, deren Ausübung

übung ihr so geläufig ist. Kann wohl etwas klärer seyn? Es mag wohl gute ehrliche Leute geben, welchen die beyden ersten Verse, so zu sagen, aus bloßer Ungeduld, misfallen, und welche, durch das darinn enthaltene, scheinbar Lustige vor den Kopf gestoßen werden; aber ist denn das des Autors Schuld, daß sie so wenig Geduld besitzen?

Seine Kunstrichter werfen ihm noch ferner dieses vor, daß er oft in dem Schwunge und Ausdrucke seiner Gedanken allzuviel künstele. Allein, alles, was sie deswegen zu einem Beyspiele anführen, beweiset, nach meinem Bedünken, nichts weniger, als die Richtigkeit ihres Tadels.

In der Fabel, welche die **Syrene** betitelt wird, führet der Verfasser einen Menschen an, der sich in dieselbe verliebt, weil er nur die Obertheile dieser Nymphe sieht. **Neptun** bewilliget sie seinen Begierden; sobald sie aber dieser Liebhaber besitzt, so verliert sich alle Schönheit seiner Gebietherinn aus seinen Augen; er sieht nichts weiter an ihr, als was sie ungestaltes an sich hat:

„Voll Sehnsucht sah er erst der Liebsten Haupt und Leib;
„Doch, als er sie besaß, sah er nur Schwanz und Schuppen.„

Ich

Ich gebe zu, daß man in dem gemeinen Sprachgebrauche nicht der **Begehrende**, und der **Genüßende**, (wie der Autor sich eigentlich ausdrückt, zu sagen pflege. Allein, wenn sich der Autor an die Armuth der Sprache hätte binden wollen: So wäre er dadurch genöthiget worden, sich einer Umschreibung zu bedienen, die den Verstand seiner Worte erstickt und kraftlos gemacht hätte; ja der Leser würde noch glücklich genung gewesen seyn, wenn er an statt der zween Verse, nur mit vieren davon kommen wäre. Mich dünkt, man solle es einem Verfasser allen Dank wissen, wenn er uns die Mühe erspart, Bedeutungs leere Wörter zu lesen, und es menge sich ein wenig Parteylichkeit in diesen zärtlichen Geschmack, da man es nicht vertragen kann, daß er ein wenig die engen Schranken des gewöhnlichen Sprachgebrauchs überschreitet.

Diese ungewöhnlichen Ausdrücke müssen nur alsdenn für gezwungen und unnatürlich gehalten werden, wenn sie bloß einen solchen Verstand in sich enthalten, den ganz ungekünstelte und gebräuchliche Redensarten eben so genau, und nachdrücklich vorgetragen hätten. Zu Folge dieses Grundsatzes getraue ich mich hier zwo Arten von Ausdrückungen zu tadeln, die, ganz ohne Noth, von der Gerichtsstube entlehnt worden. In der Fabel von den beyden Träumen, dem weißen und dem schwarzen, von welchen der erstere die Einbildungskraft eines Leibeigenen vergnügte,

gnügte, da unterdeß der andre einem Großſultan alle Süßigkeit ſeiner Nächte vergällte, drückt ſich der Herr **von la Motte** alſo aus:

„Es ward der weiße Traum des Sclaven Hausgenoſſe,
„Der Sultan aber muß des ſchwarzen **Lehnsmann** werden,
„Von ihm bemächtiget, muß er ihm zinsbar ſeyn.„

Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn er ganz ſchlechtweg geſagt hätte: Dieſer Traum habe ſich auf immer des Großherrn Schlafs bemächtiget? **Lehnsmann** und **zinsbar**, ſagt das irgend etwas mehr? In dem **Verdrüßlichen** des **Moliere** ſagt ein Herr zu ſeinem Knechte:

„Haſt du dich dieſes Huts auf ſtets bemächtiget?„

Würde es wohl witzig heraus kommen, wenn man dieſen natürlichen Ausdruck alſo umſchmelzen wollte:

„Biſt du denn dieſes Huts ergebner **Lehnsmann** worden?
„und muſt du ihm auf immer **zinsbar** ſeyn?„

Ich begreife wohl, daß dieſe weithergeholte Figur ſich zu der Ungeduld des Herrn, von dem hier die Rede iſt, nicht wohl ſchicken werde; aber außerdem daß ich glaube, ſie ſey überall, ausgenommen in dem Munde eines Sachwalters, übel angebracht; ſo möchte ſie

wohl

Digitized by Google

wohl schwerlich jemanden, wer es auch sey, schlechter kleiden, als einen Auto:, der mit der Erzählung einer Fabel beschäfftiget ist.

Ein unnatürlicher Zwang von eben der Art leuchtet in der Vorrede zu einer andern Fabel, die dazu bestimmt ist, das Verdienst der Erfindung zu erheben, klar in die Augen:

„Was andre längst erdacht, das reizt nicht meinen Kiel;
„Gehört der Grund nicht mir, so mag ich nicht drauf bauen.„
„Ich wäre stets besorgt, daß mich die falsche List,
„Durch einen Urthelsspruch aus dem Besitze triebe,
„Und daß dereinst Apoll das aufgeführte Werk,
„Dem, der es erst erfand, rechtmäßig zuerkennte.„

Es ist mir sehr schwer zu begreifen, wie doch immer der Verfasser auf diese weit hergeholten Figuren habe gerathen können? Ich kann es nichts anderem zuschreiben, als der brennenden Begierde, seine Geschicklichkeit dadurch sehen zu lassen, daß er allenthalben, auch selbst in dem entlegenen und unfruchtbaren Boden der Gerichtsstuben, poetische Blümchen, aufsuchen könne. Allein er hat es nicht bedacht, daß er, durch seine Vereinigung des **Baldus** mit dem **Apollo**, selbst Leuten, die sonst sehr aufgekläret sind, in einer Schreibart, die, nach seinem eignen Geständnisse,

Digitized by Google

ständnisse, gemein, und jedermann geläufig, seyn soll, eine undurchdringliche Dunkelheit vor Augen lege. Kann man sich wohl, natürlicher Weise, vorstellen, daß es, um Fabeln gehörig einzusehen, unumgänglich nöthig sey, den **französischen Practicus** durchstudirt zu haben?

Herr **von la Motte** ist nicht glücklicher bey der Wahl der Redensarten, die er aus dem Militarstande herholt, als er bey denen ist, welche er aus den Gerichtsstuben entlehnt. Zu einem Zeugnisse dient dieser sinnreiche Anfang einer von seinen Vorreden:

„Halt! Leser, melde dich, du seyst auch, wer du seyst,

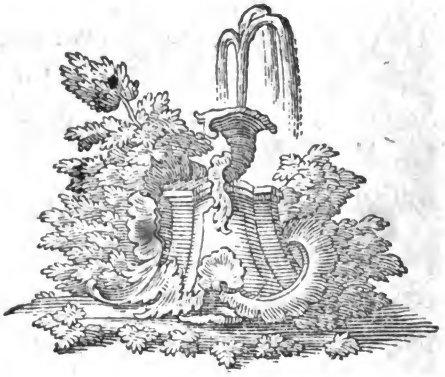
„Liebst, oder hassest du als Neider, wahre Schönheit?„

Schwerlich kann ich glauben, daß dieser **soldatische** Anfall den **Anhängern** des Schönen besser gefallen werde, als denen, welche die Schönheit **beneiden**. Aber eine lebhafte Abbildung von der Person, die der Herr **von la Motte** in den meisten seiner vorläufigen Abhandlungen spielt, finde ich wohl hierinn. Er hat immer mit seinem: Du seyst auch, wer du seyst! zu thun. Er gleicht einem Soldaten, der Schildwache steht; der Posten, den er bewacht, ist sein Buch; ehe er nun jemanden einläßt. Fordert er erst jedermann die

Parole

Digitized by Google

Parole ab. Wer sich für einen Anhänger des Schönen ausgiebt, den läßt er frey passiren, damit er das Schöne in den neuen Fabeln aufsuchen könne. Allein er wendet auch alle seine Kräfte daran, diejenigen zurück zu stoßen, die keine so günstigen Gesinnungen gegen das Schöne, und gegen sein Buch hegen.



Digitized by Google

Der neue französische Zuschauer.

Vier und zwanzigstes Stück.

Fortsetzung und Beschluß der vorhergehenden Betrachtungen.

Nach den Beurtheilungen der neuen Fabeln, die ich, meines Erachtens, mit allem Rechte habe darüber anstellen können, möchte sich wohl vielleicht der größte, obgleich eben nicht der vernünftigste Theil der Leser, aus einem Vorurtheile des Verstandes, nach seiner Gewohnheit einbilden, dieses Werk tauge gar mit einander nicht viel, oder wenigstens zeige sich der Verfasser desselben nicht als einen vorzüglich witzigen Kopf darinn. Wer so urtheilt, der kennt sowol die eigentliche Beschaffenheit, als die Gränzen des menschlichen Verstandes sehr schlecht. Auf den Schlag würde es nicht einen einzigen erhabenen Geist, nicht einen einzigen vortrefflichen Dichter geben. Ich getraue mir in der That zu erweisen, daß man, nach einer sehr scharfen Prüfung, in dem besten Stücke des Boileau, und in der schönsten Fabel des la Fontaine, wenn sie nur ein wenig weitläuftig sind, beynahe alle Arten von Fehlern antreffen werde. Diese beyden Dichter hören deswegen nicht auf, unsrer Bewunderung würdig zu seyn, ob man schon, meinem Bedünken nach, ihr Verdienst ein we-

Digitized by Google

nig über ihren eigentlichen Werth erhebet. Der letztere scheinet mir ungleich weniger Scharfsinnigkeit zu besitzen, als der Herr von la Motte; aber der Antheil von Witz, den er besitzt, ist etwas seltenes, und nur ihm eigenes. Er erfindet nichts; er giebt sich auch damit gar nicht ab. Es ist nur eine Art des Schwunges, wozu er seine Einbildungskraft gewöhnt hat; oder er hat sich wenigstens nur in dieser einzigen Art der Vorstellung geübt, allein das ist auch wahr, daß er dieselbe bis zu der größten Vollkommenheit gebracht hat. Er hat die besondere Gabe, daß er auf eine ganz ungekünstelte und gemeine Art erzählt, und daß er die Schreibart mit einer solchen Kunst abzuwechseln weiß, daß sie nicht ins Matte verfällt. Diese Schreibart hat er völlig in seiner Gewalt, und er weiß sich derselben so geschickt zu bedienen, daß er sich zu rechter Zeit zu erheben und herabzulassen weiß, nachdem es die Sachen mit sich bringen. Seine Art zu denken stimmt mit seiner Art sich auszudrücken aufs genaueste überein. Er hat sich diesen Geschmach des Alterthums, welcher allen Lesern wohlgefällt, obgleich die meisten nicht wissen warum, recht eigen gemacht. Hier ist keine Prahlerey mit dem Witze; hier spricht die Empfindung, hier reden die Bilder.

Das Verdienst der de la Mottischen Fabeln ist in nicht so enge Gränzen eingeschlossen. Hier ist mehr Einbildungskraft, eine größere Verschiedenheit der Begriffe, mehr Tiefsinnigkeit. La Fontaine zeigt bloß einen gesunden Verstand. Herr von la Motte urtheilt gelehrt. Er ist der Erfinder seiner Fabel, und er hat sie auf eine anständige, und in die Augen leuchtende Art erfunden. Ueberhaupt sind seine verblümten Erzählungen richtig, körnig, wohlgeordnet, und sie entwickeln von selbst eine Sittenlehre, die gerades Weges, und die allein daraus herfließt. Die Wahrheiten, die er uns mit Geschicklichkeit beybringt, sind

nicht

nicht so gemein, und viel brauchbarer, als diejenigen sind, die la Fontaine uns vor Augen leget. Ich kann diese Wahrheiten nicht besser, als mit des Herrn von la Motte eignen Worten, an den Tag legen:

„Was nützt ein allegorischer Beweis,
„Daß zweymal zwey zusammen viere machen?
„Was lebt, das stirbt; dieß wußt ich ohne dich;
„Und also hast du nichts gelehret.
„Nach feinrer Wahrheit sehn ich mich,
„Nach der, woran uns allen lieget,
„Und die gleichwol uns in Verwundrung setzt;
„Nach der, die jeder kluger Geist,
„Schon in sich selbst verborgen findet;
„Nach der, woran man nicht gedacht,
„Die uns entzückt, wenn wir sie wahr befinden.

Es kann nichts gleichförmigers, nichts was leichter zu fassen wäre, nichts richtigers gedacht werden, als diese Ausdrücke; ja! ich glaube sogar, es sey nicht möglich, eben diese Wahrheit, auf eine deutlichere, und eigentlichere Art in ungebundener Rede auszudrücken. Vielleicht betrüge ich mich; allein es scheint mir, daß dieses überhaupt davon zu reden, das rechte Kennzeichen derjenigen Schreibart sey, die in den neuen Fabeln herrscht. Die ungekünstelte Einfalt wird freylich nicht so, wie in den Fontainischen Fabeln angebracht, theils wegen des gezwungenen Wesens, das ich eben getadelt habe, und welches sie an einigen Orten verstellt, aber theils auch gewisser Gegenstände wegen, die weit erhabener sind, und die so eine Einrichtung des Ausdrucks erfordern, die mit ihrer Hoheit übereinkömmt. Im übrigen ist der Herr von la Fontaine weder deutlicher, noch verständlicher, als unser Verfasser. Ja! ich getraue mich zu behaupten, daß er in seinen Schilderungen kein größerer Künstler sey, als der Herr von la Motte, und daß dieser Gegenstände zeichne, die mehr Kunst, mehr Stärke, und einen zärtlichern Geschmack erfordern. Wenn der erstere ein

Digitized by Google

Mittel ausfindig gemacht, uns, durch die ihm eigene ungekünstelte Schönheit seiner Schreibart aufmerksam zu machen, und durch aneinander hangende Empfindungen und einnehmende Vorstellungen zu rühren: So weiß sein Mitwerber uns anmuthig zu unterhalten, und uns zu gleicher Zeit Vergnügen und Vortheile zu verschaffen. Seine sinnreiche Erzählungen haben fast allemal so etwas an sich, was uns in Verwunderung setzt, und unsre Neugierigkeit rege macht. Diese wird durch seine, der Natur gemäße Beschreibungen unterhalten, welche nicht nur körperliche Dinge, sondern auch öfters solche Sachen zum Vorwurfe haben, die in dem Innersten unsrer Leidenschaften verborgen, von niedrigen Geistern niemals bemerkt werden. Diese Beschreibungen werden durch Grundsätze erhaben, die deswegen um so viel rührender werden, weil sie durch ganz bekannte und gemeine Ausdrücke unserm Verstande beygebracht werden, die nichts weniger, als so etwas erhabenes, zu versprechen scheinen. Das sind Blümchen, die der Herr **von la Motte** überall antrifft und abpflückt, wohin er nur seine Schritte wendet, ohne von seinem Wege im mindesten abzulenken. Dieß sind so eingestreute Lehren, die uns so wenig den Hauptzweck aus dem Gesichte bringen, daß sie uns vielmehr durch solche Mittel dazu anführen, die an sich selbst betrachtet, nichts anders, als so viel besondere Endzwecke sind.

Das sind nun die Schönheiten, die ich in den neuen Fabeln angetroffen habe; die mir doch aber die Augen nicht verblendet haben, daß ich die Fehler, die sich in dieselben eingeschlichen, nicht hätte bemerken sollen. Hierbey begehe ich die, allen Menschen gemeine, Eitelkeit, daß ich mir einbilde, alle meine Leser werden eben dergleichen Urtheil davon fällen, wofern anders ihr Gemüthe sich in einer, eben so vollkommenen, Gleichgültigkeit befindet, wie diejenige ist, worinn ich das meinige zu seyn glaube. Leute, die ihrer

eigenen Einsicht entsagen, um sich den Ausspruch eines zusammenverschwornen Anhanges, aufbringen zu lassen, und die besorgten, sie möchten allen Anspruch an den gesunden Verstand und guten Geschmack verlieren, wenn sie die Verwegenheit begingen zu glauben, der Herr **von la Motte** habe eine gesunde Vernunft und einen poetischen Witz gehabt; solche Leute muß man für nichts achten.

Unter allen Werken des Herrn **von la Motte** wird seinen Oden ihr Verdienst noch am allerwenigsten streitig gemacht; und mich dünkt, sie können auch sonst niemanden, als den ersterwähnten Leuten misfallen; denjenigen Leuten, die nur darum ein entscheidendes Urtheil fällen, weil es ihnen an gesunder Vernunft, oder genungsamer unparteyischer Aufmerksamkeit fehlt, ein vernünftiges Urtheil zu fällen; Leuten, die keine Ueberlegungskraft zu ihrem Antheile bekommen, oder die sich durch die Leidenschaften des Gemüths derselben berauben lassen, oder auch durch das Ansehen, und durch das Gesetz, sich der Mode zu unterwerfen, die bey den **Franzosen** das Schicksal gelehrter Schriften, eben sowol als das Schicksal der Kleidung, bestimmt, welches Gesetz sie sich selbst auferlegen.

Die erste Schönheit, die ich in den Oden des Herrn **von la Motte** finde, ist die der Dichtkunst wesentlich eigene Schönheit, es ist die Kunst alle Arten von Gegenständen nach dem Leben, nachdrücklich und reizend zu schildern. Diese Arten von Schilderungen zeigen von einem vortrefflichen Witze, welcher von einem richtig urtheilenden Verstande begleitet wird, wenn sie nämlich in einer angenehmen Verbindung von Bildern bestehen, die **körperliche Gegenstände** entwerfen. Dergleichen sind, nach dem Leben gezeichnete Abbildungen einer schönen Landschaft, und die prächtigen Schilderungen einer blutigen Schlacht. Aber noch weit mehr entdecken sie die Hand eines Meisters, wenn sie in einer Vereinigung der Begriffe bestehen, die aus dem

Digitized by Google

Innersten eines **geistigen Gegenstandes** hervorkommen, und die dessen Natur nachdrücklich und genau vorstellen. Alsdenn wird **Apollo** ein **Weltweiser**, und die Dichtkunst legt ihre größten Schönheiten, aber auch ihre größten Schwierigkeiten, vor Augen; alsdenn sieht man mit Verwunderung, in einem und eben demselben Gemälde, eine natürliche Scharfsinnigkeit, durch Fleiß erlangte Einsichten, eine erfindungsreiche Vorstellungskraft, einen durchdringenden Verstand, mit einem Worte, die so überaus seltene, Vereinigung dessen, was der menschliche Verstand nur immer schätz- und nutzbares an sich hat. Mich dünkt, der Herr **von la Motte** zeige sich dießfalls in seinen Oden auf eine so vorzügliche Art, daß er es auch denjenigen Poeten unter seinen Landesleuten weit zuvor thue, welchen es in dieser Art von Gedichten noch am meisten gelungen ist. Sein edler und treuer Pinsel entzückt beständig alle die, welche Verstand und Urtheilskraft besitzen, indem er ihrer Vernunft poetische Schilderеyen von Tugenden, von Gemüthsgaben, von Leidenschaften, und von Wissenschaften aufstellt. Wenn die Unterweisung nicht sein eigentlicher Hauptzweck ist: So macht sie doch wenigstens die größte Schönheit seiner Poesien aus. An unzähligen Stellen giebt er uns Früchte, da er sich anstellt, als wollte er uns bloß schöne Blüthen vorlegen. Indem er unsere Vorstellungskraft auf eine angenehme Weise an sich zieht: So bringt er unserm Verstande einige neue Begriffe bey, oder er bringt auch die Begriffe, die wir bereits hatten, in Ordnung, und reiniget sie. Diese vorzügliche Gabe äußert sich in sehr vielen von seinen Oden. Aber sie leuchtet ganz besonders aus denen hervor, welche den verschiedenen Schwung des Witzes entwerfen, wodurch sich die Mitglieder der **französischen** Akademie von einander unterscheiden, und die mannigfaltigen Einsichten schildern, die der Akademie der Wissenschaften Ehre bringen. Wenn man diese

Ge-

Digitized by Google

Gedichte lieſet: So erſtaunt man anfänglich über die Kühnheit ſeines Vorhabens, und hernach wird man durch die glückliche Ausführung deſſelben in Verwunderung geſetzt.

Die Schreibart in dieſen Oden beſtehet nicht im

„Rollen ſchwerer Donnerworte,
„Und macht kein Klapperwerk bedeutungsleerer Töne.

Hier erblickt man keine ſchwülſtige Ausdrücke, die weiter nichts, als einen raſſelnden Schellenklang zum Verſe beytragen, keine prächtigklingende, und nichts bedeutende Beywörter, die zwar das Ohr füllen, den Verſtand aber in einer unangenehmen Einöde laſſen. Die Stärke der **de la mottiſchen** Sprache kommt von der genauen Beſtimmung ſeiner Ausdrücke her, die, indem ſie den Vers unterſtützen, auf unſern Verſtand gerades Weges losgehen. Hier iſt kein Wortgepränge; die allerſtrengeſte Proſe könnte ſich nicht leichter und kürzer ausdrücken. Man könnte faſt ſagen, daß es bloß der leicht zu faſſende Verſtand ſeiner Ausdrücke ſey, wodurch ſeine Schreibart ſo edel und erhaben wird. Die Bedeutung derſelben iſt durchgehends reich, voller Nachdruck, und fruchtbar. Indem er auf den Zweck ſeines Gedichts gerade zu gehet: So ſtreuet er bey jedem Schritte, den er thut, angenehme und nützliche Wahrheiten aus. Es hat in gewiſſen Stellen das Anſehen, als ob jeder Zug an dem Hauptgemälde eine beſondere Schilderey wäre. Jeder Ausdruck führt ſeinen beſondern Nachdruck bey ſich; jedwede Redensart iſt wichtig und lehrreich. Wenn ich hievon rührende Beyſpiele anführen wollte: So müßte ich beynahe die ganze Sammlung abſchreiben; gleichwohl bin ich nicht abgeneigt, hier einige Leckerbißchen beyzubringen, die mir weit ſcheinen über das alles erhaben zu ſeyn, was ſonſt die Nacheiferer des **Pindars** und **Horazens** jemals zu Markte gebracht haben. Die Ode, welche **Aſtrea** betitelt wird, ſcheint mir unter andern recht von dieſer Art zu ſeyn. Ich

Digitized by Google

bewundere vornehmlich gewisse Strophen in derselben, die mir zu erkennen geben, daß, ob ich schon schlechterdings nicht fähig bin, so nachdrucksvolle Verse zu schreiben, es gleichwol ein angenehmer Trost für mich sey, daß ich fähig bin, sie zu bewundern:

„Auf das Geschrey der kühnen Wuth
„Erscheint der Krieg mit erzner Stirne,
„Aus seinen Augen blitzt der Zorn,
„Ein scharfer Stahl füllt seine Hände.
„Der falsche Ruhm, der ihn begleitet,
„Giebt in der mörderischen Kunst
„Selbst ganzen Völkern Unterricht.
„Im Blute wühlt man nach der Ehre;
„Der Mörder will ein Sieger seyn,
„Und maaßet sich des Lorbeers an.

„Euch, Raserey und Hochverrath,
„Euch, euch erzeugt das Gold, ich zittre.
„Der Bruder schlägt den Bruder todt;
„Der Sohn entleibt den eignen Vater.
„Der Eigennutz verjagt die Ehre,
„Bricht die Gesetz, und macht sie feil,
„Betäubet, und verdrehet sie;
„Und das Verbrechen herrschte sicher,
„Wenn des Gewissens scharfer Biß,
„Ihm nicht noch immer schmerzhaft wär.

Diese Züge, die lauter besondere Gemälde entwerfen, da sie doch nur zu der Ausbildung des Hauptgemäldes angebracht sind, sind eben so überaus merkwürdig in der Höllenfahrt, die ich mich erkühne für ein Meisterstücke auszugeben. Man urtheile davon aus folgender Stelle, die eine ins Enge gezogene sinnreiche Abbildung der Seligen vorstellt, welche die elisäischen Felder bewohnen:

„Die Prinzen, die man auch nach ihrem Tode rühmt,
„Die Helden, die sich selbst großmüthig überwinden,
„Die Richter, die der Mund der Themis billiget,
„Die Großen, die das Herz durch sanfte Demuth fesseln,
„Ein Vater, der dem Sohn ein reizend Beyspiel giebt,
„Ein unterwürfiges und treues Ehgemahl,
„Ein Kind, das sich der Gunst der Aeltern würdig machet,
„Und Dichter edler Art, die selbst voll Großmuth sind,

„Die

„Die ſchöner Tugend Reiz recht nach dem Leben ſchildern;
„Dieß höchſt beglückte Volk bewohnet dieſen Ort.

Dieſe Schönheiten vom erſten Range ſind gar nicht ſelten in den Oden des Herrn **von la Motte**. Es dünkt mich ſo gar, daß ſie ihr eigentliches Kennzeichen ausmachen, und ich müßte beſorgen, den Häuptern der Gegenpartey die verächtlich davon ſprechen, das größte Unrecht anzuthun, wenn ich ihnen ſo viel Bosheit oder Unwiſſenheit zumuthete, daß ſie dieſe Schönheiten nicht eben ſo ſtark, wie ich, empfinden ſollten. Ihre Verachtung iſt nicht ſogar ohne allen ſcheinbaren Vorwand. Sie erklären dieſe Gedichte für **froſtige Oden**, weil ſie nicht die gewöhnliche Begeiſterung darinn antreffen, die für die Seele dieſer Gattung von poetiſchen Schriften gehalten wird. Der Verfaſſer hat ſelbſt die Schwäche dieſes Tadels, ſowohl in ſeiner Abhandlung von der Ode, als auch in einer andern Abhandlung gezeigt, die er die Begeiſterung nennet. Dieſes iſt, meines Erachtens, ein Meiſterſtücke. Er giebt darinn, ſo, wie in ſeinem **Pindar in der Unterwelt** ſattſam zu erkennen, daß ſeine Einbildungskraft eben ſo fähig ſey, als irgend eine andere, ſich in die tiefſinnige Verwirrung, in dieſes poetiſche **Chaos**, zu vertiefen. Wenn er nun dieſe vorgegebene Schönheit verachtet: So geſchiehet es nur bloß deswegen, weil er ſich der erſten Hauptregel, bey allen Arten von Schriften, gern unterwerfen will, einer Regel, die niemanden verſtattet, der geſunden Vernunft und einer richtigen Beurtheilungskraft zu entſagen. Wofern dieſes zum Weſen der Ode gehört, daß man die Vernunft betäube, daß man ſich einer zügelloſen Einbildungskraft überlaſſe, die durch die Aehnlichkeit gewiſſe Begriffe hintergangen, ſich von einer Materie zu der andern fortreißen läßt: So kann man ſicher behaupten, daß dieſe Gattung der Dichtkunſt gar mit einander nichts tauge, und daß eine ſchöne Ode nichts anders, als eine prächtige Ausſchweifung ſey.

Digitized by Google

Diese Raserey des Witzes ist von dem Herrn **von la Motte** selbst, so nachdrücklich und richtig, als es nur immer möglich ist, geschildert worden; er ahmt dieselbe mit einer ausnehmenden Kunst nach:

„Ich fühle, daß die schnellste Trunkenheit
„Mich rührt, mich ganz betäubt, und mich mir selbst, entreißt:
„Wie mancher Gegenstand, stellt sich mir, reizend, dar!
„Schon liefert mich mein stockender Verstand
„Der, mich bewegenden, entzückenden Verwirrung;
„Ich schreibe Vers auf Vers, sinnlos, doch auf gut Glücke.

Da gehts zur Noth noch an, wenn diese begeisternde Trunkenheit zur Belustigung dient, und wenn sie uns eine Menge solcher Bilder entwirft, die, so wenig sie auch an einander hängen, und so entfernt sie auch immer von einem fest bestimmten Endzwecke sind, gleichwohl unser Gemüth mit gewissen edlen, lebhaften, oder reizenden Zügen einnehmen. Allein die Trunkenheit mancher **pindarischen** Dichter ist eine witzlose Trunkenheit, oder vielmehr nur eine gezwungene Trunkenheit. Man merket es gar bald, daß die Verwirrung nur verstellt ist, und daß sie den Lauf ihrer Einbildungskraft unterbrechen, anstatt daß sie ihm folgen sollten. Diese Art Leute glauben, sie machten ihre Gedichte dadurch recht geistreich, wenn sie immer etwas besonders sehen, ob sie gleich selbst nicht eigentlich wissen, was sie sehen. **Was sehe ich? Welche Gottheit! Was für ein schreckensvoller Berg! Welch ein gelehrter Wust und heilige Trunkenheit!** aber welch ein erbärmlicher Witz ist das! Wenn man alles Feuer einer Ode in diese abgeschmackten Ausrufungen verschließt.

Ich gestehe, daß es in der poetischen Welt eine ausgemachte Sache sey, daß man die Ode für ein Werk einer erhitzten Einbildungskraft halten müsse. Ich will so gut seyn, und mich nach diesem Begriffe bequemen; aber das dünkt mich doch gleichwohl, daß dieses hitzige Wesen sich für einen rechtschaffe-

nen Mann ſchicken müſſe, der ſich zwar zuweilen bis zu einer gewiſſen Stafel der Lebhaftigkeit hinauf ſchwingen kann, der ſich aber ſo weit nicht vergehen muß, daß er ganz außer ſich ſelbſt käme. Auf den Schlag gebe ich es zu, daß man in einer Ode gar wohl Verwirrung antreffen könne; aber eigentlich von der Sache zu reden, dieſe Verwirrung muß eine künſtlich verborgene Ordnung, eine bloß ſcheinbare Verwirrung ſeyn, welche die Aufmerkſamkeit noch mehr anfeuert, und die ſie nur darum von der Hauptſache abzubringen ſcheint, um ſie mit deſto größerem Vergnügen wieder darauf zu bringen. Alsdenn iſt ſie ein hervorleuchtendes Merkmaal eines vortrefflichen Witzes, welcher durch die geſunde Vernunft glücklich gelenkt wird. Alsdenn erblickt man in dieſer Verwirrung die größte Stärke der Dichtkunſt. Es ſcheint, die Einbildung ſelbſt, ohne irgend einen andern Beyſtand, als der ähnlichen und mit einander benachbarten Begriffe ihrem, leite uns zu dem Hauptzwecke des ganzen Stückes, u. es iſt eine deſto größere Geſchicklichkeit der Kunſt, welche einen ganz natürlichen Weg erfunden hat, uns zu dieſem Zwecke zu führen, ehe ſie uns noch den eigentlichen Ausgang der aneinander hangenden Begriffe finden läßt.

Der Herr **von la Motte** hat dieſe Verwirrung, woran ſo viel gelegen iſt, in ſehr vielen ſeiner Oden hinlänglich angebracht. Dieſe Verwirrung zeigt ſich darinn auf eine in die Augen leuchtende Weiſe, und ſie läßt alle ihre Annehmlichkeiten ſehen, ohne die geringſte Unordnung in dem Entwurfe des Verfaſſers zu machen. So verläßt er, zum Exempel, die Belagerung von **Lerida**, und ſchildert dafür das Bild des wahren Heldenmuths, und die letzten Züge, welche dieſes Gemälde vollenden, bringen die Eroberung des Platzes bey, deren eigentliche Urſache ſie entwickeln. Eben dieſe Geſchicklichkeit des Witzes giebt allen den Geſängen, die der Verfaſſer **pindariſche** Oden nennt, ein vortreffliches Anſehn. Er geht zwar mit dieſer Kunſt in den andern Oden ein wenig ſparſamer

um;

um; gleichwol aber würde man unrecht thun, wenn man sie frostig nennen wollte; sie haben zwar kein so lebhaftes, und in die Augen blitzendes Feuer; allein sie erhalten von der Fruchtbarkeit der Bedeutungen, von der ausgesuchten Ordnung der Bilder, und von der ins Enge gebrachten Schönheit des Ausdrucks ein gleichmäßiges, dauerhaftes und ruhiges Feuer, welches eine weise Neugierigkeit, die von dem wahren Schönen gereizt wird, bis zum Ende begleitet.

Gleichwol muß ich bekennen, daß die Einrichtung bey vielen dieser Oden der regelmäßigen Eintheilung einer philosophischen Abhandlung ein wenig allzuähnlich sieht, und daß die Ordnung darinn gar zu merkbar, und zu wenig versteckt ist; indeß glaube ich immer, es sey besser, man begehe durch eine übertriebene Regelmäßigkeit, als durch eine ausschweifende Regellosigkeit, einen Fehler.

Diejenigen Gedichte des Herrn **von la Motte**, die am wenigsten unterweisen, und worinn er die Einsicht seines Verstandes, und die Größe seiner Einbildungskraft am wenigsten zeigt, sind vielleicht eben diejenigen, die in ihrer Art die allervollkommensten sind, und das meiste Ansehen, rechter Originalstücke haben. Ich rede von seinen **anakreontischen** Oden, die weiter nichts, als ein angenehmer Zeitvertreib für unsere Einbildungskraft, und nicht fähig sind, uns in irgend einer Sache zu belehren, die bloß dazu dienen, daß sie uns die bewundernswürdigen Gemüthsgaben und die seltene Kunst des Verfassers zu erkennen geben. Den möchte ich sehen, der mir aus den Werken der alten und neuen Dichter etwas anführen könnte, das ihnen gleich käme. Es kommen ganz ausnehmende Sachen in den Gesängen des wollüstigen Graubarts vor, den sich der Herr **von la Motte** zum Muster erwählt. Einfall, Natur, Gedanken, Schilderungen, alle die besondern Schönheiten, welche dieser Art von Oden eigen sind, ergötzen uns in einigen von **Anakreons** kleinen Poesien; aber es sind

auch

auch deren eine groſse Menge, deren ganzer Werth bloſs darinn beſteht, daß ſie ihn zum Verfaſſer haben, die weiter nichts an den Tag legen, als die Kunſt, in recht viel Worten ſehr wenig zu ſagen, und wo das Natürliche, weil es gedankenleer iſt, ins Matte verfällt. Der gute ehrliche Mann, ſcheint oftmals vergeſſen zu haben, daß das allerkürzeſte Mittel, nichts zu ſagen, dieſes ſey, wenn man gar ſtille ſchweigt.

Ganz ein anderer Geſchmack herrſcht in den kleinen Oden des Herrn **von la Motte**, die einfältigſten Worte enthalten darinn einen Verſtand, der entweder in Anſehung des damit verbundnen Begriffs, oder wegen des angebrachten Schwunges, ganz neu zu ſeyn ſcheinet. Das Ungekünſtelte iſt dabey überaus zärtlich. Hier findet man nicht nur ſchlechtweg Gedanken und Bilder; ſondern die vorkommenden Bilder ſind rührend, ohne das Anſehen zu haben, als wären ſie deswegen da, daß ſie rühren ſollten, und die Gedanken werden aus einer feinen und gründlichen Erkenntniß des menſchlichen Herzens hergeleitet, und gleichwol ſcheinen ſie nicht ausſtudirt zu ſeyn. Sie ſcheinen vielmehr gerades Weges aus dem Herzen zu kommen, ohne erſt durch die Einbildungskraft gebildet, und durch den Verſtand abgewogen zu ſeyn. Alle dieſe verſchiedenen Schönheiten werden mit ſo einer Kunſt angebracht, welche den Augen des gemeinen Mannes gänzlich verborgen bleibt, die ſich aber ſcharfſichtigern Geiſtern in aller ihrer Seltenheit und Mühſamkeit darſtellt. Dieſe Kunſt kommt in dem **vergeblichen Anſchlage** auf die angenehmſte Art zum Vorſcheine. Der Verfaſſer ſtellt ſich darinn, als wollte er den zärtlichen Liedern entſagen, und die Verrichtungen des **Mars** beſingen. Er fängt alſo an, ſeinen Anſchlag auszuführen:

„Komm, fürchterlicher Gott der Kriege!
„Bellona folge deinen Schritten,
„Verlaſſe die Göttinn der reizenden Huld
„Und reiß dich aus ihren Umarmungen los.

Seine Kunſt hatte dieſes letztere Bild deswegen angebracht, damit er ſeiner Einbildungskraft, die ganz allein ihren Gang fortzugehen ſchien, ein natürliches Mittel verſchaffen möge, zu der Hauptſache zurück zu kehren, welcher der Poet, nach ſeinem Vorgeben entſagen will: „Doch

Digitized by Google

„Doch wie? in ihrem zarten Schooße
„Hält dich das süßeste Vergnügen?
„Dein günstiges Glücke bestrickt dich noch mehr,
„Du schmeckest der holden Eroberung Frucht.

„Vermischt durch ungezählte Seufzer,
„Ergeben sich die treuen Herzen.
„Ich preise derjenigen günstiges Glück,
„Die ähnliche Zärtlichkeit rührend entzückt.

„O Liebe! wirst du, mir gewogen,
„Für mich der Chloris Herz erweichen:
„So redet der sehnlich gewünschte Genuß
„Mir kräftig die flüchtige Sterblichkeit aus.

Was kann schöners seyn, als diese Ode? gleichwohl erkühne ich mich einen Fehler darinnen zu bemerken, den sie nicht haben würde: wenn der Verfasser nur diesen letzten Vers davon weggelassen hätte:

„Jedoch, wo bin ich hingerathen?
„Wie komm ich wieder zu den Waffen?
„Ich wollte nur singen von kriegrischem Lärmen;
„Und singe verirret von zärtlichet Liebe.

Der Verfasser zeigt in diesem letztern Verse gar zu deutlich, daß er ein Mistrauen in die Einsicht seiner Leser setze. Er entdeckt unserm Nachsinnen die Kunst, die er bey seiner Ode angebracht hat. Eben dadurch vermindert und unterbricht er die Eindrücke, welche diese Kunst in das Herze macht, wenn es sie von sich selbst entdeckt, weil es dieselbe innen wird.

Ich könnte noch eine ziemliche Menge anderer Fehler in den Oden des Herrn **von la Motte** anmerken, und sogar in denjenigen, die ich, hoffentlich, mit aller Billigkeit, gepriesen habe. Aber ich will nur dieß einzige nochmals wiederholen: Wenn man dergestalt Critiken über Critiken häuft: So heißt das eigentlich nicht einen Schriftsteller beurtheilen; es heißt nur erweisen, daß er ein Mensch sey, und es heißt, sich wider die Schwachheit unsrer Natur empören.

Obgleich meine Art von einer gelehrten Abhandlung bereits die Gränzen weit übersteigt, worinn ich mir geschmeichelt hatte, daß ich sie würde einschränken können: So kann ich mich doch des Vergnügens nicht enthalten, eine Hauptcritik zu untersuchen, durch deren Ueberwucht man die ganze Versmache-

macherkunst unsers Verfassers über den Haufen zu werfen gedenkt. Zu Folge einer ohnlängst erfundenen Regel giebt man vor, das wesentlichste Kennzeichen, welches einen Vers am meisten von der ungebundenen Schreibart unterscheide, bestehe in einer gewissen künstlichen Verwerfung der Wortfügung, und in einer besondern Umdrehung der Redensarten, wodurch eine Schrift ungemein lebhaft wird, ohne daß die Zierlichkeit derselben im mindesten verstellt werde.

Dieses Kennzeichen fehlt in den Versen des Herrn **von la Motte**. Wenn man ihnen die äußerliche Abtheilung in Gesätze wegnehmen, und sie hinter einander fortschreiben wollte: So würde man eben die regelmäßige Wortfügung darinn antreffen, die der ungebundenen Schreibart eigen ist. Da ist nun der ganze Vorwurf! Wir wollen doch sehen, ob er auch Stich halte. Ich gebe es zu, daß dergleichen verworfene Ausdrücke in eine poetische Rede Feuer und Stärke bringen würden, wenn sie die Kunst so geschickt anzubringen wüßte, daß eben dadurch das Rührendeste und Nachdrücklichste in den ganzen Perioden zusammen käme, um das Ende desselben desto schöner und fähiger zu machen, und schleunige und lebhafte Eindrücke zu verursachen. Aber ich bekenne auch, daß man noch mehr Kunst und Geschicklichkeit zeige, wenn man seine Begriffe, ohne der fließenden und natürlichen Verbindung der Wörter etwas zu benehmen, so geschickt zusammen zu setzen weiß, daß durch eine glückliche Erhebung der letztere den meisten Eindruck machet, und die sämmtlichen Eindrücke des ganzen Periodens in dem Gemüthe vereinbaren. Alsdenn sind zwey Kunststücke an dem Poeten zu bewundern, eines theils ist es die Lebhaftigkeit, wodurch die aneinanderhangende Verbindung seiner Gedanken seine Verse beseelt; Dann ist es auch das seltene Glück seiner Fähigkeit, welche bey so vielem Zwange der Dicht- und Versmacherkunst, ganz natürlich und ungezwungen zu ihrem Zwecke fortgehet, daß sie es nicht einmal den Leser inne werden läßt, daß sie manche Schwierigkeiten zu übersteigen hat.

Noch mehr, wenn man mit einem aufmerksamen Gemüthe die Versetzungen untersuchen wollte, deren sich die besten Dichter

Digitized by Google

ter bedienet haben: So würde man leichtlich inne werden, daß sie nicht sowol Bestrebungen der Kunst, als vielmehr nothwendige Wirkungen eines unfähigen Naturels sind. Wenn sie dadurch Helden in der Versmacherey werden: So haben sie bloß dem Sylbenmaaße und dem Reime ihr Ansehn zu danken, als welche ihren Ausdrücken und Begriffen eine sehr widernatürliche Stellung gegeben. So oft als ihre Versetzungen nicht darauf abzielen, die ganze Stärke des Verstandes am Ende des Periodens anzubringen: So oft kann man kein ander Urtheil davon fällen.

Man wende mir nicht ein, die Verse des Herrn **von la Motte** hätten ein **prosaisches** Ansehen, wenn man sie hinter einander fortschriebe. Es ist dieß kein Wunder. Unter den neuern Völkern machen bloß das Sylbenmaaß und der Reim den ganzen Unterscheid zwischen der gebundenen und ungebundenen Schreibart aus; nimmt man diese beyden Zierrathen hinweg: So werden die Verse keinen Versen mehr ähnlich sehen; Hat es aber lebhafte und kühne Gedanken, und Ausdrücke, die mit ihnen übereinstimmen, darinn: So werden die Verse einer poetischen und wohlklingenden Prose ähnlich seyn, die öfters die Seele stärker rührt, als die allerglücklichsten Versetzungen. Indeß sind auch diese von den Poesien des Herrn **von la Motte** nicht gänzlich ausgeschlossen, sie kommen darinn in verschiedenen Stellen vor; und sie würden auch noch öfter zum Vorscheine kommen, wenn er nicht mit einer so bewundernswürdigen Fertigkeit wäre versehen gewesen, die ihn auf eine sehr rühmliche Art von allen Dichtern unterscheidet, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebet haben. Zu seiner Rechtfertigung kommen in dem **Boileau**, dem großen Gönner der **de la mottischen** Tadler, ganze lange Reihen Verse vor, worinn man keine andere, als solche Versetzungen wahrnimmt, welche entweder die allerstrengste Prose auch zuläßt; oder die ganz offenbar von seiner unergiebigen Gemüthsfähigkeit zeigen.

Was endlich den Reim anbelangt: So ist der Herr **von la Motte** darinn weder allzustrenge, noch allzu nachläßig, u. auch das ist vielleicht ein Merkmaal seines vortrefflichen Verstandes.

Digitized by Google

Der

neue franzöſiſche Zuſchauer.

Fünf und zwanzigſtes Stück.

Sendſchreiben

einer bejahrten Mannsperſon, worinn er dem Publico die lehrreichſten Begebenheiten ſeines Lebens mittheilt.

Inueni portum, ſpes, et fortuna, valete!

d. i.

Da ich den Hafen erreicht, entſag ich dir, Hoffnung, und Glücke!

Mit Vergnügen habe ich in ihrer Schrift die Begebenheiten des Herzens eines **Pariſer** Frauenzimmers geleſen. **Es iſt ein verzweifeltes Ding, das Herz dieſes Frauenzimmers.** Es iſt kaum begreiflich, wie die weibliche Eitelkeit, ob ſie auch ſchon durch eine **Pariſer** Lebensart und Auferziehung unterſtützt wird, bis zu ſo ausſchweifenden Kunſtgriffen ge-

Digitized by Google

hen könne. Dieses Wunderding hat mich in Erstaunen gesetzt; aber meine Verwunderung ist fast gänzlich verschwunden, als ich meinen eigenen Lebenswandel durch die Musterung paßiren ließ. Ich habe darinn eine **männliche Eitelkeit** angetroffen, die wenigstens der **metaphysischen** Buhlerey obgedachter **Pariserinn** vollkommen gleich kömmt. Ich glaube, daß die schrecklichen Verwirrungen, worein mich diese unbesonnene Gemüthsschwäche gestürzt, den Personen von meinem Geschlechte zu einer Unterweisung dienen könne; ja! ich bilde mir ein, daß die Beschreibung der verschiedenen Zufälle bey dieser Krankheit meines Gemüths, wenn sie mit ihrem eigentlichen Ursprunge zusammen gehalten werden, mit der Begierde, auch noch ungestalt und reizlos, zu gefallen, die sich an der französischen Heldinn zeigen, deren buhlerisches Leben, sie uns mitgetheilt haben, ganz füglich werde lassen in Vergleichung stellen. Und wer weiß, ob nicht auch noch dieß mein Unterfangen eine offenbare Wirkung einer ausschweifenden Eigenliebe sey, es ist gar nichts unmögliches darinn; glückselig bin ich, wenn dieses hier der letzte Seufzer einer sterbenden Eitelkeit ist.

Eitel bin ich gebohren, mein Herr, so wirklich eitel, als ich wirklich eine menschliche Creatur bin. Der erste Anschein der Vernunft erfolgte erst bey mir auf ein brennendes Verlangen, vernünftig zu scheinen. Ein gewisses **donqvichotisches** Wesen kam in meiner Seele dem Lesen eines **Pharamonds**, und einer **Cleopatra**, zuvor, und ich kann, mit vollkommener Uebereinstimmung der Wahrheit sagen, daß ich schon aus den Händen der Natur als ein junges Romanheldchen hervorkommen sey.

In

In was für betrübte Verwirrungen würde mich nicht diese unbesonnene Gemüthsverfassung verwickelt haben, wenn sie nicht durch eine kluge Auferziehung, und durch eine ziemlich starke Neigung zur Vernunft und Tugend einigermaaßen wäre zurück gehalten worden, zu den Tugendsprossen wenigstens, welche der Einbildung, als sehr fruchtbar an großmüthigen Gesinnungen, vorkommen? Man bearbeitete nicht nur diese natürlich gute Fähigkeit in meiner Seele; sondern man trieb die Sorgfalt für meine wahren Vortheile noch viel weiter. Man verabsäumte nichts von meiner zartesten Kindheit an, was zur Grundlegung einer gesunden Sittenlehre, und einer rechtschaffenen Frömmigkeit, erfordert wird. Die meisten Verordnungen, die man mir darüber ertheilte, bemeisterten sich meiner Seele, vermittelst einer festen Ueberzeugung der Vernunft. Nur diejenigen, die auf die Demuth gerichtet waren, hielten sich in meinem Verstande auf, ohne weiter fortzugehen; ich seufzete, daß ich diese Tugend nicht liebenswürdig fand; allein mein Gemüth war allzuschwach, sie wirklich zu lieben. Eher fand ich sie nicht nach meinem Geschmacke, bis eine Krankheit die aufwallende Hitze meiner ungestümen Einbildung ein wenig mäßigte, und meiner beruhigten Vernunft das heilsame Bild eines nahen Todes vorstellte. Kaum war ich neun Jahr alt, als ein schreckliches Fieber diese Wirkung bey mir hervorbrachte, und meine neuangehende Frömmigkeit auf die härteste Probe stellte. Ich hielt sie als ein rechtschaffener Christ aus, und ich weiß es wahrlich nicht, ob ich mich itzt, in meinem Alter, zu dem fürchterlichen Augenblicke meines Lebensendes besser anschicken würde. Den Anfang dieser Zubereitung machte ich durch eine scharfe

Prüfung meiner bisherigen Aufführung; ich fand darinne nur allzuviel Bewegungsgründe, darüber erschrocken zu seyn, ich suchte meine Fehler, durch eine lebhafte Reue, und durch den kräftigen Entschluß, mit künftighin behutsamer und klüger zu verhalten, zu verbessern. Ich wendete mich mit einem andächtigen und inbrünstigen Gebeth an die göttliche Barmherzigkeit; und nachdem ich ganze Tage in unverstellten Andachtsübungen zugebracht hatte, übergab ich mich mit einem standhaften Gemüthe, welches von einer lebendigen Hoffnung des Heils erfüllt war, in die Hände der Vorsehung. Meine Krankheit war von keiner langen Dauer. Gleichwol waren die ersten Tage meiner Genesung nicht die letzten von meiner Ehrerbiethigkeit und Demüthigung vor Gott. Anfänglich hätte ich mich lieber betrüben wollen, daß ich nicht zu einer Zeit gestorben war, da ich mich in so schönen Gesinnungen befand, in Gesinnungen, die fähig waren, mich eines ewigdaurenden Glücks zu versichern. Darauf fieng ich an dem Höchsten meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, dafür, daß er mir das Leben erhalten hatte. Kurze Zeit hernach bekam meine Eitelkeit, die durch nichts anders, als durch die Vorstellung einer fürchterlichen Ewigkeit, hätte können vertrieben werden, nebst meinem Körper zugleich, wieder neue Kräfte, welche diese demüthigende Vorstellung nach und nach immer weiter von meinem Gemüthe entfernten. Bey meiner wieder erlangten fortdaurenden Gesundheit belustigte ich mich an mancherley Luftschlössern, an prächtigen Anschlägen zu meinem künftigen Glücke, an Hoheit und großem Ansehen; an Träumen, welche die Trunkenheit einer lächerlichen Eigenliebe in Gemüthern, die sie bethört,

thört, hervorbringt; Träume, die zwar ein wenig ordentlicher, aber eben so unbesonnen herauskommen, als diejenigen sind, welche ihren Ursprung dem Schlafe zu danken haben.

Ich wurde mit solchen jungen Leuten auferzogen, die, da sie theils ihrer Geburt, theils ihres Vermögens wegen, weit über mich erhaben waren, mich das großthuende und verächtliche Wesen sattsam empfinden ließen, welches vornehmer Leute Kindern gegen diejenigen, die niedriger sind als sie, insgemein anhängt. Ich sahe mich genöthiget, ein trauriges Stillschweigen zu beobachten, wenn sie von dem prächtigen Staate und Tische ihrer Väter, von den Bedienungen und großem Credite ihres Vetters, des Präsidenten, und des Generals, ihrer Mamma Bruders, redeten. Ich schöpfte aus diesen Gesprächen allen den Verdruß, und alle die Verzweifelung, welche nur die Einbildungskraft einem misvergnügten Hochmuthe immermehr verschaffen kann. Allein diese betrübten Wirkungen meiner Eitelkeit blähten diesen Hochmuth, anstatt daß sie ihn hätten demüthigen sollen, nur destomehr unvermerkt auf, sie kränkten ihn, und brachten ihn dazu, daß er sich gegen die vorhandenen Schwierigkeiten desto hartnäckiger auflehnte. Mein Ehrgeiz nagte mich unabläßlich, und überließ mich den grausamsten Vorstellungen, die mich niemals verließen, die mich aller Fähigkeit beraubten, und die mir ein tiefsinniges und zerstreutes Ansehn gaben, welches sonst bey der zartesten Jugend so was sehr seltenes ist. Ich glaube auch, daß diese unglückliche Beschäfftigung mein Gemüth in eine Art von Niedergeschlagenheit

setzte, die niemals hernach in meinem ganzen unglückseligen Leben gänzlich davon abgesondert gewesen.

Der allerbetrübteste Umstand bey einer herrschenden Eitelkeit ist dieser, daß sie die Einbildungskraft erhitzt, und daß sie dieselbe überaus fruchtbar an scheinbaren Hülfsmitteln macht. Selbst in der bittern Kränkung, welche mir der Adel und große Reichthum meiner Gespielen verursachte, fand ich dergleichen. Ich ward dadurch bewogen, die ernsthaftesten Betrachtungen über die Vorzüge anzustellen, wodurch sie mich ihnen unterwürfig zu machen suchten; ich erkühnte mich, Vermögen und Geburt als Geschenke eines blinden Zufalls anzusehen, die zu den wahren Vorzügen des Menschen nicht das Mindeste beytragen.

Allein das waren auch weiter nichts, als bloße Vorstellungen. Eben in dem Augenblicke, wenn sie von meiner Vernunft gebilliget wurden, und wenn sie meinen Hochmuth besänftigten, verwarf sie mein Herz. Der Adel vornehmlich stellte meiner Seele etwas überaus schmeichelndes vor; ich hätte alles in der Welt gethan, wenn ich es hätte dazu bringen können, daß ich aus einem erlauchten Geschlechte wäre entsprungen gewesen. Und ob ich gleich bey aller andern Gelegenheit ein geschworner Feind von niederträchtigen Lügen war: So verleitete mich doch mein thörichter Hochmuth so weit, daß ich mir artige Mährchen von meinen Vorfahren aussann und sie unter die Leute brachte, Mährchen, worüber ich noch allemal erröthe, so oft ich nur daran gedenke. Diese Erdichtungen waren nach dem

dem Muster derjenigen Träume gebildet, womit sich meine Einbildungskraft unterhielt, welche mir, noch ehe ich irgend einen Roman gelesen hatte, wider alle Wahrscheinlichkeit versprach, das Schicksal würde mich noch einmal vornehmere Anverwandten finden lassen, als die waren, welche mich auferzogen hatten, die mir doch auch sehr schätzbar waren, und die ich mich nicht enthalten konnte mit der allerlebhaftesten Zärtlichkeit zu lieben.

Die Untersuchung meiner Gesinnungen entdeckte mir noch eine andere Trostquelle. Ich fand sie ganz unverbesserlich schön. Vornehmlich machte mir mein Hochmuth ein ausnehmendes Vergnügen. Ich nannte ihn ungescheut eine Hoheit der Seele. Ich fand überdieses, daß ich redlich, standhaft, liebreich, beherzt, unerschrocken, und ein Feind der Verstellung sey. Einer von meinen Lehrmeistern hatte oftmals vor der ganzen Gesellschaft gesagt, **ich hätte ein recht fürstliches Herz.** Diese Worte waren mit goldnen Buchstaben in mein Gedächtniß eingeprägt. Ich las mir sie unaufhörlich vor. Eben dieses war der stärkste Bewegungsgrund, der mich meinem Lehrer geneigt machte, und der mir einen Geschmack an seinen Unterweisungen und Verordnungen beybrachte. Was diesen prächtigen Lobspruch dem Munde dieses ehrlichen Mannes, welcher die Anfangsgründe der Sprachwissenschaft ungleich besser verstand, als die Sittenlehre, abgelockt hatte, das war dieses, weil er gesehen hatte, daß ein Hagel von Schlägen, der über meinem Rücken schwebte, und im Begriffe war, auf ihn herab zu donnern, mich nicht

dazu bringen konnte, die Fehler zu gestehen, die meine Unbesonnenheit mich sehr oft begehen ließ. Er hatte bemerkt, daß, wenn er mich schlug, ich, anstatt davon zu laufen, ganz unbeweglich auf eben der Stelle sitzen blieb, ohne den geringsten Laut von mir zu geben, und daß ich auf sein erzürntes Gesicht solche Blicke warf, die ihm deutlich sagten, daß ich mich von ihm nicht ungerochen würde schlagen lassen, wenn ich nur so viel Stärke besäße, als er. Außer dem hatte er sich auch darüber gewundert, daß er überaus leicht alles von mir bekommen konnte, was er nur immer wollte, wenn er anders freundlich mit mir redete, und meine Ehrbegierde reizte.

Mein Heldenmuth schränkte sich nicht immer in diese standhafte Unthätigkeit ein; ich ließ meine Tapferkeit gar auf eine andere Art sehen, wenn ich irgend etwas mit meinen Gespanen auszumachen hatte, und es vergieng beynahe kein Tag, daß mir nicht so etwas zugestoßen wäre. Zum Unglück war ich eben der jüngste; meine Eitelkeit aber machte mich unerschrocken, und vermehrte meine natürliche Hurtigkeit, die den Abgang meiner Kräfte ersetzte. Ich war recht beflissen, meinen Gespielen zu zeigen, daß Geld und hohe Geburt in einem Kampfe gar nichts ausmache. Ihre Verachtung setzte mich vollends in Wuth. Meine Gegner kamen damit nicht los, daß sie mich vier bis fünfmal nach einander zu Boden schmissen; ich balgte mich so lange mit ihnen herum, als ich nur noch ein wenig Athem übrig behielt. Den folgenden Tag gieng der Streit von neuem an. Aus den meisten dieser Schlägereyen gieng

ich

Digitized by Google

ich dicht ausgeklopft, aber auch voller Ruhm davon, und selbst meine erlittene Niederlagen brachten mir ein Ansehen zu wege. Was war das für eine entzückende Freude für mich, wenn ich über einen Feind, der einen guten Kopf hoch über mich wegragete, den Sieg erkämpfte! Nein! kein General bey einem Kriegsheere kann so stolz darauf seyn, wenn er eine Schlacht gewonnen hat, die seinem Andenken die Unsterblichkeit verspricht. Durch diese beständige Uebung nahm meine Stärke und Geschicklichkeit recht augenscheinlich zu. Und in kurzer Zeit sahen sich alle Schüler, die mir den Jahren nach am nächsten kamen, genöthiget, mich zu schonen, und eben dadurch meinen Hochmuth zu beruhigen. Aber es fanden sich andere Vorfälle, da ich wider viel fürchterlichere Schwierigkeiten zu kämpfen kriegte.

Man weiß, daß man beynahe in allen Collegien anfänglich eine Art von einer demokratischen Regierungsverfassung wahrnimmt, deren Grundgesetze alle Mitglieder desselben Staats gleichförmig verpflichten; aber eben diese Regierungsform ist gar selten von einiger Dauer. Gar bald thut sich einer, durch einen merkbaren Vorzug des Alters, oder der Stärke, vor andern hervor; oder aber er macht sich durch Wohlthaten einen Anhang von dem größten Theile seiner Mitglieder. Sodann wird er der andern König, und unumschränkter Monarch. Alles beugt sich vor ihm; man gehorcht seinen Willensmeynungen, wenn sie auch noch so ausschweifend wären. Der Rector selbst ist ungleich weniger furchtbar, und herrscht lange nicht so gebiethe-

risch, als jener. Ich war noch keine zwölf Jahr alt, da ich bereits vier solcher fürchterlicher eigenmächtiger Selbstherrscher auf einander hatte folgen gesehen. Meiner ungestümen Eitelkeit ohngeachtet hatte ich mich, nebst den andern, unter sie geschmieget, und ich hatte mich genöthiget gesehen, sie durch die niederträchtigsten Gefälligkeiten, und durch die nachtheiligste Unterwürfigkeit zu besänftigen. Indessen war ich gleichwol der Urheber von diesen vier auf einander folgenden Empörungen, die einen glücklichen Erfolg hatten. Jedesmal war ich der Rädelsführer unter den Zusammenverschwornen. Damit alles das Ansehn eines förmlichen Aufruhrs haben möchte: So ward der Entwurf zu allen diesen Meutereyen in nächtlichen Zusammenkünften geschmiedet, und die Tyrannen wurden gestürzt, ohne die eigentlichen Triebfedern ihres Falls entdeckt zu haben. Unser letzter Monarch war der fürchterlichste unter allen. Er war ein Riese gegen uns zu rechnen, und das ungestüme Wesen, welches die ungebundene Hoheit begleitet, wurde bey ihm durch eine grobstolze und wilde Gemüthsart unterstützt.

Die Zusammenverschwörung brach in einer abgelegenen Gasse, als wir eben aus der Kirche kamen, öffentlich aus. Drey Verschworne kriegten anfänglich drey von den Leibtrabanten dieses **Nerons** unsers Collegii beym Kopfe. Erstaunt über die Verwegenheit der Ausschläger geht er mit einem gesetzten ernsthaften Wesen gerade auf sie los. Er betrachtet sie mit einem drohenden Auge, und nimmt sich vor, sie für ihre Vermessenheit nachdrücklich zu züchtigen. Aber auf einmal sieht

sieht er sich von allen Seiten durch die übrigen Mitverschwornen umzingelt und angepackt. Er vertheidiget sich mit aller Tapferkeit. Drey oder viere der Verwegensten sinken unter seinen Schlägen zu Boden. Die andern lassen ihren Fang nicht fahren. Die, welche er zu seinen Füßen niedergeworfen, packen ihn bey den Beinen an. Er fällt zu Boden, und stürzt auf die Ueberwundenen herab. Sein großer Körper ist nicht groß genung, alle die Streiche aufzufangen, womit man ihn zudeckt. Ein jeder erinnert sich des unanständigen Betragens, was er von ihm erdulden müssen. Die Niederträchtigsten werden nun die Blutgierigsten. Sie stellen alle zusammen kleine Janitscharen vor, die bereit sind, einen Sultan zu erdrosseln, der sie ihres Gehorsams entlassen. Ich glaube auch wirklich, daß er in Lebensgefahr gerathen wäre, wenn ihn nicht liebreiche Hände unsrer Wuth entrissen hätten. Man kann sich keine demüthigere und niederträchtigere Creatur, als diesen Elenden nach seinem Falle, vorstellen. Die Grobheiten die man ihm nunmehr, zur schuldigen Vergeltung, erwies, nöthigten ihn, aus dem Collegio zu entweichen.

Mitten unter diesen verschiedenen Empörungen in unserm kleinen Staate fand meine Eitelkeit immer etwas, woraus sie neue Hülfsmittel zog, sich dadurch zu befriedigen. Sie trieb mich an, glückliche Bemühungen anzuwenden, um alle meine vornehme Mitschüler, an Geschwindigkeit im Wettlaufe, an Luftsprüngen, und durch andere Merkmaale meiner Geschicklichkeit, zu übertreffen, und sie ließ mich unzählich oft, auf Gefahr Hals und Beine zu brechen,

Digitized by Google

brechen, Wunderdinge vor ihren Augen thun. Sie brachte noch eine andere Wirkung zuwege, die mir weit vortheilhafter war. Sie öffnete mir das Verständniß, und stärkte mein Gedächtniß. Durch mein schleuniges Zunehmen an Gelehrsamkeit sahe ich mich bald an der Spitze aller meiner Edelleute, die entweder nicht so viel Eitelkeit besaßen, als ich, oder die sich an andern Vorzügen begnügen ließen, die sie für weit erhabner hielten, als alle Einsicht des Verstandes jemals seyn kann. Sie hätten mich darum nicht weniger verachtet, wenn sie nur Herze genung dazu gehabt hätten.

Ohngeachtet meiner Beflissenheit auf das Studiren, kam es doch meiner Eigenliebe, die sich an dem glücklichen Fortgange dieser Beflissenheit ergötzte, in den Sinn, so etwas in meinem Herzen rege zu machen, welches ziemliche Anzeigungen der Liebe hatte. Unser Rector hatte eine Tochter, die schier von meinem Alter war. Das war nun so eine kleine Brunette, die eben nicht allzuviel Annehmlichkeit besaß; doch war sie die einzige, nach der meine Begierde, dem schönen Geschlechte zu gefallen, sich erstreckte, eine Begierde, die bereits in verschiedenen vorkommenden Fällen ausgebrochen war, und die von dem zärtesten Alter an in den Aufbau **meiner Luftschlösser** sich eingeschlichen hatte. Eben diese Neigung (vielleicht war es auch noch etwas mehr) hatte sich in dem Herzen meiner kleinen Prinzessinn eben so frühzeitig, als in dem meinigen, eingefunden. Dieses allein machte sie schon ein wenig liebenswürdig. Sie war oft bey unsern Spielen zugegen; und das Hauptmittel, dessen ich mich bediente, ihr meine Zärtlichkeit zu entdecken, bestand darinn, daß ich verwegenere Luftsprünge, als sonst jemals, that. Sie beunruhigte sich zuweilen über die Gefahr,

fahr, der ich mich aussetzte, das kützelte mich, und ich verdoppelte meine Luftsprünge. Sie hielt mich davon ab, und warf mir einige günstige Blicke zu. Das war eine Zufriedenheit von schlechter Dauer. Das Verdienst meiner Schenkel, hielt den schönen Kleidern, und den Geschenken nicht die Wage. Ich hatte gut springen; es waren lauter Luftsprünge, wie **Sancho** sagt; kaum hatte sie acht darauf, wenn goldene Tressen ihre Blicke auf sich zogen, oder wenn sie dieselben auf kostbare Blumsträuche, oder köstliches Backwerk richtete, welches der Reichthum meiner Gespielen ihrer Lüsternheit anboth. Ich ward dadurch entsetzlich aufgebracht; ich schmälte gewaltig auf die niederträchtige Seele unsrer gemeinschaftlichen Gebietherinn. Meine erregte Eitelkeit machte mich glauben, daß ich sterblich in sie verliebt wäre.

In meinen Ergetzungsstunden, die bisweilen ganze Nächte hindurch dauerten, las ich dazumal die **Cleopatra**; das war der erste Roman, der meine Aufmerksamkeit verführt hat. Ich war eben damals über der Geschichte des **Artabans** begriffen. Diese Geschichte gefiel mir mehr als alles andere. **Artaban** glaubte, daß er eines niedrigen Herkommens sey: dieses gefiel mir am allermeisten an ihm. Welch eine herrliche Eigenschaft! Bey dem allen war er bis zur Unbescheidenheit hochmüthig, unerschrocken, unleidlich gegen das verächtliche Bezeigen. Er konnte es auch selbst an den größten Prinzen nicht vertragen. Er sprach in einem hohen Tone wenn er ihnen antwortete, und, um sie zu strafen, überbrachte er den Feinden seines Herrn einen Degen, der ihnen den Sieg versicherte. Das war ja ein allerliebster Mensch, dieser

Arta-

Artaban; unvermerkt war ich selbst eben der **Artaban**. Seine Zärtlichkeit, die sich immer bis zu den Prinzessinnen der Monarchen erhob, ward durch die Prinzessinn von **Aethiopien** verworfen. Ich theilte die Beschimpfung mit ihm, und mit ihm faßte ich auch meinen edelmüthigen Entschluß. Die Erbprinzessinn des Collegii war meine *) **Candace**. Ich überließ sie auf eine Cavaliermäßige Art der Niederträchtigkeit ihrer Gesinnungen und ihres Herzens. Ich glaubte auch den Charakter des **Artabans** noch mehr zu erheben, wenn ich sie böse machte. Ich striegelte einige von meinen Mitbuhlern auf eine nachdrückliche Art, und was meine Prinzessinn anbelangt, der begegnete ich so unhöflich als möglich, und ich bezeigte ihr die allerkränkendeste Verächtlichkeit. Ich war über dieses Betragen fast eben so vergnügt, als ich da würde gewesen seyn, wenn ich den Vortheil erlangt hätte, alle meine Mitwerber zu unterdrücken. Aber, was ereignet sich? Meine schöne **Aethiopierinn**, die mich natürlicher Weise recht von Herzen hätte hassen sollen, stellte sich zwey bis drey Tage nach einander ausnehmend traurig in meiner Gegenwart an. In meinem Beyseyn zeigte sie nicht die mindeste Achtung gegen die schönen Kleider meiner Nebenbuhler, und sie schlug sogar ein sehr schönes Geschenk aus, welches ihr derjenige machen wollte, den ich für das Schooßkind der Liebe hielt, weil er ein rechtes Glückskind war. Ich verließ sie hier mit einem eilfertigen Wesen, um mich wieder bey meinem Roman einzufinden. So vergieng eine Woche. Ganz früh morgens hörte ich einmal an meine Kammerthüre anklopfen, ich machte auf; und siehe da! es war meine Prinzessinn.

*) Eine äthiopische Prinzessinn, und erste Liebste des Artabans.

Digitized by Google

zeſſinn. **Wie befinden Sie ſich**, ſagte ſie zu mir; **ſeit vierzehn Tagen kommen ſie ja faſt nicht aus ihrem Cabinet? Sie ſind unpaß; das weiß ich gewiß.** Keinesweges! gab ich ihr zur Antwort, ohne meine Augen von einem in Händen habenden Buche wegzuwenden; ich befinde mich vollkommen wohl. So müſſen ſie denn einen Verdruß haben, erwiederte ſie; und dem muß ich die harten Begegnungen zuſchreiben, die ſie mir erwieſen haben. Ich glaube doch aber wenigſtens nicht, daß ich ſie verdient habe, ich, die ich im ganzen Collegio keine Seele, als ſie ganz allein liebe. In Wahrheit, fuhr ſie unter herzbrechenden Seufzern fort, ich bin ſelbſt krank, daß ich ſie in dergleichen Gemüthsverfaſſung ſehen ſoll. Darauf folgten um mich vergoſſene Thränen. Das war eine neue Frucht! Welch ein entzückendes Vergnügen für meine Eitelkeit! Ich ſahe ſie an; ſie weinte erbärmlich; da gab mein Stolz reiß aus; ich vergaß alle meine Verachtung. Ich ſagte ihr die zärtlichſten Sächelchen vor, die mein überwundenes, und durch meinen Roman erweichtes Herz nur immer fähig war, mir einzugeben. Sie antwortete mir darauf mit ſolchen Ausdrücken, die weit über ihre Jahre giengen. Einige Küſſe entzückten mich bis in den dritten Himmel, und wir ſchieden von einander, beyde mit einander vergnügt, noch ungleich mehr aber jedes mit ſich ſelbſt zufrieden. Zween ganze Tage dauerte unſere Zärtlichkeit, wiewohl ſie beſtändig abnahm. Sie ließ ſich von neuem die Geſchenke und die Schnabelweide einnehmen, ohne ſich meinetwegen im mindeſten darüber eine Sorge zu machen. Ich lidte dieſes ohne verdrüßlich darüber zu werden. Meine Gleichgültigkeit rührte ſie nicht. Wo

kam

kam das her? Ihre Eitelkeit war zufrieden gestellt, und die meinige auch. Ich bekümmerte mich nicht mehr um die gute **Candace**, und ich zweifelte gar nicht, daß bald eine zärtliche und großmüthige **Elise** *) mir die Verachtung einer hochmüthigen und eigennützigen **Candace** vergüten werde.

*) Eine parthische Prinzessinn in den **Artaban** verliebt.

Der neue französische Zuschauer.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Fortsetzung des Sendschreibens einer bejahrten Mannsperson ꝛc.

Vielleicht würde eben dieser Auftritt noch manchmal seyn wiederholt worden, wenn ich nicht aus dem Collegio weg- und auf die hohe Schule gegangen wäre. Das war denn eine Veränderung meines Zustandes, den meine Eigenliebe sehnlich gewünschet hatte. Diese Lebensart hat das herrische Ansehen eines erwachsenen jungen Herrn, welches mir sehr wohl gefiel. Da war ich nun wie in einer neuen Welt; aber außer Stande einiges Aufsehn darinn zu machen. Welch eine neue Kränkung! Sie war mir um desto empfindlicher, jemehr meine Eitelkeit mit den Jahren zugenommen hatte. Wie schlecht kleidete mich meine einfärbige Tracht neben den goldenen Tressen und Stickereyen! Mein größtes Unglück fand ich in einem hitzigen Entschlusse, mich noch einmal durch diejenige Art eines rühmlichen Ansehens zu unterscheiden, welches eine Frucht der Gelehrsamkeit ist. Ich ließ mir das Studieren so emsig angelegen seyn, daß ich ganz mager darüber ward. Ich war kaum vierzehn Jahre

Digitized by Google

alt. Mein knabenmäßiges Ansehen zog mir Verachtung zu. Allein ich siegte bald über diese Verachtung. Meine Lehrer liebten mich, und gaben mir in die Augen leuchtende Merkmaale ihrer Achtung. Verschiedene Studenten fiengen an mich in Betrachtung zu ziehen; andere beneideten mich; und einige waren so unbesonnen, daß sie darinn etwas lächerliches fanden, daß mein Verstand und Fleiß, meine Jahre und Leibesgestalt überstiegen. Unter andern ließ sichs der letztere Tyrann, den ich noch im Collegio von seiner Regierung abgesetzt hatte, und der einerley Stunden mit mir besuchte, in den Sinn kommen, durch unverschämte grobe Spöttereyen meine Jugend anzupacken. Eines Tages, da ich ihm weiter nichts that, als daß ich ihn ins Angesicht auslachte, schlug er mich auf die allerschimpflichste Art mit seinem Handschuhe in die Augen, und drohte mir, er wollte mich auspeitschen, so bald er mich auf der Straße antreffen würde. Diese Heldenthat zog ihm einiger Thoren lauten Beyfall zu, und eben das war es, was mich vollends in eine unaussprechliche Wuth setzte. Der Professor kam dazu; ich wartete nur auf das Ende seiner Lehrstunde. Ich gieng heraus, ich kriegte meinen Mann zu Stande; ich warf ihm alle Schmähworte an den Hals, die man nur immer dem allerelendesten Lumpenhunde vorwerfen kann, und zog vom Leder. Er würdigte mich nicht, seine Fuchtel auf mich zu ziehen, sondern er kam auf mich zu, und wollte mir meinen Degen nehmen, welches er für eine leichte Sache hielt. Da er mich aber kannte, und mich so behend und geschickt fand, daß ich ihm wohl meinen Degen hätte durch den Leib stoßen können: Wollte er davon gehen, und schalt mich einen kleinen Gelschnabel, der seines Zorns nicht werth wäre. Kaum aber hatte er diese Schimpfworte ausgestoßen: So fühlte er bereits fünf bis sechs derbe Streiche mit der flachen Klinge, die ihm mit aller möglichen Behendigkeit,

welche

welche die ausgelassenste Wuth nur immer erregen kann, auf die Ohren herab fielen. Alsdenn wollte er auch losfädeln; allein seine Gefährten hielten ihn zurück; er ließ sich weiß machen, daß er keine Ehre davon hätte, wenn er mich besiegte, und so gieng er denn ganz gelassen davon, wiewohl ich ihm noch verschiedenemale spöttisch zurief, ob er noch Lust hätte mir die Ruthe zu geben. Dieser kleine **artabanische** Streich setzte mich in Entzücken. Er brachte mir auch eine gute Wirkung zuwege. Man fieng an, mich für einen kleinen losen Vogel zu halten, der keinen Spaß verstünde, und die hochadelichen Thoren vergönnten mir, von der Zeit an, mehr Witz und Geschicklichkeit, als sie zu besitzen. Meine Eitelkeit ließ sich nicht daran genügen, nur in den Wissenschaften allein ihre Vortrefflichkeit zu zeigen; sie wollte auch in den ritterlichen Uebungen den Vorzug vor allen andern haben, als wozu ich überaus aufgelegt war. Mein romanhafter Heldenmuth verleitete mich vornehmlich, das Fechten aus dem Grunde zu erlernen. Ich glaubte, meine Herzhaftigkeit habe dieses Zustußes nöthig, um sich beträchtlich zu machen, und meinen Hochmuth, der sich auf meine vorgegebene herrliche Eigenschaften stützte, wider den Stolz der andern zu beschützen, der sich auf ihr Vermögen, und ihren Adel steuerte. Mein Beutel war ziemlich schlecht versehen; aber das schadete nichts: ich faßte den Entschluß, von meinen Lebensmitteln so viel abzubrechen, als ich zu Bezahlung meiner Lehrmeister nöthig hatte. Ich befleißigte mich, meine Leibesübungen mit einer Art von Begeisterung zu erlernen, und binnen zwey bis drey Monaten nahm ich so stark darinn zu, als andre in vielen Jahren. Das war denn ein neues Verdienst für mich; ein neues Hervorthun vor meinen akademischen Nebenburschen. Ich erlangte auch gar bald einen wirklichen Vortheil davon. Ein vornehmer und sehr reicher Herr, welcher durch mein

Digitized by Google

Ansehn gerührt war, wollte mich in ein Freundschaftsbündniß mit seinem einzigen Sohne ziehen, der zwar ein ganz gutes Kind war, den man aber auch alle Mühe hatte ein wenig aufzumuntern, und ihm etwas Ehrbegierde beyzubringen, von der ich nur allzuviel besaß. Sein Vater war großmüthig. Er versprach mir seinen Schutz, und ertheilte mir auch wirklich beträchtliche Geschenke, die von allem dem begleitet wurden, was eine wohlgesittete Höflichkeit nur immer verpflichtendes an sich hat. Sein Haus ward fast mein beständiger Aufenthalt, und man war recht ungehalten auf mich, wenn ich mich nur einen ganzen Tag seines Tisches nicht bedient hatte. Nunmehr befand ich mich in einer herrlichen Verfassung. Ich sahe mich von einem der vornehmsten Männer geliebkoset, ganz vortrefflich bewirthet, und was mich noch weit mehr rührte, sehr sauber gekleidet, und in keiner andern Gesellschaft, als bey jungen Herren vom ersten Range. Damals war ich nun ganz von mir selbst eingenommen und gleichsam trunken, ich selbst war der einzige Mittelpunct, worauf alle meine Gedanken gerichtet waren; stets war ich beschäfftiget, neue Luftschlösser aufzuführen, die nicht so kindisch, und von einer wahrscheinlichern Dauerhaftigkeit waren, als die erstern.

Von nun an ward die falsche Ehre die einzige Richtschnur meiner ganzen Aufführung, und sie blieb es so lange, als die Grundsätze der Sittenlehre und der Religion, unter den ausschweifendesten Hirngespenstern, in dem Innersten meiner Seele gleichsam verscharrt lagen. Zwar muß ich das, der Wahrheit zu Steuer, wohl bekennen, ich unterließ nicht gänzlich, an die Religion zu gedenken: aber ich betrachtete sie niemals anders, als auf eine kraftlose Weise, um eine lächerliche Begierde, von allem zu schwatzen, und meinen, über alles sich erstreckenden Verstand schimmern zu lassen, dadurch zu vergnügen.

Digitized by Google

gen. Bey dieser Untersuchung war ich gar nicht der Mann, der sich den Entscheidungen seiner Lehrmeister sollte überlassen haben. Meine Eitelkeit war niemals freudiger, als wenn ich ganz allein auf einem ungebahnten Wege recht weit gieng; und ich glaubte, ich selbst könnte schon das Licht aufsuchen, welches meine Meynungen in Ordnung bringen sollte. Ich wäre noch glücklich gewesen, hätte mir nur meine Selbstgenügsamkeit niemals einen schlimmern Dienst erwiesen. Meine Lehrer schüttelten den Kopf dazu, und hielten mich für einen **Tollkopf**; ja! sie waren sehr meinetwegen besorgt, ich möchte irgend in das erbärmliche Unglück einiger Ketzerey verfallen. Ich spottete nur über ihre Unruhe; der Zuname eines Ketzers, und eines Erzketzers dazu, jagte mir nicht das mindeste Schrecken ein. Ich wollte frey denken. Ich hatte zwar Vernunft; allein ich wollte fliegen ohne Flügel. In einer Stunde meynte ich im Stande zu seyn, die allerverworrensten Fragen aufzulösen, oder zu entscheiden, welche darunter unbegreiflich wären. Ich that unrecht, und diese kindische Einbildung vergeringerte meinen Charakter durch eine lächerliche Thorheit.

Alles, was noch irgend gutes an mir, in Absicht auf die Gottesfurcht, übrig blieb, das war dieses, daß ich sie für höchst schön hielt, und daß ich sie, auch selbst in den blödsinnigsten Gemüthern, und an den gemeinsten Leuten hochschätzte; aber darum war ich ganz unbesorgt, ob sie auch in meinem eignen Herzen anzutreffen wäre. Welch ein schändlicher Widerspruch!

Was mich nun vollends zu dem größten Närrchen von der Welt machte, und mir doch gleichwol in der folgenden Zeit einen Vortheil verschaffete, das war dieses, daß ich mich, ich weiß nicht durch was für einen Zufall, in eine Gesellschaft junger Witzlinge einließ, das waren denn Jünglinge von

großer Klugheit, von guter Aufführung, aber auch von beynahe eben so großer Eitelkeit, als ich selbst. Ihr Hauptfehler bestand darinn, daß sie Witzlinge waren. Da hörte man von ihnen nichts anders, als **Begriffe** und **Kenntnisse**! mit aller der Pedanterey! Sie hielten nichts für schön, als die sinnreichen **Gedanken**. Sie schätzten den Werth aller gelehrten Werke nach der Menge und Beschaffenheit der darinn vorkommenden Gedanken. Dieser Gedanke war niedlich, jener ungekünstelt, der prächtig; einige waren neu, andre erneuert aus den geiechischen Schriftstellern. Es gab, nach ihrer Mundart, edle und überedle Gedanken, diese hießen erhaben. Ein Gottesgelehrter in dieser geistreichen Gesellschaft rühmte sich, daß er funfzig sinnreiche Gedanken, richtig gezählt, in einen seiner Aufsätze gebracht, die, in dem Eingange enthaltenen, nicht einmal dazu gerechnet. Diese Herren griffen mich erst an der schwachen Seite an, um mich in ihre Gesellschaft zu ziehen. Sie fanden an mir eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft; und sie machten mir weiß, ich dürfte nur eine gewisse Schrift des Pater **Bouhours** lesen, um so schön, als irgend ein anderer, zu denken. Hiermit war meine Eitelkeit gewonnen; ich wollte geistreiche Gedanken haben; und ich wollte sonst nichts, als geistreiche Gedanken. Die gesunde Vernunft? ja! das war wohl so etwas; es mußte doch Wahrheit in den sinnreichen Denksprüchen vorkommen; eigentlich aber waren es doch diese Sinnsprüche, welche dem Wahren erst den rechten Werth beylegten. Der gesunde Verstand war nur das Caput mortuum, oder der trockene Ueberrest der menschlichen Scharfsinnigkeit. Aber der Witz? Poß Stern! das war der feinste Ausbruch desselben; und ich begriff es ganz wohl, daß man mit aller seiner gesunden Vernunft, bloß an und für sich selbst, nichts anders, als ein Thor seyn könne: Das aber, was ich nicht begriff,

ist

Digitized by Google

ist dieses, daß man mit allem Witze, und selbst mit der feinsten Gattung desselben, ohne daß erst ein Wunder deswegen geschehen dürfte, ein Narr zum anbinden seyn könne. Ich ward witzig, und geistreich, binnen vier Tagen. In Zeit eines Monats wurde ich fast zu lauter sinnreichen Gedanken. Ich war mit Denksprüchen ausgefüttert. Ich erholte mich gänzlich von der Beredsamkeit eines **Cicero** und **Demosthenes**. Schön! diese guten Leute dachten wohl richtig; aber nicht sinnreich. Ich brachte mehr scharfsinnige Gedanken auf zwo Seiten an, als sie in einer ganzen langen Rede nicht angebracht haben. Die armen witzlosen Köpfe! Was mich aber doch gleichwol in ihren Schriften in Verwunderung setzte, das war, daß sie meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und daß sie mich rührten. Ich glaubte, es müsse einiger Betrug dahinter stecken, und es war mir gar nicht gelegen, daß ich diese Leute so nachdrucksvoll sollte sprechen hören, ohne **Denksprüche** in ihren Reden zu finden. Ich, meines Theils, häufte sie desto mehr, auch sogar in meinen **akademischen Abhandlungen** wimmelte alles davon. Aber ich glaubte der Donner rührte mich, als ich sahe, daß meine Lehrer dieses alles für ausschweifend erklärten. Was sollte ich immer mit diesen Schulfüchsen, die keinen Geschmack haben, anfangen? Ihre fühlose Dummheit bewegte mich, die Achseln über sie zu zücken.

Ich hatte das Unglück, mich gar bald unter diesen witzigen Köpfen hervor zu thun, die sich bemüheten, voller Blümchen und niedlichen Aussprüche zu seyn, auch alsdenn sogar, wenn sie die Wuth, oder die Verzweiflung schildern sollten. Was für ein schmack- und nahrhaftes Labsal war das nicht für meine Eitelkeit! Was für ein tüchtiger Grund zur Verachtung gegen die geschicktesten Leute, die in ihrem unfruchtbaren Gehirne nichts weiter, als bloße **Vorstellungen** und **Bilder** haben!

Ob mir gleich diese neue Gesellschaft, die meinem Bedünken nach, mein vorzügliches Verdienst aufs höchste gebracht hatte, mehr gefiel, als man sich nur immer einbilden kann: So unterließ ich doch nicht, mir dann und wann Zeit zu nehmen, auch mit meinen Edelleuten einigen Umgang zu pflegen. Oftmals stellte ich an einem einzigen Tage drey verschiedene Personen vor, den Witzling, den Stutzer und den Raufer, das ist so gewiß als dieses, daß ich noch vor meinem achtzehnten Jahre bereits zweytausend sinnreiche Gedanken, sowol in gebundener als ungebundener Schreibart, zu Papiere gebracht, sechs Liebsten gehabt, und mehr als zehnmal vom Leder gezogen; und das alles zusammen mit mehr Glücke als Verstande; und wenn ich alles mit seinen Umständen aufs genaueste zusammen rechne: So beläuft sich die Summe meiner ziemlich starken Unbesonnenheiten auf mehr denn zwanzig tausend. Was mich gemeiniglich mit einer Schönen verband, das war meine unermeßliche Eitelkeit, die mich verleitete, einen Versuch zu machen, wie weit sich mein Verdienst erstrecke; und was mich wieder in Freyheit setzte, das war nicht sowol einige Unbeständigkeit, oder ausstudirte Untreue, als vielmehr der Hochmuth meiner Gebietherinn, oder auch die Entdeckung irgend eines Fehlers, den sie an sich hatte, welcher mir sie als eine Person vorstellte, die der Zärtlichkeit einer so schönen Seele, wie die meinige, nicht werth wäre. Eigentlich war es auch nicht meine befriedigte Eitelkeit, die meiner Liebe den Garaus machte. Ich fieng aus Hochmuth an zu lieben. Bald mengte sich eine aufrichtige und lebhafte Zärtlichkeit darein, mit welcher mein Herz von meiner Kindheit an sehr überflüßig versehen gewesen, und die mir hernach den schönsten Theil meiner Lebenszeit vergället hat. Mit diesen sechs Schönen von allerhand Arten der Bildung und des Verdienstes,

hatte

hatte ſich mein Herz nur bloß einen Zeitvertreib für ſeine Zärtlichkeit gemacht. Das waren nur Vorſpiele meiner verliebten Ausſchweifung. Ein dreywöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande war dazu beſtimmt, meinen romanhaften Stolz alles das begehen zu laſſen, was nur die Liebe von dieſer ungeſtümen Gemüthsverfaſſung immer närriſches erlangen kann. Ich befand mich auf dieſem Landgute mit meines Beſchützers Sohne, und wir trafen daſelbſt eine Vetterinn und eine Muhme von dem jungen Cavaliere an.

Die Reizungen der Vetterinn hatten ehedem ein großes Aufſehn in der Welt gemacht. Sie hatte noch ſchöne Ueberbleibſel an ſich, die, da ſie durch eine lange Erfahrung in der Kunſt ſich gefällig zu machen, unterſtützt wurden, ſchon hinlänglich geweſen wären, ſich ein Herz, wie das meinige war, unterwürfig zu machen. Aber die Muhme hielt mich ab, dieſe Thorheit zu begehen, und verleitete mich zu einer andern, die dauerhafter und heftiger war. Faſt war es nicht wohl möglich, etwas niedlichers und lieblichers zu ſehen, als dieſe reizende Blondine, die, ob ſie gleich erſt kaum funfzehn Jahr alt war, gleichwol bereits ein erhabenes Anſehen hatte, und die Augen rührend zu werfen wußte. Was war es aber Wunder? Sie hatte vortreffliche Naturgaben, und ſie war in einer ſehr guten Schule. Gleich von dem erſten Tage an fand ich mich in einer Art von Vertraulichkeit mit den beyden Schönen, und ſehr gerührt von der Schönheit der Muhme. Sie ſchwellten um die Wette meine Eigenliebe durch übertriebene Lobſprüche an, die ich, ohne viel Umſtände, auf die Rechnung meines Verdienſtes übertrug, von dem ich glaubte, es ſey von der Art, daß es nur Perſonen von Einſicht und Stande in die Augen leuchte. Ich bemerkte auch mit einer angenehmen Beſtürzung, daß die Frau Vetterinn ihre günſtigen Reden durch ein feines

Digitized by Google

Lächeln, durch heimliche Seufzer, und durch schmachtende Blicke unterstützte. Ich wollte einen Roman mit meines Freundes Muhme anfangen; außer dem war ich überredet, es läge bloß an mir, ob ich mit der Vetterinn ein kurzgefaßtes Histörchen vornehmen wollte. Ob mir gleich diese Entdeckung Vergnügen machte: So blieben doch meine Augen fast beständig an meiner jungen Blondine haften, die ihre Mutter zu ihrem Muster zu erwählen schien. Ihre Blicke waren eingezogener, ihr Lächeln seltener und nicht so geruhig; das war denn schon genung für mich. Ich gerieth in Entzückung; noch selbigen Abend hatte ich die Verwägenheit, ihr meine Liebe in den allerlebhaftesten Ausdrücken vorzutragen. Sie antwortete mir nichts, sondern sie ließ es dabey bewenden, daß sie mir die Hand zärtlich drückte. Ihre Mutter war uns auf den Versen nachgefolgt. Ich war solches nicht inne worden. Allein ich weiß gar nicht, was die Mägdchen für Geschöpfe sind, sie haben stets die Augen überall, und selbst in ihren Vergehungen zeigt sich beynahe mehr Klugheit, als in den unsrigen. Ich glaubte, die Hand meiner kleinen Göttinn habe mir genug von ihren Gesinnungen gesagt. Welch ein Sieg! Welche Glückseligkeit. Was für neue und entzückende Freude! Den ganzen Spaziergang über, war ich von einer ganz ausgelassenen Fröhlichkeit, die mir die größten Thorheiten von der Welt in den Mund legte. Sie bewegten das Mamachen zu einem so heftigen Lachen, daß ihr die Augen davon übergiengen, und ich glaubte, daß sie ihre Wohlgewogenheit gegen mich vermehrten. So lange ich auf der Welt bin, habe ich noch keine Nacht ergötzender zugebracht. Welch eine entzückende Schlaflosigkeit. Von einem Mägdchen, das so schön als ein Engel, und noch dazu von dem vornehmsten Stande ist, geliebt zu werden! Die Freyheit zu haben,

sie

Digitized by Google

sie zu sehen, und viele Wochen hindurch mit ihr zu sprechen! Kann wohl die menschliche Glückseligkeit noch höher steigen? Die Liebe gegen mich, die ich an der Mama zu entdecken glaubte, vermehrten noch die Anmuth meiner süßen Träume. Ich betrachtete sie fast nicht anders, als einen neuen Beweis meines unwiderstehlichen Verdienstes; meine Aufmerksamkeit hielt sich kaum bey den Schwierigkeiten auf, die daraus entstehen mußten; und über dieses sind auch dergleichen Hindernisse bey einer regelmäßig eingerichteten Liebe unumgänglich; alle Romanen handeln ja durchgehends davon. Jeder Tag verschaffte meinen schmeichelhaften Vorstellungen einen neuen prächtigen Zusatz. Das schöne Mühmchen erwiederte meine Zärtlichkeit so gütig, als es eine romanenmäßige Liebe nur immer wünschen konnte. Das heißt, mein Herr, es waren alle kleine Gunstbezeugungen, und selbst etwas Eifersucht dabey. Das gieng denn so weit, daß sie mich beynahe ausschalt, weil ich noch für ihre Mutter so viel Achtung hegte; wiewol sie mir zu anderer Zeit eben diese Achtung ausdrücklich anpries. Alles dieses hielt ich nun auf eine ziemlich deutliche Weise, für eine zugestandene Liebe, und es hätten sich wohl geschicktere Liebhaber als ich, dadurch können hintergehen lassen. Hier fand ich nun meine leibhafte **Elise**, ich ward abermals **Artaban**, mehr als ichs jemals gewesen war; und ich zweifelte nicht im mindesten, daß nicht irgend ein unvorausgesehener glücklicher Zufall mich noch eines Tages in ihren Besitz setzen könnte, und daß ich alsdenn in ihrem Besitze einen Inbegriff aller menschlichen Glückseligkeit antreffen würde. Ich war ihr mit der unverbrüchlichsten Treue zugethan, ich stellte keinen wankelmüthigen Liebhaber vor. Die Mama bemühete sich fruchtlos mich zu kirren; sie schmeichelte wohl meiner Eitelkeit;

aber

Digitized by Google

aber mein Herz rührte sie nicht. Vergebens legte sie mir, mit einer buhlerischen Nachlässigkeit, die durch das ungezwungene Landleben völlig entschuldiget wurde, einen ausnehmend schönen Busen zur Schau vor Augen. Vergebens kramte sie ihre Schönheiten aus; ihrer Tochter verdeckte Schönheiten zu errathen, das war mir angenehmer. Gleichwol mußte es endlich geschieden seyn; diese schönen Tage waren, wie ein Traum, verschwunden. Ja! es mußte, welch ein Schmerz! von meiner Schönen geschieden seyn, ohne von ihr anders, als in Gegenwart ihrer verbuhlten Mutter, Abschied zu nehmen. Dieser Umstand, mit der Nothwendigkeit der Abreise verbunden, setzte mich in Verzweiflung. Um meinen Verdruß vollkommen zu machen, bezeugte meine kleine Prinzessinn in ihrem ganzen Wesen nicht die mindeste Unruhe, und ich fand gar keinen geheimen Schmerz in ihren Augen geschildert. Diese Gemüthsruhe kränkte mich gewaltig; dennoch war ich so gut, und schrieb sie keiner andern Ursache, als ihrer Fürsichtigkeit, zu; ich bewunderte die Stärke ihres Verstandes; und ich hätte wohl gewünscht, daß sie etwas mehr Schwachheit möchte an sich blicken lassen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sie nach etlichen Monaten, die ich in der angenehmen Vorstellung des Vergnügens, welches ich bey unserm Wiedersehen genießen würde, zugebracht hatte, von jungen Stutzern umgeben, und ganz kaltsinnig gegen mich, wieder fand. Ich hatte alle Mühe, dießfalls meinen Augen zu trauen. Sie stellte sich an, als hätte sie mich niemals gesehen. **Ja? Nein! ist es möglich?** Das war es alles, was sie mir zur Antwort gab, und das noch dazu mit einer unachtsamen Mine, und ohne mich eines einzigen Blicks zu würdigen.

Ihre

Digitized by Google

Ihre Mutter war doch noch etwas bescheidener; die Gleichgültigkeit, die sie gegen mich blicken ließ, war doch wenigstens mit keiner Verachtung vergesellschaftet. Dieser verzweifelte Streich nun machte mich auf einmal, aus dem hochtrabendesten Menschen von der Welt, zu dem allerelendesten und niedergeschlagensten unter allen Sterblichen. Durch eine sogar unerwartete Begebenheit ward ich ganz betrübt, ja fast vernunft- und sinnlos. Zwo ganze Stunden lang sprach ich keine vier Worte. Die Mutter zog mich eines so ungewöhnlichen Stillschweigens halber auf; und die Tochter gab nicht einmal Achtung darauf. Wie konnte sie auch? Sie war einzig und allein damit beschäfftiget, wie sie vier bis fünf Stutzern weiß machen möchte, daß jeder von ihnen derjenige sey, an dem sie den meisten Geschmack finde. Ich besuchte sie hernach irgend noch zwey oder dreymal; ich ward aber immer auf eben die Art empfangen. Die Hälfte meines Blutes hätte ich darum gegeben, wenn ich sie unter vier Augen hätte sprechen können; es war mir aber unmöglich, Gelegenheit dazu zu finden. Ich erfuhr auch sogar, daß sie sich in ein förmliches Liebesverständniß eingelassen hatte, und daß sie dabey nicht so eingezogen, wie bey dem unsrigen, war. Wenn sie weiter nichts, als ein schlechtes Mägdchen gewesen wäre: So hätte mich diese Entdeckung geheilet; so aber war sie ein Frauenzimmer von Stande. Meine Gemüthskrankheit währte länger als ein ganzes Jahr; wenn ich ihr hernach von ungefähr auf der Straße begegnete, überzog eine blasse Todtenfarbe mein Angesicht. Sie ward es unfehlbar inne. Manchmal beehrte sie mich mit einem sehr liebreichen Grusse. Ich glaubte, es geschehe solches um mir einigen Trost einzuflößen;

aber

Digitized by Google

aber ich bin sicher, daß diese Gütigkeit bloß von der Freude herrührte, die sie aus meinem schlechten und zerstreueten Ansehen schöpfte, und daß sie mir auf eine heimtückische Art das ergötzende Labsal vergalt, welches ich ihrer Eigenliebe verschaffte.

Nachdem ich nun eine geraume Zeit alles gelitten hatte, was eine unglückliche Liebe, und eine gequälte Eitelkeit für eine Seele, wie die meinige ist, nur immer empfindliches an sich haben: So fieng ich unvermerkt an mich wieder zu erholen. Ich bedurfte aber einer neuen Liebe, um meine Gemüthsruhe völlig wieder herzustellen. Sie ward mir durch eine junge bürgerliche Schöne in meiner Nachbarschaft eingeflößt. Ich bemerkte, daß sie mir große Complimente machte, und daß sie sich allemal im Fenster zeigte, wenn ich an mein Fenster trat; das war denn schon genung für meinen Hochmuth, um den Entschluß zu fassen, einige Bemühungen anzuwenden, wodurch ich mich ihrer Liebe theilhaftig machen könnte. Eigentlich betrachtete ich die Sache wohl nicht anders, als einen Glücksfall, und die Person als einen angenehmen Gegenstand zu meinem Zeitvertreibe, und ich erwartete indeß eine Liebste von größerer Wichtigkeit. Diese bürgerliche Schöne war ein Mägdchen von meinen Jahren, die fast keinen Umgang mit jemanden hatte. Es fehlte ihr zwar freylich sehr viel zu jener blitzenden Schönheit, womit meine vorige flatterhafte Gebietherinn prangete; sie war nur eine gemeine Schöne; gleichwol aber hatte sie in ihrer Gesichtsbildung etwas überaus rührendes. Es fiel mir gar nicht schwer, mir einen freyen Eintritt

bey

bey ihr zu verschaffen; ich ward für einen sehr sittsamen Jüngling gehalten, und dieser Ruf war eben nicht übel gegründet. Ich kriegte ihrer bey dem ersten Besuche nicht überdrüßig, ob er gleich ziemlich lange dauerte. Es war ein ehrliches Mägdchen, ohne Kenntniß der Welt, und beynahe ohne einige Auferziehung. Sie war aufrichtig, ungekünstelt, offenherzig; ich glaubte einige Zärtlichkeit an ihr wahrzunehmen, und ich betrog mich nicht. Sie gefiel mir recht wohl; aber gleichwohl sagte ich es ihr nicht bald anfänglich, daß ich sie liebte; ich war kein Freund der Unwahrheit; ich ließ es dabey bewenden, daß ich ihr einige verliebte Schmeicheleyen vorsagte, die sie, in ihrer Unschuld, für eine förmliche Liebeserklärung annahm. Sie dankte mir für die Gütigkeit, die ich für sie hegte; und sie gestand mir, daß ich ihr bereits seit einer geraumen Zeit gefiele; vornehmlich deswegen, weil man sie versichert hätte, daß ich vielen Verstand besäße. Mein Charakter wird ihnen, mein Herr, ganz leicht begreiflich machen, daß ich recht verliebt, oder wenigstens mit der völligen Zubereitung, es zu werden, von ihr weggehen mußte. Eine außerordentlich eitle Mannsperson läßt sich von dem ersten besten Weibsbilde einnehmen; ein Frauenzimmer hat nicht des mindesten Verdiensts nöthig, um sich zur Gebietherinn seines Herzens zu machen; sie darf ihm bloß zu erkennen geben, daß sie einigen Geschmack an ihm finde. Auf diesen ersten Besuch folgten vier bis fünf andre, die, ob sie mich gleich nicht sterblich verliebt machten, mich gleichwol deutlich versicherten, daß ich mit einer unverstellten Zärtlichkeit geliebt würde. Dieser

ser Sieg meines eingebildeten Verdienstes richtete meinen niedergeschlagenen Hochmuth völlig wieder auf. Ich gewöhnte mich, die Verachtung meiner reizenden Blondine nicht mehr als einen persönlichen Schimpf anzusehen, der meiner Gestalt, oder meinen schönen Eigenschaften angethan würde; sondern ich schrieb ihn lediglich meiner Armuth und meiner niedrigen Herkunft zu.

Digitized by Google

Der

neue französische Zuschauer.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Fortsetzung des Sendschreibens einer bejahrten Mannsperson ꝛc.

Ein, nicht allzugewöhnlicher Bewegungsgrund unterwarf mich vollends den Annehmlichkeiten und der Zärtlichkeit meiner liebenswürdigen Nachbarinn. Als ich einst mit meinen Freunden vom Abendessen kam, und ein Räuschgen hatte, fand ich sie an ihrer Hausthüre. Ob es gleich schon ziemlich spate war, so ließ sie mich dennoch ein. Sie war in einem niedlichen und appetitlichen Aufzuge, und die Mutter war bereits zu Bette. Wir waren ganz allein, und dieser Schritt, den sie that, ließ mich sie als eine Buhlschwester betrachten, die von selbst in meine siegerische Hände fiel. Ich machte einige Versuche. Mein Anschlag aber schlug gewaltig fehl. Vermuthlich hatte ihre Mutter vergessen, ihr zu sagen, sie müsse die Junggesellen

Digitized by Google

nicht lieben; allein ihre Mutter, oder vielmehr ihre Vernunft und ihr Herz, hatten ihr gesagt, sie müßte ein ehrliches Mägdchen seyn. Sie zeigte sich auch als ein solches. Sie machte kein Zetergeschrey, sie vertheidigte sich nicht nach Art der Heeringsfrauenzimmer. Nein! sie vergoß einen Strom von Thränen, sie stellte mir in einer durch Schluchzen unterbrochenen, aber durch die Empfindung recht nachdrücklich abgefaßten Rede, das Unanständige und Niederträchtige in meinem Unterfangen sehr lebhaft vor Augen.

Den Augenblick ward ich meinen begangenen Fehler inne, und ich bezeugte ihr meine innigste und aufrichtigste Reue darüber. Mitten unter meinen Betheurungen ward mein Herz von einer wahren Liebe gänzlich eingenommen, die mit der größten Hochachtung für eine so zärtliche, und dabey tugendhafte Person begleitet ward. Ich schilderte ihr die Verwirrung, worein mich diese verschiedene Gesinnungen setzten, durch die stärksten und natürlichsten Züge. Sie ward dadurch gerührt; sie verzieh mir; wir weineten alle beyde, und niemals sind wohl Thränen, mit größrer Zärtlichkeit und Zufriedenheit zugleich vergossen worden. Ich blieb einen ziemlichen Theil der Nacht bey ihr; ich verließ sie nicht, ich riß mich von ihr los; ich war fest entschlossen, sie, so bald es mir nur möglich seyn würde, wieder zu besuchen. Sie hatte so viel Gewalt über sich, mir drey Tage nach einander alle Gelegenheit hierzu zu entziehen. Sie brachte mich dadurch in Verzweiflung; niemals hätte sie ein schrecklicher Mittel ausfündig machen können, die Beleidigung zu bestrafen, die ich ihrer Tugend angethan hatte. In diesem fürchterlichen Zustande war nichts, als noch ein Ueberrest von der Tugend, fähig,

mich

mich von dem wüthenden Vorsatze, mir selbst das Leben zu nehmen, abzuhalten. Zu meinem Glücke fiel ihr selbst ihre angenommene Standhaftigkeit beschwerlich; sie wagte es, mich wieder vor sich zu lassen; sie entdeckte mir die Bewegungsgründe ihres Verfahrens. Ob sie mir gleich die größte Quaal verursacht hatte: so billigte ich gleichwol ihr Bezeigen, und ich schwur ihr mit aller möglichen Aufrichtigkeit zu, daß ich niemals die Ehrerbiethigkeit aus den Augen setzen wollte, die ich ihrer Keuschheit schuldig wäre. Ich bin auch niemals mehr in eine so grobe Ausschweifung wieder verfallen, die mir so viel bittere Schmerzen gekostet hätte. Zwey ganze Jahre hindurch besuchte ich sie täglich; täglich bemerkte ich, wie ihr Verstand sich immer mehr und mehr hervor that; täglich entdeckte ich neue Schönheiten ihrer Seele, und neue Annehmlichkeiten in ihrer Gemüthsart. Niemals habe ich ein Mägdchen von einem so gründlichen Verdienste gesehen, und die einer immerdaurenden Verbindung so würdig gewesen wäre. Gleichwol muß ich zu meiner Beschämung gestehen, daß mein Herz zu gewissen Zeiten eine starke Neigung empfand, zu meiner ehemaligen vornehmen Liebste wieder zurücke zu kehren. Ich war immer aufgelegt, Luftschlösser aufzubauen. In einigen von diesen romanenmäßigen Träumen, die für mich eine Art eines zweyten Lebens waren, beraubte ich die eine von diesen beyden Schönen ihrer Schönheit, ihres Glücks und ihrer Herkunft, um sie mit der Anmuth, mit der Treue, und mit der rührenden Zärtlichkeit der andern zu vereinbaren; und aus dem allen zusammen bildete ich mir eine Liebste, die mit dem Begriffe übereinstimmte, den ich von meinem Verdienste hatte.

Digitized by Google

Dieses Hirngespinnste verminderte zwar auf keine Weise, die zärtliche und treue Liebe, die ich zu meiner achtungswürdigen Nachbarinn trug, es war bloß die Wirkung einer unruhigen Eitelkeit, die sogar in **Utopien** sich zu vergnügen suchte. Eines Tages ward ich vollkommen davon überzeugt, als ich eben die Schönheit, die meinen Stolz so vortrefflich getäuscht hatte, in eine gewisse Gesellschaft kommen sahe. Ihr Anblick verursachte bey mir weiter nichts, als eine bald vorübergehende Beunruhigung. Ich faßte mich bald wieder. Ich nahm eine ausschweifende Fröhlichkeit an, und ich konnte leicht bemerken, daß ihr dieses lustige Wesen gar nicht gefiel; ich kam ihr sehr unbescheiden vor, davon bin ich überzeugt, daß ich mich unterstand, so gar gelassen, und selbst scherzhaft, vor ihr zu erscheinen. Sie erröthete für Widerwillen; sie suchte drey bis viermal eine Unterhaltung mit mir anzufangen; aber ich ließ es dabey bewenden, daß ich ihr ihre, mit der unachtsamsten Zerstreuung ausgesprochene einsylbige Wörter, ihr **ja!** und **nein!** welche mit tiefen und ernsthaften Bücklingen begleitet wurden, wieder abstattete. Sie warf mir auch sogar einige von denjenigen Blicken zu, die vormals mich gänzlich beherrschende Eindrücke in meine Seele gemacht hatten; ich stellte mich aber, als gäbe ich nicht Achtung darauf. Ich weiß es gewiß, daß sie mir mit Vergnügen eine Ohrfeige gegeben hätte, wenn sie es nur hätte wagen dörfen. Der allerausgelassenste Zorn blitzte in ihren Augen, und die ungestümen Regungen ihres Herzens verstellten alle ihre annehmlichen Gesichtszüge. Sie konnte es nicht länger ausstehen; sie stand eilfertig auf, und gieng, unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen, davon. Von der Zeit an kam sie mir gänzlich aus dem Sinne; mein Hochmuth hatte

weiter

weiter keine Anforderung mehr an sie; er hatte sich nunmehr an ihrem Hochmuthe gerochen.

Ich habe immer geglaubt, daß eine verdrüßliche Begebenheit, die mir kurze Zeit darauf begegnete, wohl einige Verbindung mit der unhöflichen Beleidigung haben mochte, die ich mich erkühnt hatte, der Eitelkeit dieses jungen Frauenzimmers anzuthun. Eines Tages, als ich eben Gesellschaft bey mir hatte, sahe ich einen jungen Officier in meine Stube treten, der für einen großen Schläger gehalten wurde, und mit dem ich wenig Umgang hatte. Ich wußte aber gar wohl, daß die obige Schöne ihm nicht gleichgültig sey. Als wir mit einander sprachen, fieng er mir einen sehr unschuldigen Scherz auf, den ich ihm vorgesagt hatte. Er antwortete darauf mit aller nur möglichen Grobheit; und stieß alles wider mich aus, was mir, nach seiner Meynung, nur immer recht empfindlich und beißend seyn konnte. Was mich am meisten schmerzte, war, daß er mir meine Herkunft vorwarf, und daß er mir wie einem jungen Gelschnabel begegnete, den er lehren wollte, Leuten von seinem Stande die Ehrfurcht zu erweisen, die ihnen gebühre.

Ich hörte dieses saubere Gespräch mit einer wüthenden Kaltsinnigkeit an, deren scheinbares geruhiges Wesen meine Freunde höchst Wunder nahm. Ich hatte so viel Gewalt über mich, ihm zu antworten, ich hätte nicht geglaubt, ihn zu beleidigen, und daß ich mich dießfalls auf die ganze Gesellschaft berufte, ob etwas anstößiges in dem, was ich mich unterstanden hätte ihm zu sagen, enthalten wäre. Wir fuhren fort Coffe zu trinken, und ich

Digitized by Google

schenkte meinem Grobiane, so, wie den andern ein, ohne das mindeste zu unternehmen, was die Wuth, die mich verzehrte, hätte verrathen können. Wir giengen aus einander. Ich gieng ebenfalls aus, da die andern fortgiengen, und ich nahm so einen Weg, daß ich bald wieder meinen Grobian zu Stande kriegte. Ich bath ihn, er möchte nun die Gütigkeit haben, mir die Unterweisung zu geben, mit welcher Ehrfurcht ich ihm schuldig sey zu begegnen. Er lachte mir höhnisch ins Angesicht, und bath mich, einen Augenblick zu verziehen, er wollte mir sogleich einen Trummelschläger von seiner Compagnie zuschicken. Dieser Unsinn verursachte, daß meine Wuth ausbrach; ich schwur ihm zu, ich wollte ihm hundert Stockschläge geben, wenn er einen Augenblick verweilte, mir zu folgen. Er gieng mit, ich führte ihn in ein abgelegenes Viertel der Stadt. Unterweges belegte er mich noch mit tausend Grobheiten. Ich gab ihm kein Wort zur Antwort. Ich war mit einer ganz andern Sache beschäfftiget. Die Vorstellung von dem, was ich eben itzt ausführen wollte, brachte mir einige Begriffe aus der Sittenlehre wieder ins Gemüthe; ich fand mit Entsetzen, daß, wofern ich meinen Feind erlegte, ich mich nur immer fertig halten möchte, auf einem Blutgerüste meinen Geist aufzugeben, und daß, wofern ich selbst im Zweykampfe bliebe, so könnte ich mich den Schrecken der Verdammniß unmöglich entziehen; aber was war hierbey zu thun, mich aus der Sache mit Ehren heraus zu wickeln? Ich selbst war es, welcher diesen jungen Menschen zwang, sich mit mir zu schlagen, eben zu dem Ende führte ich ihn mit mir fort. Itzt hätte ich wieder umkehren sollen? Was würde man von mir sagen? Ich würde ja der ganzen Universität zur Verachtung und zum Gespötte werden. Diese Bewegungsgründe schienen mir

von

Digitized by Google

von einer unüberwindlichen Stärke zu seyn. Ich glaubte, ich befände mich in einer unumgänglichen Nothwendigkeit, Gott zu beleidigen; und bey diesem abscheulichen Mischmasche von Stolze und Gottesfurcht hatte ich die Kühnheit, den Himmel inbrünstig zu bitten, daß er mir seinen Beystand leisten, und mich aus so viel schrecklichen Gefahren erretten möchte. Mittlerweile zogen wir vom Leder; mein Officier fiel mich mit Ungestüm an, und ich vertheidigte mich mit einer gelassenen Klugheit; wir fochten eine gute Viertelstunde mit einander; und endlich hatte ich das Glück, ihm verschiedene tüchtige Stöße anzubringen, und ihn zu entwaffnen. Ich zerriß meine Halskrause, und mein Oberhemde, um ihm seine Wunden zu verbinden. Ich führte ihn voll quälender Unruhe in seine Behausung, und ich besorgte bey jedem Schritte, er möchte mir unter den Händen sterben. Als ich ihn nur nach Hause gebracht hatte, verschwand meine allergrößte Angst; ich begab mich darauf wieder auf meine Stube; und hier bath ich Gott, indem ich in Thränen zerfloß, wegen des Verbrechens, was ich eben verübt hatte, um Vergebung; ich dankte ihm von Grund meines Herzens, daß er mir seinen Beystand verliehen hatte; und ich flehete ihn an, er möchte allen traurigen Folgen vorbeugen, welche mein ziemlich unchristliches Unterfangen irgend nach sich ziehen könnte. Ich ward in diesen Andachtsübungen durch einige Freunde unterbrochen, die bey unserm Zwiste waren zugegen gewesen, und die, da sie nichts von dem, was sich zugetragen hatte, wußten, mich in ihre Behausung führten, um bey ihnen das Abendbrodt zu essen, und zu schlafen, um dem Zweykampfe dadurch zuvor zu kommen. Ich war entschlossen, sie in ihrer Unwissenheit zu lassen; aber ein wenig Blut, welches an einem meiner Handschuhe klebte, zog

sie aus dieser Unwissenheit. Der Frömmigkeit ungeachtet, die sich erst in meiner Seele geäußert hatte, war ich doch gleichwol sehr erfreuet, daß die Begebenheit bekannt wurde, ohne daß man mich einiger Unbescheidenheit oder Niederträchtigkeit beschuldigen konnte. Ich ward genöthiget, alle besondere Umstände unsers Zweykampfs zu erzählen. Und der Beyfall, den meine Herzhaftigkeit sich zuzog, riß vollends den Ueberrest meiner schwachen und flüchtigen Tugend dahin. Ich erfuhr den folgenden Tag, daß meines Feindes Wunden nicht gefährlich waren, und daß der traurige Zustand, in welchem ich ihn gesehen hatte, großentheils durch die Abmattung, und durch den Verlust seines Geblütes wäre verursacht worden. So verschwand denn meine ganze Unruhe; und so ward ich denn in Freyheit gesetzt, mich dem schmeichelnden Nachdenken über meinen neuerworbenen Ruhm völlig zu überlassen.

Kurze Zeit darauf wurde diese Zufriedenheit durch eine gewaltige Verwirrung in den Angelegenheiten meines Herzens gestöret. Meine liebenswürdige Nachbarinn ward durch einen Vetter, von welchem sie einiges Vermögen erwartete, und dem ihre Mutter, dieser Ursache halber, ihr ganzes Recht, über ihre Tochter zu gebiethen, überließ, meiner Zärtlichkeit entrissen. Er versprach sie einem Kaufmanne in einer benachbarten Stadt, und es war dem armen Mägdchen, unmöglich, den geringsten scheinbaren Vorwand ausfündig zu machen, um eine Heirath, die ihr auf alle Weise zuträglich war, auszuschlagen. Ein so unerwarteter Ausgang unsers Liebesverständnisses hätte uns fast für Schmerzen ums Leben bringen mögen. Meine Liebste bekam ein wüthendes Fieber davon, von welchem bloß ihre

Jugend

Jugend ihr wieder aufhalf; und ich führte eine geraume Zeit, einsam, ein bangsames Leben. Obgleich meine Traurigkeit von einer langen Dauer war: so verlor sie doch in kurzem den größten Theil von ihrer Lebhaftigkeit; sie verwandelte sich bald in eine gelassene Art von einem melancholischen Wesen, wobey ich allen Geschmack an allen Arten von Lustbarkeiten verlor. Zu meiner Beschämung muß ich es gestehen, ich war in den Umständen nicht anders betrübt, als man bey der Gemüthsverfassung zu seyn pflegt, worein man durch ein rührendes Trauerspiel gesetzt wird. Wo kam das her? Daher ohne Zweifel, weil meine Eitelkeit in meinen Schmerz nicht mit verwickelt war, über mein Schicksal war ich zwar misvergnügt; vergnügt aber war ich mit mir selbst, weil ich mit meiner Liebsten zufrieden war. Ich war überzeugt, daß sie mich, allen Mannspersonen auf der ganzen Welt vorgezogen hätte, wenn sie Gebietherinn über ihr Schicksal gewesen wäre. Diese Gewißheit erhielt mich noch in meinem Unglücke, das mich zwar um mein fröhliches Aussehn brachte, doch ohne mein Gemüth mit einer quälenden Unruhe zu foltern. Indessen würde sich mein Schmerz sehr langsam verzogen haben, wenn er nicht schleunig durch eine tiefer eindringende Betrübniß wäre vertrieben worden. Auf einmal sahe ich mich alles Beystandes, und aller Unterstützung beraubt. Mein vornehmer Gönner schickte seinen Sohn, unter der Begleitung eines Aufsehers, auf Reisen, nun hatte er meiner nicht mehr nöthig; er ließ mich da, wo ich war. Das hatte alles seine gute Richtigkeit. Vielleicht würde er mich seiner Wohlthaten nicht gänzlich beraubt haben, wenn meine Aufführung gegen ihn nicht so stolz, und etwas klüger gewesen wäre; verschiedenemale, wenn ich mit ihm im Gespräche begriffen war, war ich so dumm gewesen, mit

Digitized by Google

ihm nicht einerley Meynung zu hegen, ja! ich hatte meine unverschämte Kühnheit gar so weit getrieben, daß ich behauptete recht zu haben: Das aber sind Beleidigungen, welche die Großen dieser Welt fast niemals vergeben. Nun war ich nicht mehr im Stande, unter meinen vornehmen Freunden einige Figur zu machen. Thörichte Verschwendungen hatten mich gänzlich erschöpft. Das war denn hinlänglich, mich so weit zu bringen, daß mir jedermann den Rücken zukehrte, und mich den traurigen und quälenden Betrachtungen über die plötzliche Veränderung meines Glücks gänzlich zu überlassen. Das war mir denn unausstehlich; ich verließ mein Vaterland, und suchte anderwärts, bey irgend einem großen Herrn, eine anständige Bedienung. Einige Freunde, die ich noch übrig behalten hatte, verschafften mir eine ziemlich ansehnliche, bey einem Manne vom ersten Range, der, außer seiner Tafel, mir eine sehr austrägliche Besoldung bewilligte. Ich bildete mir anfänglich ein, ich würde mit diesem vornehmen Herrn ganz vertraulich umgehen können, und mein eingebildeter feiner Witz werde mir, eher einen Freund, als einen Gebiether aus ihm machen. Allein wie gewaltig hatte ich mich in meiner Rechnung geirret! Das war der hoffärtigste und herrschsüchtigste Mann von der Welt. Ein einziger von seinen Blicken setzte alle seine Hausbedienten in Zittern und Beben. Er gieng mit ihnen allen, wie mit Leibeigenen, um; und wenn ich mir einmal so viel Freyheit heraus nahm, daß ich irgend ein witziges Wort fliegen ließ: So sahe er mich mit einem bittern und verächtlichen Lächeln an, wobey er mich auf eine schreckliche Art angriefschte; dieses Verzieren seines Angesichts gab mir deutlich zu verstehen, es wäre eine Unbesonnenheit für so einen schlechten Burschen wie ich,

etwas

Digitized by Google

etwas anmuthiges und witziges vorzubringen; und es stehe nur ihm allein in seinem ganzen Hause zu, Witz und Einsicht zu haben. Diese traurige Entdeckung betäubte mich ganz, und zeigte meinem Gemüthe den fürchterlichen Anblick einer erniedrigenden Unterthänigkeit, die meine Eitelkeit verabscheuete, und die gleichwol der Zustand, worinn sich meine Angelegenheiten damals befanden, unumgänglich machten. Von dem Augenblicke an ward meine Begierde, mich hervor zu thun, erstickt; meine Schwatzhaftigkeit verwandelte sich in ein düsteres Stillschweigen; meine ehrgeizigen Gedanken verbargen sich in dem Innersten meines Herzens. Ich fand mich gewissermaaßen vernichtiget; täglich neue Kränkungen versenkten mich immer tiefer in diesen traurigsten Zustand; und mein Witz, und meine Lebhaftigkeit wurden durch eine schwarze und traurige Melancholie verdunkelt. Eigentlich von der Sache zu reden, so lag es bloß an mir, ob ich mein Schicksal verändern wollte, ich war gewiß überzeugt, daß eine unumschränkte Gefälligkeit gegen alle Meynungen und Phantasien meines gnädigen Herrn mir wenigstens einigermassen seine Wohlgewogenheit zuziehen würde. Ich wußte wohl, daß nach seinem Bedünken andre Leute mehr oder weniger Verstand und Einsicht besäßen, nachdem sie seinen Gedanken und Urtheilen mehr oder weniger Beyfall ertheilten. Allein, es sey nun meine Eitelkeit, oder eine natürliche Härte, oder auch eine Art von Tugend Ursache gewesen: So war es mir doch unmöglich, meinen erhabenen Geist durch eine so unanständige Niederträchtigkeit, so gemein und verächtlich zu machen. Das Stillschweigen war meine einzige Schutzwehre gegen den Stolz meines Gebiethers. Zum Unglücke zwang er mich zuweilen, mein Stillschweigen zu brechen. Wie gieng es alsdenn?

Wenn

Wenn ich von ungefähr seiner Meynung war, so billigte ich sie nicht allein, sondern ich erkühnte mich auch, und nahm mir die Freyheit, sie durch Beweisgründe zu unterstützen, die meine Einsicht mir verschaffte. In dem Falle nun hätte er mir wohl zwo ganzer Stunden zugehöret; denn er war ganz allein damit beschäfftiget, wie er der Gesellschaft die Scharfsinnigkeit und durchdringende Einsicht meines Verstandes möchte zur Bewunderung ausstellen. Aber wie schlecht stand es um mich, wenn meine unbändige Freymüthigkeit mich zwang, diese Erklärung von mir zu geben, daß ich nicht gänzlich seiner Meynung zugethan sey! Ein zorniger Anblick, oder auch ein: **das Närrchen!** machte alsdenn, daß mir die Worte auf der Zunge erstarben. So geschah es denn, daß ich, nach dem Urtheile einer, und eben derselben Person, bald ein sehr geschickter Kopf, bald auch ein eingebildetes Närrchen war. Alle diese bittern Pillen mußte ich verschlucken. Ich gewöhnte mich nach und nach an ein so unanständiges Tractement. Mein ganzer Trost bestand bloß darinn, daß ich mich lediglich befleißigte, meine Pflicht aufs genaueste zu beobachten, die Wahrheit scharf zu untersuchen, und mit einer kleinen Anzahl aufgeklärter und tugendhafter Freunde mich zu unterhalten. In diesem Zustande fieng mein Witz an, einen großen Theil von seiner feurigen Lebhaftigkeit zu verlieren, von dem eigentlichen Werthe der vorkommenden Sachen richtig zu urtheilen, und das Lächerliche der schwülstigen Hirngespinnste, die meine Aufmerksamkeit so oft verführt hatten, zu entdecken. Die Ununterwürfigkeit, von einem mittelmäßigen Glücke, und von der Zufriedenheit eines, der Herrschaft der Vernunft allein unterworfenen Herzens, begleitet, stellte sich meinem Gemüthe, als die einzige

Glück-

Glückseligkeit vor, die dem Verlangen eines weisen Mannes anständig wäre. Also befand sich mein Herz fast ganz einsam; was mich noch einigermaßen mit der Welt verband, war eine brennende Begierde nach Ehre, und eine zärtliche Neigung zu dem schönen Geschlechte. So lange die Zeit meiner Sclaverey dauerte, war diese Neigung unter meinem melancholischen Wesen gleichsam vergraben, oder durch meine beständige Beschäfftigungen ausgesetzt worden; ich empfand bloß in einigen müßigen Augenblicken, daß das Vergnügen, einer liebenswürdigen Person zu gefallen, alles das wieder vergüten könne, was mein Schicksal trauriges und niederschlagendes an sich hatte.

Ich muß ihnen offenherzig gestehen, daß meine ernsthaftesten Betrachtungen über den Werth der Dinge, und über die wahre Glückseligkeit, sich sehr selten mit den rührenden Tröstungen vereinbarten, die aus dem Innern einer wahren Gottseligkeit geschöpft werden. Ich bildete in meiner Seele eine, von der Religion unabhängige, Tugend. Ich unterließ zwar nicht, die Religion hoch zu achten, ich konnte mich nicht enthalten, sie für ausnehmend liebenswürdig und nützlich zu halten, mich mit aller Sorgfalt derselben zu widmen, und alle meine Kräfte daran zu strecken, um sie in meinen Gedanken von alle dem abzusondern, was nicht zu ihrem Wesen gehört; aber sie blieb auch bloß in meiner Vernunft, ohne den Weg zu meinem Herzen zu finden. Es ist sich nicht zu verwundern, daß meine Tugend, da sie bloß die Wirkung verdrüßlicher Umstände, und einer gedemüthigten Eitelkeit war, nicht lange Stich hielt, und mit den schwachen Ursachen, die sie gewirkt hatten, verschwand. Es waren

ren dieses bloß die Beschäfftigungen meines Gemüths in den vier oder fünf Monaten meiner kaum erträglichen Knechtschaft, woraus ich endlich das Glücke hatte wieder gezogen zu werden, und eine ziemlich austrägliche Bedienung zu finden, bey der ich ganz bequemlich leben konnte. Mein Herr hatte mehr als zehnmal Gelegenheit gehabt, mir eine noch bessere zu verschaffen. Aber eines Theils war ich ihm nützlich, er wollte mich nicht gern verlieren; ich hatte zu viel Verdienste für ihn, als daß er mich hätte weiter befördern sollen; andern Theils erachtete er es für dienlich, diejenigen Stellen, die er zu vergeben hatte, dazu anzuwenden, sich Freunde zu machen, und sein hohes Ansehen noch mehr zu bestärken, und noch weiter auszubreiten. Durch eine für mich glückliche Veränderung seiner Umstände gieng sein Ansehen unwiederbringlich verloren. Er konnte nicht mehr die Person eines Mannes spielen, der vieles zu sprechen hatte; er begnügte sich an der, ein wenig heruntergesetzten, Ehre, einen Großmüthigen vorzustellen. Anfänglich erhielt ich mich mit ziemlicher Standhaftigkeit bey der angenehmen Veränderung meines Glücks. Ich hatte über das Lächerliche an meiner Eitelkeit ernsthafte Betrachtungen angestellt, und ich war entschlossen, mich mit aller möglichen Fürsichtigkeit, gegen die Blendwerke eines Fehlers, der in meiner Natur so tiefe Wurzel gefaßt hatte, in Verwahrung zu setzen. Die Freyheit, die ich nun genoß, gab meiner Einbildungskraft, die durch meine Melancholie eine zeitlang ganz vertrocknet war, einen Theil ihrer Lebhaftigkeit wieder.

Ich

Digitized by Google

Ich besuchte wieder die Gesellschaften, wo ich anfänglich nur eine ganz gemäßigte Munterkeit an mir blicken ließ. Ich sprach wie ein andrer; und ich glaubte wenigstens ein wohlanständiges Mittel, zwischen einer losen Kühnheit, und einer furchtsamen Schüchternheit, zu treffen. Gleichwol unterließ ich nicht, mich von Zeit zu Zeit, als einen witzigen Kopf zu zeigen, und meinen Gesprächen, durch vermeynte Scharfsinnigkeiten, einen Schwung zu geben, die aber meine unüberlegte Vorstellungskraft manchmal empfindlicher und beißender machte, als ich wohl gewünscht hätte. Diese kleine Spötteteyen, die ich von Zeit zu Zeit geschickt anzubringen wußte, machten, daß die Anwesenden, um mir ihren Beyfall zu bezeugen, darüber lachten, welches denn meine Eitelkeit wieder in den Gang brachte, und viel zu angenehme Regungen in mir hervor brachte, als daß ich die Weisheit meiner Entschließungen nicht hätte aus dem Gesichte verlieren sollen; ich klimmte Tag täglich nach neuem Ruhme; ich ward wieder ein förmlicher Witzling. Ich überließ mich einer erhitzten und unbesonnenen Einbildungskraft, und ich bin gewiß, daß ich mich wirklich sehr vielen Personen dadurch unerträglich machte, die mich sonst auf die beste Art von der Welt empfiengen, und mit verführerischen Lobsprüchen überhäuften. Die, welche mich bey meinem verdrüßlichen Herrn vordem gesehen, und mich nicht der mindesten Aufmerksamkeit werth geachtet hatten, waren ganz erstaunt, als sie sahen, daß ich auch reden konnte, daß ich mich erkühnte, in einer ganzen Gesellschaft das Wort zu führen, und sogar der niederträchtigen Verachtung, die sie mir so

oft

oft bezeuget hatten, auf keine Weise zu schonen. Ich war nicht mehr der Mensch, welcher etliche wenige Worte übel vorbrachte, die Ausdrücke ängstlich suchte, und dessen Furcht, nicht artig genung zu sprechen, die geringe Aufmerksamkeit derjenigen vollends hinderte, das Ende seiner Perioden abzuwarten, die das Ansehn hatten, als ob sie ihm zuhörten.

Digitized by Google

Der

neue französische Zuschauer.

Acht und zwanzigstes Stück.

Fortsetzung des Sendschreibens einer bejahrten Mannsperson ꝛc.

Ich sprach in einem hohen Tone und mit einer gesetzten Stimme; ich nahm meine Ausdrücke so, wie sie mir ungefähr einfielen; und dadurch gab ich allem, was ich nur vorbrachte, wenn es auch noch so seichte und gemein war, ein witziges und lebhaftes Ansehen. Ob ich gleich selbst gewiß ein wenig thöricht, und die Schönheit meiner Gedanken größtentheils bloß eine Wirkung meines Hochmuths war: So war doch in Gesellschaften dieses die vornehmste Beschäfftigung meines Witzes, die Thorheit und Niederträchtigkeit des Herzens zu hetzen. Was für ein ausnehmendes Vergnügen war das nicht für mich, wenn ich einen Narren, den die Reichthümer oder die Geburt

Digitized by Google

stolz und aufgeblasen machten, durch meine Spöttereyen beschämt, erniedrigen konnte! welch eine Lust, wenn ich ihm verwehrte, auch die allergeringste Thorheit ungestraft vorzubringen, und die armselige Dürftigkeit seines Verstandes in ihrer Blöße zeigte! Es ist wohl wahr, ich war selbst zu gut, als daß ich nicht hätte das Gute in einige Betrachtung ziehen sollen, welches ich auch in den allerniedrigsten und unverständigsten Seelen bemerkte. Ich besaß zu viel Großmuth, ihr Unglück noch mehr zu vergrößern; und ich trieb diese Großmuth zuweilen so weit; daß ich einen ehrlichen Blödsinnigen gegen die Anfälle derjenigen vertheidigte, die ihren kleinern Antheil von Narrheit durch eine hohe Meynung von ihren Verdiensten vergeringerten. Begegnete es mir irgend, wenn ich in einer lebhaften Unterhaltung war, einer Person von Verdiensten etwas vorzusagen, was sie beleidigen konnte: So war ich so ehrlich, mich darüber zu grämen, und so demüthig, ihr alle Genugthuung dafür zu leisten, die sie vernünftiger Weise nur immer begehren konnte. Das war aber auch die Frucht alle, die mir von meinen Ueberlegungen übrig geblieben war; und ich besorge immer, daß auch an dieser scheinbaren Leutseligkeit die Eitelkeit noch einen ziemlichen Antheil gehabt habe. Einen, über andre erhabenen Verstand, und ein vortreffliches Herz zu besitzen, welch ein herrlicher Charakter! er war ja gar zu schön, als daß ich mich nicht hätte befleißigen sollen, desselben habhaft zu werden, und daß ich, nachdem ich ihn erlangt, mich in Gegenwart

derer,

derer, mit welchen ich umgieng, nicht hätte damit breit machen sollen.

Da ich mich auf eine, so in die Augen leuchtende Art verdient machte, kam ich einem überaus liebenswürdigen Frauenzimmer, deren Einbildungskraft beynahe in eben dem Geschmacke, wie die meinige, ausschweifte, als ein bewundernswürdiger Mensch vor. Sie hatte ihr Gedächtniß mit einer erstaunenden Belesenheit in den Romanen angefüllt; sie war eine große Bewundererinn alles dessen, was heldenmüthig heraus kam; und sie besaß eine ausnehmende Neigung zu der allerfeinsten Zärtlichkeit in der Liebe. Das war mein rechtes Herzpünktchen, wie ich das ihrige. Unsere Herzen flatterten auf einander zu mit aller Eilfertigkeit; wir liebten einander fast zu gleicher Zeit; wir hielten allein in der ganzen Welt eines des andern werth. Was für zärtliche Thorheiten, welch ein verliebter Mischmasch, was für kostbare Ausschweifungen erfüllten nicht unsere schriftliche und mündliche Unterhaltungen! Wie manche **metaphysische** Streitigkeiten fielen nicht unter uns über die große und wichtige Frage vor: **wer sich von uns beyden am besten auf die Liebe verstünde?** Das war denn unsere liebste Streitfrage; wir zankten uns mehr denn einmal darüber; weil wir fest entschlossen waren, keines dem andern in einem so zärtlichen Punkte das Mindeste nachzugeben. Eines Tages war sie einmal so bescheiden, daß sie gestand, die Zärtlichkeit meines

Herzens übertreffe die ihrige; doch, nachdem sie einige Augenblicke tiefsinnig ihren Gedanken nachgehangen: behauptete sie mir, daß selbst das Geständniß, welches sie eben gethan hatte, alles übertreffe, was die allerfeinste Zärtlichkeit nur immer Reines und Erhabenes an sich habe; und ich ward durch die Stärke und Klarheit ihrer Beweisgründe gerührt; es kostete mich aber ungleich größere Mühe, mich einem Beweisgrunde von einer ganz andern Beschaffenheit zu ergeben. Sie hatte Vermögen; war ihr eigner Herr; und wollte mit aller Gewalt, durch eine eheliche Verbindung mit mir, mein Glücke machen. Ein erschrecklicher Antrag! wie konnte ich dagegen aushalten? Wie? ich hätte meiner Leidenschaft einen so häßlichen Schandfleck anhängen sollen? Ich hätte Gelegenheit zu der Vermuthung geben sollen, es mische sich etwas von eigennützigen Absichten mit hinein? Lieber hätte ich sterben, lieber hätte ich mit meiner Liebhaberinn brechen, als um den Preis glücklich werden wollen. Ich that mir auf so eine Großmüthigkeit, die alles das weit hinter sich zurücke ließ, was die Liebesgeschichte mir jemals von leibhaften Mustern einer Heldenliebe geschildert haben, was rechts zu gute; und die Zufriedenheit, die ich aus diesem erhabenen Vorzuge schöpfte, war mir schätzbarer, als alle Reichthümer der Welt. Meine Gebietherinn hatte sich indessen ihre Heldenmüthigkeit eben so fest in den Kopf gesetzt, als ich mir die meinige. Sie ward darinn noch mehr durch den Widerstand aller ihrer Anverwandten

wandten bestärket. Da fanden sich Schwierigkeiten, die sie zu überwinden kriegte; und folglich mußte ihre Großmuth dadurch einen neuen Zuwachs bekommen. Unsere erhabene Thorheit verleitete uns alle beyde dazu, daß wir in der Liebe eine, eben so unumschränkte Uneigennützigkeit einführen wollten, als diejenige ist, wodurch gewisse **fanatisch** gesinnte Geister die Religion zu erheben suchen. Unser verliebter Zwist über einen so außerordentlichen Punkt beschäfftigte uns in verschiedenen auf einanderfolgenden Zusammenkünften. Endlich ward ich genöthiget, meiner Liebste Recht zu geben. Sie gab sich alle Mühe, mich zu bereden, ich sey es, welcher die edelste Rolle spielte, wenn ich es geschehen ließe, daß sie mein Glück mache; sie versicherte mich, sie würde; wenn sie an meiner Stelle wäre, sich die Gelegenheit wohl zu Nutze machen, die ich nur bloß deswegen ausschlüge, weil ich die wahre Zärtlichkeit der Gesinnungen nicht recht verstünde. Ihre **metaphysische** Gelehrsamkeit gieng so weit, daß sie mir weiß machte, eine wahrhaftig schöne Seele bezeige mehr edles und uneigennütziges Wesen, wenn sie sich eine Wohlthat aufdringen lasse, als wenn sie dieselbe einem andern aufdringe; daß man sich da, wenn man einem andern eine Wohlthat erweiset, ein gewisses, über den erhabenes, Ansehen gäbe, den man sich verpflichtet; daß man im Gegentheile, wenn man gutwillig diesen Vorzug erdulde, die allerzärtlichste Hochachtung gegen einen Wohlthäter bezeige, und daß man ihm seine liebsten Angelegenheiten auf-

opfere. Ich merke wohl, daß es mich gegenwärtig schwer ankomme, so sehr feine Begriffe gehörig auszudrücken; aber damals war meine Einbildungskraft mit allem diesem Gewirrwarre vollkommen einstimmig; und sie wußte mir dasselbe auf so eine Art vorzumalen, daß ich dadurch überzeugt ward, es sey nichts vernünftiger, als eben diese Meynungen. Ich ergab mich; wie wäre es wohl möglich gewesen, daß ich nicht vor so unwiderstehlichen Beweisgründen die Seegel hätte streichen sollen?

Ich heirathete meine heldenmüthige Schöne, und wir schmeckten einige Wochen hindurch alle die Lieblichkeiten, die eine solche Vereinigung zwey ausnehmend zärtlichen und eitlen Herzen nur immer verschaffen kann. Allein diese entzückende Glückseligkeit war leider! von einer sehr kurzen Dauer. Sie stellen sich hier, mein Herr, vielleicht vor, daß meine Frau, ungeachtet ihres, auf eine romanhafte Art uneigennützigen, Wesens etwan eine Buhl- oder Galanterieschwester, oder eine böse Sieben gewesen. Nein! keines von dem allen; sie war von Natur gut, tugendhaft und eingezogen; ihre Seele verabscheuete alles, was nur auf irgend eine Weise niederträchtig oder lasterhaft heraus kam. Ihre Liebe gegen mich ward alle Tage stärker, und der Besitz ihrer Person schwächte die meinige nicht. Was aber unser Glücke störte, das war sonst nichts, als unsere **verzweifelte Zärtlichkeit der Gesinnungen**, die,

von

von Seiten meiner Frauen, durch eine überaus seltsame Gemüthsart unterstützet ward. Durch das übertriebene Bestreben einander recht zärtlich zu lieben, geschah es, daß wir fast niemals eines mit dem andern völlig zufrieden waren. Es schien, als ob wir uns recht darauf befleißigten, wie eines dem andern Unruhe und Kränkung des Gemüths verursachen möge. Wir wollten durchaus, daß jedes von uns einzig und allein mit dem andern beschäfftiget seyn solle; und so geschah es, daß wir eines des andern Henker wurden. So bald meine Frau nur irgend eine Mannsperson von einigem Ansehen und Verdienste ein wenig aufmerksam betrachtete: Sogleich ward ich dadurch beunruhiget, es machte mich melancholisch, und lockte mir lächerliche Klagen ab; eine bald vorübergehende Zerstreuung, eine, nur ein wenig tiefsinnige Mine, eine viertelstündige Abwesenheit verursachte, daß meine Frau einen ganzen Strom von Thänen vergoß. Bisweilen fieng sie es auch auf eine andere Art an, um meine Zärtlichkeit rege zu machen. Sie versuchte, ob sie mich eifersüchtig machen, und mir die Furcht, ihr Herz zu verlieren, einjagen könnte. Sie stellte sich, als fände sie einigen Geschmack an einem andern, oder sie nahm auch gegen mich ein auffahrendes und hitziges Wesen an. Wenn es ihr alsdenn glückte, meine Lebhaftigkeit heftig aufzubringen: So triumphirte sie: sie fuhr fort, mich verdrüßlich zu machen, und es schien, als fände sie das allersüßeste Vergnügen daran, wenn sie mein Gemüth

rechtschaffen foltern konnte. Ich sahe, daß ich mit Sturme den Frieden nicht erlangen konnte; und in kurzer Zeit ward ich es inne, daß ich mit Sanftmuth eben so wenig ausrichtete. Doch befand ich mich besser dabey, wenn ich zu der Zeit, da der Eigensinn in der Einbildungskraft meiner Frauen tobte, ein ganz ruhiges und gelassenes Wesen annahm. Ich hörte ihr Gepolter mit einer kaltsinnigen und verächtlichen Gleichgültigkeit an; und manchmal verließ ich sie gar, und überließ sie ihren eigenen Betrachtungen. Obgleich mein Gemüth innerlich die betrübteste Unruhe empfand: So war ich doch zuweilen meiner dergestalt mächtig, daß ich mein gleichgültiges Wesen auch alsdenn noch nicht gänzlich ablegte, wenn gleich meine Frau bereits sich völlig wieder beruhiget hatte. Ich sagte ihr zwar kein unhöfliches Wort; aber ich sagte ihr auch nicht die mindeste Zärtlichkeit vor; ich ließ es dabey bewenden, daß ich eine scheinbare äußerliche Gefälligkeit, und eine trockene Achtung gegen sie blicken ließ. Diese Aufführung nun brachte sie zur Verzweiflung; sie besorgte, sie möchte meine Zärtlichkeit auf immer verscherzen; sie hätte es tausendmal lieber gesehen, wenn ich hart und unfreundlich mit ihr umgegangen wäre, und oft genung unterließ sie nichts, was mich zu einem dergleichen Verfahren hätte bewegen können. Bisweilen sahe ich, daß die Betrübniß und die Zärtlichkeit mitten aus ihrem auffahrenden Wesen hervor blickten; ich hatte Mitleiden mit ihr; ich wollte aber, daß sie den ersten Friedensantrag thun sollte. Sie

that

Digitized by Google

that ihn auch gemeiniglich, doch mit einem hitzigen und ungestümen Wesen. Das war eine Art von einer plötzlichen Begeisterung. Sie fiel mir um den Hals, und benetzte mich mit ihren Thränen, die ich gar bald mit den meinigen vermischte. Diese Aussöhnungen waren höchst angenehm; sie wurden von allen den rührenden Ausdrücken begleitet, die eine lebhafte Einbildungskraft der zärtlichsten Liebe nur immer in den Mund legen kann. Vergebens wollte ich mir die Hälfte von den Ursachen aufbürden, die unsern Zwist veranlasset hatten; es mochte nun dieses nach Recht und Billigkeit, oder auch aus Mitleiden von mir geschehen: So wollte sie es doch niemals zulassen; sie beruhete darauf, sie wäre ganz allein Schuld daran. Bisweilen schrieb sie sogar der Zärtlichkeit ihrer Liebe, und manchmal auch einem gewissen Eigensinne, den begangenen Fehler zu, einem Eigensinne, dessen sie sich bisher noch nicht völlig entschlagen können, den sie aber, durch Beyhülfe meiner Rathschläge, los zu werden hoffte. In dieser reizenden Gemüthsverfassung war niemand bescheidener, niemand sanftmüthiger, niemand demüthiger, als sie; aber auch niemand glückseliger und zufriedener, als ich. Fast wußte ichs ihrem Eigensinne Dank, daß er mir so ergetzende Augenblicke verschaffte. Nach diesem glücklichen Vergleiche wurden wir, durch unsere vergangene Entfernungen, eines dem andern noch viel lieber, und wir waren einige Zeit untrennbar um einander. Wir schätzten das für unser höch-

Digitized by Google

stes Glück, daß wir einander besaßen, und wir ließen uns übrigens um die ganze Welt unbekümmert. In dieser angenehmen Einsamkeit war das unsere Beschäfftigung, daß wir die Reizungen unserer ruhigen Zärtlichkeit den fürchterlichen Beunruhigungen unserer vorigen Streitigkeiten entgegen setzten. Wir bemüheten uns, ihre traurigen Quellen zu entdecken, und bewährte Gegenmittel ausfündig zu machen, und sie auf immer zu verstopfen. Die, in der Absicht gemachten Anschläge ergetzten uns, und wir schmeichelten uns, so untrügliche Maaßregeln genommen zu haben, daß künftighin unsere Zufriedenheit recht sicher sollte gestellt seyn; aber wie wenig war sie es! Unsere Charaktere blieben immer dieselben; und einerley Ursachen brachten stets bey uns einerley Wirkungen hervor.

Diese zwar bald vorübergehende, aber doch grausame und quälende Uneinigkeiten, erhielten und erregten zwar eine geraume Zeitlang unsere Liebe; allein sie versetzten ihr auch allzugewaltige Stöße, als daß sie dieselbe nicht endlich hätten sollen zu Grunde richten. Wir hatten eine wahre Hochachtung für einander; außer dem wäre es in wenig Monaten um unsre Liebe geschehen gewesen. Gleichwol empfand ich, daß bey unsern öftern und gewaltigen Vereinigungen meine Zärtlichkeit vieles von ihrer Lebhaftigkeit verlor. Ich weiß auch gewiß, daß meine Frau an sich eben dergleichen Abnahme verspührte; allein es hielt uns eine gewisse Eheliebe zurück, diesen Abgang einander offenherzig zu gestehen. Inzwischen redete die Sache von selbst.

Digitized by Google

ſelbſt. Unſere zärtliche Beſchwerden verwandelten ſich bereits in Kaltſinnigkeiten, die uns zu einem mürriſchen und ziemlich langwierigen Stilleſchweigen brachten. Wir verſöhnten uns zwar darauf wieder, wie ehedem; aber unſere Ausſöhnungen waren nicht mehr ſo lebhaft, und wir ließen es uns nicht mehr ſo angelegen ſeyn, die Rückfälle zu vermeiden; eine lange und traurige Erfahrung lehrte uns allzu gründlich, daß ſie beynahe unvermeidlich wären. Das war denn ein gar ſchlimmes Zeichen für das Zukünftige. Meine Betrachtungen entwickelten mir daſſelbe je mehr und mehr; ſie wurden aber durch eine entkräftende Krankheit unterbrochen, welche meine Gemahlinn überfiel. Dieſer betrübte Zufall flößte mir ein ſolches Mitleiden gegen ſie ein, welches meiner Liebe alle ehemalige Stärke wieder gab. Ich war, wie angeheftet, an ihrem Krankenbette, und immer beſchäfftiget, ſie zu bedienen, zu tröſten und aufzumuntern. Was für ein Schmerz war das nicht für mich, als ich ſahe, daß es mit ihr Tag täglich ſchlimmer ward! Ich ward dadurch um ſo viel mehr gebeugt, weil jede Verſtärkung der Krankheit mir dieſelbe immer ſchätzbarer machete. Die Stärke ihres Geiſtes ſchien ſich eben ſo ſichtbar zu vermehren, als die Kräfte ihres Körpers augenſcheinlich abnahmen. Ihre Einbildungskraft entledigte ſich je länger je mehr von jener romanhaften Hitze, um ſich der geſunden Vernunft, und einem verſtändigen Nachſinnen zu überlaſſen. Obgleich mein Gemüthe ſich ſeit einer geraumen Zeit, aller gottſeligen Gedanken entſchlagen hatte: So verurſachte doch die erweichte Zärtlichkeit, worinn ich

mich

Digitized by Google

mich damals befand, daß ich von dieser schändlichen Schlafsucht wieder erwachte. Ich bemühete mich aus allen Kräften, meiner geliebten Gemahlinn die Hoheit und Schönheit der Religion vor Augen zu stellen; und je mehr es mir gelung, sie dagegen empfindlich zu machen: destomehr ward ich es selbst. Zwar anfänglich waren dieses weiter nichts, als trockene Betrachtungen; aber nach und nach wurden sie von lebhaften Empfindungen begleitet. Mein gerührtes Herz verbreitete einen ganz ungezwungenen Nachdruck in meinen Gesprächen, und da derselbe von einem geliebten Ehegatten herkam: So mußte er nothwendig die zärtliche und fühlbare Seele meiner Gemahlinn rühren. Wir fiengen beyderseits an, uns zu überreden, daß eine ausschweifende Eitelkeit, die sich unter dem Namen einer Heldenmüthigkeit verborgen hatte, die Hauptquelle unserer Verdrüßlichkeiten und Vergehungen gewesen wäre. Wir entdeckten ganz leichtlich, daß eine ungekünstelte Lauterkeit und Demuth das wesentliche Kennzeichen der wahren Tugend sey, und wir empfanden eine aufrichtige Reue, daß wir so lange verweilet hatten, diesen schönen Begriff aus den Befehlen und Beyspielen Jesu Christi zu erlernen. So nützliche Betrachtungen verursachten, daß sich meine Gemahlinn mit einer erstaunlichen Fertigkeit der Welt entriß; es kostete ihr aber ungleich größere Mühe, sich von mir loszumachen. Die Trennung, womit uns das Schicksal drohte, fiel mir eben so schwer, als ihr selbst; gleichwol bereitete ich sie dazu mit gutem Erfolge, und kurze Zeit hernach starb sie in meinen Armen mit einer heldenmäßigen Heiterkeit, die

nur

Digitized by Google

nur die Religion einem vernünftigen Wesen einzuflößen vermag. Ein so schöner Tod milderte einigermaaßen meinen Schmerz, welcher, dem ungeachtet, noch unaussprechlich war. Ich würde dabey haben unterliegen müssen, wenn mich nicht die unendlichen Tröstungen, die mir die Gottseligkeit reichlich einflößte, noch aufgerichtet hätten. Diese hielt anfänglich meine Betrübniß zurücke, daß sie mich nicht zu offenbaren Ausschweifungen verleitete. Durch ihren Beystand ward diese Betrübniß, so bitter sie auch war, dennoch ruhig, und ihr stilles Wesen versicherte mich von ihrer Dauer. Indessen, obgleich diese liebenswürdige Gemahlinn zwey ganzer Jahre lang, mir unabläßlich in den Gedanken schwebte: So sahe ich mich doch nach und nach als einen Sclaven an, der von der härtesten Knechtschaft war befreyet worden. Ich verglich meine, obzwar mit einiger Traurigkeit vermischte, Gemüthsruhe mit den Beunruhigungen, die eine tyrannische Leidenschaft so oft in meiner Seele erreget hatte, und ich begriff, daß eben der Zufall, den sich mein Gemüthe, als die härteste Züchtigung von Gott, vorgestellt hatte, gar leicht eine von seinen merkbarsten und größten Wohlthaten seyn könne.

So lange als mein Schmerz mit aller Gewalt in mir wirkte, glaubte ich völlig bekehrt zu seyn, wiewohl ich, bey der geringsten Unachtsamkeit, der ich mein Gemüth überließ, von Zeit zu Zeit verschiedene eitle und leere Vorstellungen darinn erblickte, die mich zittern machten.

Das

Das Hauptmittel, mein Gemüthe davon zu befreyen, war dieses, daß ich mir das Bild meiner sterbenden Gemahlinn tief in mein Gedächtniß prägte, und mich selbst in diese Umstände setzte. So lange, als ich nun meine Tugend in einer Einsamkeit, wobey ich mir durch den Umgang mit einigen Freunden eine Abwechselung machte, in Sicherheit setzte: So lange that dieses Mittel seine unausbleibliche Wirkung. Zu allem Unglück aber nahm mich der wunderliche Gedanke ein, auf Reisen zu gehen, und anderwärts einen Trost wider meine Traurigkeit zu suchen, der mir bey meiner, noch nicht genung befestigten Frömmigkeit so nöthig war.

In diesem unglücklichen Entschlusse ward ich durch gewisse Personen bestärkt, die da glaubten, der Mensch sey nur darum erschaffen, daß er sich belustigen solle, und der Verdruß sey das allergrößte Unglück. Eine andere Thorheit begieng ich, daß ich mich entschloß, mich unter einem Volke, wo die unbedachtsame Fröhlichkeit recht zu Hause ist, und wo man **Leben** und **Zerstreuen** für einerley hält, meines Schmerzens zu entledigen. Der Strom der Nationalfreude riß mich schnell und unversehends mit sich fort, in einem einzigen Monate **lebte** ich daselbst mehr, als ich vorher die ganze übrige Zeit meines Lebens gelebt hatte. Meine Eitelkeit durchbrach den vorgeschützten Damm, und überschwemmte alle meine Seelenkräfte mit der heftigsten Gewalt. Die Grundregeln der Mode drangen sich bey mir in die Stelle der vernünftigen Grundsätze.

Der

Der Ruf, **für einen Freindling viel Witz zu haben**, schien mir das Angenehmste von der Welt zu seyn; ich verabsäumte nichts, ihn immer weiter auszubreiten. Diese unglückliche Begierde bemächtigte sich meiner ganzen Aufmerksamkeit. Es blieb mir nichts mehr davon für die Gottseligkeit übrig, von der ich doch geglaubt hatte, daß sie auf immer in meinem Herzen Wurzel geschlagen habe. Sie schien gänzlich aus meinem Gemüthe verdrungen zu seyn, und ich hatte nicht einmal, weder Zeit noch Lust dazu, diesen Verlust zu bedauren. Meine Eigenliebe, die Munterkeit meiner Jugend, das allgemeine Beyspiel, vermehrten noch die Anzahl meiner Ausschweifungen durch die Liebe. Das war zwar anfänglich bloß eine buhlerische und flüchtige Liebe zu Weibspersonen, die mich ein Ueberrest der Vernunft für höchst verächtlich halten ließ, ob sie gleich außerordentlich verführerisch waren. Es war lediglich ein sündlicher Zeitvertreib, der mich von der Tugend abzog, ohne mich irgend in empfindlich- und dauerhafte Verdrüßlichkeiten zu bringen. Die Thorheit, die ich begangen hatte, mich von neuem in die Gefahr der großen Welt zu wagen, ward mir zu einer härtern Quaal. Meine lächerliche Begierde, einen Versuch zu machen, wie weit sich mein Verdienst über ein Herz, das sich der Mühe verlohnet, erstrecke, bewog mich, mit einem jungen Frauenzimmer von Stande, die so schön, wie ein Engel, aber mit Glücksgütern schlecht versehen war, Bekanntschaft zu machen. Anfänglich dachte ich nur, meine Eigenliebe zu kützeln, und einen Zeitvertreib

zu haben. Ich entdeckte an dieser jungen Schönheit sehr wenig von dem Witze, den man an dem Frauenzimmer dieser Nation so liebenswürdig findet; ich machte aber eine Entdeckung an ihr, die mir sehr schätzbar zu seyn schien. Sie hatte eine gesunde Vernunft, viel Sanftmuth, eine Freymüthigkeit, die bis zur Offenherzigkeit gieng, eine ungekünstelte, und von allem buhlerischen Wesen, entfernte Art des Umganges. Ich glaubte an ihr den Charakter meiner geliebten Nachbarinn wieder zu finden, der hier mit allen Reizungen der Schönheit ausgeziert war.

Digitized by Google

Der

neue französische Zuschauer.

Neun und zwanzigstes Stück.

Beschluß des Sendschreibens einer bejahrten Mannsperson ꝛc.

Ich hatte der Liebhaberinnen satt, deren Händen mich ein ungefährer Zufall anfänglich überliefert hatte. Ich hatte sie flatterhaft, eigensinnig, eigennützig, und sogar ein wenig schelmisch, befunden. Einige hatten meine Eitelkeit durch eine verstellte Höflichkeit heraus gelockt, um sie zu täuschen und lächerlich zu machen. So etwas erwartete ich von Seiten meiner liebenswürdigen Unschuldigen gar nicht. Ich entdeckte ihr sehr zeitig eine Leidenschaft, von der ich erst einen schwachen Anfang verspürte. Eine Betrügerey, deren ich in meiner Jugend nicht fähig gewe-

Digitized by Google

sen war. Sie antwortete mir, mit einer Offenherzigkeit, die an ihren Landesmänninnen außerordentlich selten ist, daß meine Liebe, wofern sie anders aufrichtig wäre, ihr nothwendig zum Vergnügen gereichen müsse; und daß sie sich würde eine Freude daraus machen, die Zärtlichkeit eines Mannes, wie ich wäre, zu verdienen. Ich brauchte nur noch eine halbe Stunde länger mit ihr umzugehen, um ihr das Bekenntniß einer zärtlichen Gegenliebe abzulocken. Ihre Aufrichtigkeit erfreute mich, und ihre leichtliche Eroberung, so verdächtig sie mir auch hätte seyn sollen, schien mir bloß eine natürliche Wirkung meines Verstandes und meiner guten Gestalt zu seyn. Hat man sich wohl zu verwundern, daß ich aus der Behausung meiner jungen Liebste, sterblich in mich und in sie verliebt, heraus gieng? In verschiedenen Besuchen, die ich bey ihr ablegte, fand ich nichts an ihr, welches fähig gewesen wäre, mir ihre Redlichkeit und Eingezogenheit, verdächtig zu machen; und so lange ich auch mit ihr umgegangen bin, habe ich nichts dergleichen an ihr bemerkt. Ich habe auch alle Ursache zu glauben, daß sie eine edle und großmüthige Seele hatte. Es war mir niemals möglich, sie dazu zu bewegen, daß sie irgend ein Geschenk von einem beträchtlichen Werthe von mir angenommen hätte; ich mochte es auch noch so listig anstellen, um ihr dieselben

mit

Digitized by Google

mit guter Art beyzubringen. Kleinigkeiten halber hätte sie lieber stets mit mir zanken wollen. Indeß wurde das Vergnügen, welches ich in diesem angenehmen Umgange genoß, durch die erschreckliche Nachricht, die ich von einigen, allzudienstfertigen Freunden empfieng, ziemlich versalzen. Sie meldeten mir, daß die ganze Stadt von einem gewissen Liebesverständnisse unterrichtet sey, welches sie mit einem vornehmen jungen Herrn, der reich, und freygebig sey, und der gar nicht für einen Liebhaber von **Platonischen** Gesinnungen gehalten werde, ehedem gehabt habe. Diese Entdeckung verdroß mich gewaltig; aber nachdem ich der Sache ein wenig nachgedacht hatte, entschloß ich mich, mir diese Nachricht zu Nutze zu machen, und den ganzen Entwurf meiner verliebten Anfälle zu ändern; sobald als ich sie wieder besuchte, nahm ich mir verschiedene kleine Freyheiten heraus, die ziemlich lebhaft waren. Sie wurden eben nicht allzugütig aufgenommen, gleichwol versuchte ich es, meinen Anschlag auszuführen, und ich setzte dadurch meine Schöne in einen weit heftigern Zorn, als ich nur von ihrer gelassenen Gemüthsart jemals erwarten konnte. Das verdroß mich denn rechtschaffen, und ich fragte sie auf eine ziemlich unhöfliche Art, ob ich nicht eben sowohl, als der Herr Graf von .... ihre Gütigkeiten verdiente? Dieser Name setzte sie außer sich; sie ward ohnmächtig darüber; und dieser Zufall machte mich ganz

ausnehmend zärtlich. Sie gestand mir mit einem ganz offenherzigen Wesen, nicht nur, daß sie von dem Grafen wäre geliebt worden, sondern auch, daß sie ihn von Grunde ihres Herzens geliebt habe, weil sie, auf tausend von ihm dießfalls erhaltene Eidschwüre, gehofft habe, er werde sie heirathen. Sie war es nicht in Abrede, daß sie von dieser schmeichlerischen Vorstellung ganz eingenommen, sich nicht verschiedener kleiner Thorheiten sollte schuldig gemacht haben, die von den Leuten hätten übel können ausgelegt werden; aber sie betheuerte mir auch, daß sie niemals, weder gegen den Grafen, noch gegen sonst irgend einen Menschen von der Welt, ihre Keuschheit im mindesten aus den Augen gesetzt habe. Nachdem sie dergestalt mit mir gesprochen hatte, so versicherte sie mich, daß die Liebe, die ich ihr eingeflößt hätte, alle Zärtlichkeit unendlich übersteige, die sie gegen den erwähnten Herrn jemals gehabt; aber daß sie nichts destoweniger schlechterdings mit mir brechen wolle; und daß sie hoffe, ihr Herz werde stark genung seyn, einen Menschen niemals wieder vor Augen zu leiden, der ihr eine, sie so gröblich beleidigende Verachtung eben erwiesen habe. Diese Rede, die sie mit einem gesetzten und ruhigen Wesen vortrug, war ein Donnerknall für mich. Ich warf mich ihr zu Füßen; ich drückte ihr meine Reue in den kräftigsten und nachdrücklichsten Worten aus. Ich betheuerte ihr, daß ich ihr auf ihr Wort glaube; und in der Hitze meiner Leiden-

schaft

schaft erboth ich mich gegen sie, um sie von meiner Hochachtung gegen sie zu überzeugen, ich wollte sie heirathen, wenn es ihr so beliebte. Ich hatte alle Mühe von der Welt, sie wieder zu besänftigen. Endlich brachte ich es doch zu Stande, sie schien von ganzem Herzen sich wieder mit mir auszusöhnen, und sie versprach mir eine unaufhörliche Liebe, ohne an die Heirath, die ich ihr angetragen hatte, nur mit einem Worte zu gedenken.

So lange dieser rührende Auftritt dauerte, war ich von der Aufrichtigkeit der Betheurungen meiner Schönen überzeugt; aber so bald als die Ruhe wieder in meinem Gemüthe sich eingefunden hatte, und meine Leichtgläubigkeit verschwunden war: So ward auch mein Herz von dem allerkränkendesten Argwohne beunruhiget. Die allerwüthendeste Eifersucht bemächtigte sich desselben gänzlich; und gleichwol verschaffte sie nur meiner Zärtlichkeit stets neue Zusätze. Ich liebte bis zum Unsinn; und dennoch legte ich von der Zeit an fast keine andre Kennzeichen von meiner traurigen Liebe an den Tag, als daß ich den Gegenstand meiner Leidenschaft empfindlich quälte. Alles diente meinem eifersüchtigen Herzen zu einer Nahrung; was nur bloß möglich war, das stellte sich meinen Augen unter einer sehr wahrscheinlichen Gestalt dar; und was nur die geringste Wahrscheinlichkeit hatte, wofern es nur anders dem Gegenstande meiner grausamen Liebe zu einem Nachtheile gereichte, das schien mir ganz ungezweifelt gewiß zu seyn. Ein Bedienter, der ihr irgend eine Bothschaft

überbrachte, machte daß mir die Haut schauerte. Hatte sie irgend ein Mägdchen zu ihrer Bedienung, die ein wenig aufgeweckt war: So hielt ich sie gleich für ihre Vertraute. Alle Mannspersonen, die ihr etwan einige Höflichkeiten vorsagten, sahe ich in meinen Gedanken für ihre förmliche Liebhaber an. Was für fürchterliche Unruhen zerfolterten nicht meine Seele! Mein Zustand glich gewissermaaßen der Hölle. Vergebens legte sich meine gute Liebste ander Gesinde zu, umsonst entfernte sie alle Gesellschaften von sich; ich wußte es ihr zwar Dank, ich stattete ihr auch den verbindlichsten Dank für ihre Sorgfalt ab, die sie gegen mein krankes Gemüthe hegte; allein alle ihre Gefälligkeiten waren nicht fähig, mich zu heilen. Meine eigene Hirngespinnste verschafften meiner Eifersucht eine stets zufließende Nahrung. Meine Vernunft sahe zwar von Zeit zu Zeit meine Ausschweifung ein; aber sie suchte die Kräfte, diesem Unheile abzuhelfen, vergebens. Ich wollte einen Versuch mit der Abwesenheit machen; allein dadurch verschaffte ich nur den Beunruhigungen, die mich quälten, einen neuen Zusatz. In allen Gesellschaften, worinn ich war, erschien ich mürrisch, zerstreut, tiefsinnig, überaus lächerlich. Meine verliebte Wuth rief mich unaufhörlich zu dem Gegenstande meiner Leidenschaft zurücke. Hundertmal verursachten meine beleidigende Beunruhigungen, daß sie die Geduld verlor, und mich beschwor, ich möchte mich doch nur ihrer entschlagen, und sie in Ruhe

lassen.

Digitized by Google

laſſen. Bey der Gelegenheit nun wurde ich auf der Stelle für mein ſchändliches Verfahren abgeſtraft. Ihr Zorn ſtürzte mich in Verzweiflung. Wäre ſie von ihrem Vorſatze nicht abgegangen, und hätte ſie mir nicht verziehen: So wäre ich im Stande geweſen, mich vor ihren Augen umzubringen. Zuweilen ſetzte ich mir in den Kopf, meine Leidenſchaft werde ihre raſende Hitze verlieren, wofern ich ſie befriedigen könnte; ich beſchloß daher, es zu verſuchen; allein ich beſorgte auch zu gleicher Zeit, es möchte mir gelingen, und ich möchte mich eben dadurch in dem Argwohne beſtärken, den die öffentliche Sage mir gegen die ehemalige Aufführung meiner Gebietherinn eingeflößt hatte. Ich würde mich manchmal entſchloſſen haben, plötzlich nach meinem Vaterlande abzureiſen; aber ich ſtellte mir vor, daß, wenn ich dieſen Entſchluß faßte: So würde ich dieſem unglückſeligen Frauenzimmer den allerkränkendeſten Verdruß verurſachen, und dieſe großmüthige Eitelkeit hielt mich von einem ſo heilſamen Vorhaben ab. Endlich genas ich von dieſer abſcheulichen Krankheit, jedoch durch ein Hülfsmittel welches ſchändlicher war, als die Krankheit ſelbſt. Ein Haufen lüderlicher Freunde bemächtigten ſich meiner beynahe mit Gewalt. Sie ſchleppten mich mit ſich von einer Unordnung zur andern fort, und durch eine aneinander hangende Kette von ſtrafbaren Luſtbarkeiten ſtahlen ſie mir die Zeit, an meine herrſchende Thorheit zu gedenken. Ich merkte, daß

diese rohe Lebensart mir dienlich war, und meine berauschte Einbildungskraft machte, daß ich mich dergestalt darein einließ, daß ich eines Tages über Tische dachte, ich müßte schleunig des Todes seyn.

Gleichwol erholte ich mich wieder von diesem erschrecklichen Zustande, durch eine Wirkung der göttlichen Güte, deren Andenken stets in meiner Seele die allerlebhafteste Dankbarkeit erregt. Als ich wieder zu dem Gebrauche meiner Sinne kam: So war es nicht anders, als ob ein Vorhang, der meine Vernunft von meiner Einbildungskraft abgesondert hatte, auf einmal entzwey und weggerissen würde. Ich gieng in mich; aber ich schämte mich über mich selbst, bey dieser Wiederkehr zu mir selbst, und ich empfand einen Abscheu, da ich mich so ganz verstellt, so gar häßlich, und meiner eignen Verabscheuung und Verachtung würdig fand. Dergleichen Zustand ist gewiß einer der allerabscheulichsten, womit ein vernünftiges Wesen, seiner Verbrechen wegen, kann gestraft werden. So krank als ich noch war: So faßte ich doch augenblicklich den Entschluß, nach meinem Vaterlande wieder zurück zu kehren, in der Hoffnung, ich würde daselbst jene schätzbare Tugend wieder finden, der ich durch eine so strafbare Thorheit entsagt hatte. Vor meiner Abreise zwang mich meine innerliche Unruhe an meine arme Liebste zu schreiben. Alle Zerstreuungen meiner Seele

schilder-

schilderten sich in meinem Schreiben, ohne einigen Beystand meines Verstandes. Ich bath sie tausendmal wegen des allen um Vergebung, was meine wilde Ausschweifung sie hatte leiden lassen. Ich that ihr tausend Betheurungen von meiner aufrichtigen Hochachtung gegen sie, und von meiner Ueberzeugung, wie unwürdig ich ihrer sey; und ich rieth ihr, in dem Innern der Gottseligkeit ein kräftiges Gegenmittel wider alle ihre unglückliche Begebenheiten aufzusuchen. Auf der Reise stiegen mir unzählige fürchterliche Gedanken in meinem vergällten und melancholischen Gehirne auf; ein bloßes Nichts erregte in mir ein gewaltiges Zittern und Beben.

Ich fand eher keine Ruhe, als bis ich wieder bey mir zu Hause angelangt war. Allein diese Ruhe war nur ein kurzes Verblasen meiner Unglücksstürme. Die heftige Bewegung meines, durch die Wuth der Eifersucht, und vielleicht auch durch überflüßig genossene Wollüste zerfolterten Herzens hatte mein ganzes Geblüte verdorben. Ganze lange Monate hindurch schwebte ich zwischen Leben und Tode. Es überfielen mich beständige Ohnmachten, die schreckliche Vorbothen eines schleunigen Todes zu seyn schienen, dessen Vorstellung das lebhafte Andenken der Hölle in meiner Einbildungskraft nach sich zog, als die ich nunmehr für mich unvermeidlich zu seyn erachtete. Ich erkühnte mich nicht, meine Seele gen Himmel zu erheben;

ich bildete mir ein, daß meine Gebethe lauter Beleidigungen der göttlichen Barmherzigkeit seyn würden, weil ich derselben gröblich entsagt, und mich in die allerstrafbarsten Unordnungen eingelassen hatte, was für Unordnungen! Aus einem gerechten Ekel, und aus einer wohlanständigen Zärtlichkeit hatte ich sie in meiner lebhaften und hitzigen Jugend vermieden; und nun hatte ich die unanständige Niederträchtigkeit begangen, mich in meinen männlichen Jahren, in welchen doch die nicht mehr so wilden und ungestümen Leidenschaften der Vernunft den Weg zur Tugend erleichtern, hinein zu stürzen. Meine Aufmerksamkeit, die unabläßlich auf so abscheuliche Vergehungen gerichtet war, machte mich vollends ganz hypochondrisch. Ich fürchtete mich ganz entsetzlich für dem Tode; und gleichwol war ich mehr als zwanzigmal im Begriffe, mir denselben mit eigner Hand anzuthun. In den melancholischen Anfällen dieser Krankheit war meine Einbildungskraft gänzlich von meiner Vernunft abgesondert. Es waren in meinem Innersten gleichsam zwo verschiedene Personen vorhanden, die einander stets entgegen waren, und meine unentschlossene sinnliche Werkzeuge schienen selbst nicht recht zu wissen, welcher von beyden sie gehorchen sollten. Ohne Zweifel würde ich unter der Last meines schrecklichen Schicksals untergelegen haben, wenn mir Gott nicht, zu einem höchstrührenden

Merk-

Merkmaale seiner väterlichen Güte, einen fast unerwarteten, und ganz unverdienten Beystand zugeschickt hätte. Ein Geistlicher, der sanftmüthigste, weiseste und erleuchteteste Geistliche, den ich jemals in meinem Leben irgendwo angetroffen habe, kam und stattete mir seinen Besuch ab, er war von meiner betrübten Leibes- und Gemüthskrankheit benachrichtiget worden. Er war einer von meinen alten Freunden. Bey seiner Annäherung schlug ich die Augen nieder, und ich bath ihn, er möchte sich nur auf immer von einem Menschen entfernen, der seiner Freundschaft, seiner Achtung, und selbst seines Mitleidens unwürdig wäre. Sie irren sich, sprach er zu mir, indem er mich zärtlich umarmte, sie sind noch meiner Freundschaft würdig, ich bin ihnen gut dafür. Ich kenne den Grund ihres Herzens allzugut; der Schmerz, und selbst die Scham, die ihre Seele beugen, sind mir Beweises genung, daß der Saamen der Gottseligkeit noch nicht gänzlich darinn erstickt sey. Ich behauptete hartnäckig, daß die Gütigkeit die er für mich hegete, ihm ein Blendwerk vormachte, und um ihn davon zu überzeugen, schilderte ich ihm mein unordentliches Wesen in seiner völligen Blöße. Ich haßte mich allzusehr, als daß ich nicht ein, schon an sich höchst fürchterliches, Bild noch abscheulicher hätte entwerfen sollen. Er merkte solches, und anstatt daß er mir hätte unzeitige Verweise darüber geben sollen; so flößte er, mit einer rührenden und ungekünstel-

Digitized by Google

künstelten Beredtsamkeit die kräftigsten Tröstungen in meine Seele, die fähig waren, meinen niedergeschlagenen Muth wieder aufzurichten. Er nöthigte mich, mit ihm zu bethen. Seine, durch die Freundschaft gegen mich zärtlich gemachte Frömmigkeit mischte in sein Gebeth so viel rührende Ausdrücke, daß ich darüber mein Bette mit Thränen benetzte. Ich bethete auch, meines Theils mit solcher Demüthigung, und mit einer so tiefen Vernichtung meiner selbst, daß es dem ehrwürdigen Greise unmöglich fiel, sich zu enthalten, daß er nicht seine Thränen mit den meinigen hätte vereinbaren sollen. Ich kann es nicht mit Worten ausdrücken, wie innigst diese Andachtsübung meine Seele aufmunterte. Seit diesem glückseligen Augenblicke war dieß meine beständige Beschäfftigung; sie setzte mein Herz in solche Zufriedenheit, daß die Gewalt meiner Krankheit, die bis dahin durch die Unruhe meines Gemüths noch mehr war erregt worden, allmählich abnahm. Mein tugendhafter Freund empfand darüber die allerlebhafteste Freude; er besuchte mich täglich; er verabsäumte nichts, wodurch er mich in meinen heilsamen Entschlüßungen erhalten konnte; und er gab mir die allernützlichsten Verordnungen, um mich der Gefahr eines Rückfalls zu entziehen. Ach! er ist nicht mehr vorhanden, und ich lebe noch! Sein Andenken wird mir jederzeit kostbar seyn. So oft als ich nur an ihn gedenke, bemerke ich, daß meine

Tugend

Tugend durch eine neue Kraft belebt, und fruchtbar wird, mir neue Ergetzlichkeiten zu verſchaffen. Er rieth mir vornehmlich, Zeit meines Lebens einige Stunden des Tages auf die Prüfung meiner ſelbſt, auf ein ernſtes Nachdenken, auf Leſung guter Bücher, und hauptſächlich auf das Gebethe zu verwenden; ich habe mir dieſes zu einer angenehmen Gewohnheit gemacht; und ich ziehe ſo viel Vortheile und ſo innige Zufriedenheit daraus, daß ich, wenn ich nicht bey mir zu Hauſe bin, und keine Gelegenheit finde, mir dieſe Muße, auf eine ruhige Art, zu verſchaffen, für Verlangen brenne, bald wieder in die Einſamkeit meines Kabinets zu kommen.

Vielleicht würde ich ſchon längſt die Schwachheit begangen haben, und von einer ſo ſchönen und heiligen Gewohnheit unvermerkt abgegangen ſeyn, wenn mich die Vorſehung nicht darinn beſtärkte, und mir die Zufälle meiner traurigen Krankheit, zehn ganzer Jahre hindurch, von neuem erregt hätte. Dieſe väterliche Züchtigung, oder vielmehr, dieſe unſchätzbare Wohlthat, hat meine Wachſamkeit gegen die Anfälle des Laſters unterſtützt, und mir Kraft verliehen, daſſelbe ſchleunig aus meiner Seele zu verbannen, wenn es ſich einigen Zugang zu ihr erſchlichen hatte. Meine Geſundheit hat nicht eher ihre Lebhaftigkeit wieder bekommen, als bis ich zu demjenigen Lebens-

alter

Digitized by Google

alter gelangt bin, in welchem die hitzigen Wallungen des Herzens und der Einbildungskraft von selbst aufhören, und der Ueberlegung freyen Lauf lassen, die aus der Erfahrung der begangenen Fehler ein glückliches Mistrauen gegen unsre eigene Kräfte schöpft.

Gegenwärtig befinde ich mich in einem Zustande, den ich glücklich nennen kann. Ich habe ein, mehr als mittelmäßiges Einkommen, und eines von meinen größten Vergnügen besteht darinn, daß ich einen guten Theil meines Einkommens dazu anwende, meinem armen Nächsten in seinem Elende beyzustehen. Die lächerlich zärtliche Neigung, die ich vormals gegen das schöne Geschlecht empfunden, hat sich in eine lebhafte und allgemeine Empfindlichkeit gegen das ganze menschliche Geschlecht, und vornehmlich gegen meine guten Freunde, verwandelt. Je mehr ich in der Frömmigkeit zunehme, desto mehr werde ich inne, daß ich redlich, sanftmüthig, umgänglich, verträglich, sogar unfähig, diejenigen zu hassen, die mich aufs grausamste beleidigen, und geneigt werde, ohne daß ich nöthig hätte, mir deswegen den mindesten Zwang anzuthun, ihnen so viel, als mir nur möglich ist, nützlich zu werden. Gar wenig Dinge in der Welt sind vermögend, mich in übermäßige Freude oder Verdrüßlichkeit zu setzen. Ich besitze eine ganz ruhige und gelassene Fröhlichkeit, die

jeder-

Digitized by Google

jederzeit von meiner Vernunft begleitet wird, und diese empfindet durchgängig einen Geschmack daran nach allen ihren Theilen. Meine Zärtlichkeit, die nun weise und vernünftig worden ist, hat fast in sonst nichts mehr einen Einfluß, als bloß in meine Tugend. Sie verzeihet mir nichts, sie weiß nichts von Kleinigkeitssünden; sie ist beynahe die einzige Quelle von den traurigen Empfindungen, die mich noch bisweilen beunruhigen. Es ist mir nicht möglich, mich deswegen zu entschuldigen, wenn ich mich irgend einer Nachläßigkeit, oder eines leichten Vergehens schuldig gemacht. Mein inbrünstig sehnlichstes Verlangen ist dieses, daß ich mich alle Augenblicke meines Lebens in der Verfassung befinden möge, ohne Zittern demjenigen eine reine Seele in seine Hände zu überliefern, der ihr diese zerbrechliche Hütte zur Wohnung angewiesen hat. Noch sind diese glückselige Augenblicke gar selten. Noch ist meine Tugend ziemlich mangelhaft. Meine Eitelkeit ist noch lange nicht völlig vertilgt; sie richtet noch zuweilen in meiner Einbildungskraft eine schreckliche Unordnung an. Oft überfalle ich sie in meiner übertriebenen Ruhmliebe; nicht selten werde ich schamroth, wenn ich aus einer Gesellschaft gehe, über das lächerliche Bestreben, wodurch ich nach dem ersten Range zum Nachtheile der Redlichkeit und Klugheit getrachtet. Gleichwol aber empfinde ich auch, zu meinem innigsten Vergnügen, daß meine Eigenliebe sich

von

von Tage zu Tage der gesunden Vernunft und Tugend lehrbegieriger unterwirft. Ja ich getraue mich sogar, Sie mein Herr, zu versichern, daß, wofern sie auch irgend einen Antheil an dem Gemälde hat, was ich hier von meiner Aufführung schildere: So ist doch der Hauptbewegungsgrund, der mich dazu antreibt, dieser, den Menschen die mannigfaltige Gefahr zu entdecken, welche dieses, so allgemeine, zur Verkleidung in eine Tugend so aufgelegte, und zur Wiedererholung von seinen Fällen mit neuen Kräften, so geschickte Laster, von allen Seiten umgiebt.

Digitized by Google

Satyrische Wahrheiten Gesprächweise abgefaßt.

Intelligite, insipientes in populo, et, stulti, aliquando sapite!

d. i.

Merkt es, ihr Thoren im Volke, Unweise, werdet einst weise!

Digitized by Google

Vorbericht.

Da der zweyte Theil des neuen französischen Zuschauers nicht stark genung ist, einen völligen Band daraus zu machen: So haben wir geglaubt, wir könnten nicht besser thun, als wenn wir ihm folgende, zu Paris gedruckte Gespräche beyfügten, die mit dem Zuschauer auf einerley Endzweck hinaus laufen, nämlich, den Menschen das Lächerliche in ihren meisten Handlungen zu erkennen zu geben. Frankreich hat diese satyrische Wahrheiten mit solchem Beyfalle aufgenommen, daß man dem französischen guten Geschmacke zu nahe treten würde, wenn man nur einen Augenblick zweifeln wollte, ob man auch hier zu Lande, eben so viel Geschmack daran finden werde?

Erstes

Digitized by Google

Erstes Gespräche,
zwischen einem Hausvater, und seinem Freunde, Philinth.

Gorgon.

Sie finden mich ganz bestürzt, mein Herr und mein werther Freund; ich will meinen Sohn verheirathen; man trägt mir drey Partien an, und ich weiß nicht, zu welcher ich mich entschliessen soll.

Philinth.

Das ist ein Merkmaal, daß sie alle drey gleich gut sind; was sagt ihr Herr Sohn dazu? Er ist in dem Alter, daß er sich selbst rathen kann; zu welcher von diesen drey Partien hat er die meiste Neigung?

Gorgon.

Ich glaube sie spaßen: ist denn das Mode, daß ein Vater seine Kinder darüber zu Rathe zieht, wenn er sie verheirathen will? Mein Sohn weiß es nicht einmal, daß ich daran denke; er wird es auch nicht eher erfahren, daß man ihn vermählet, und das Frauenzimmer, das er heirathet, wird er auch nicht eher sehen, als wenn er wird

Digitized by Google

sollen in die Kirche gehen. Es ist gar nicht auf ihn abgesehen, daß ich mich zu dieser Sache entschließe; es geschiehet meinetwegen. Ich brauche unterstützet zu werden; ich muß so viel Geld zusammen bringen, als mir nur immer möglich ist.

Philinth.

Ey ja! wenn das ist! nun so müssen Sie unter den angetragenen drey Partien diejenige erwählen, welche die reichste ist, und die Sie am besten unterstützen kann. Aber doch dächte ich so, es wäre ganz gut, wenn ihr Herr Sohn auch etwas davon wüßte.

Gorgon.

Hm! warum denn? was braucht mein Sohn es erst zu wissen? Ich sage es Ihnen noch einmal; es gehet ihn gar nichts an.

Philinth.

Es geht ihn gar nichts an! Wie? ist er denn nicht die Hauptperson im Spiele?

Gorgon.

Er! und was sollte ihm denn wohl daran liegen? Er ist völlig zufrieden, und befindet sich wohl bey dem, was ich ihm gebe. Er braucht keine Frau; gebe ich ihm nun eine: So geschieht es bloß deswegen, weil ich es schlechterdings in der gegenwärtigen Verfassung meiner Umstände nöthig habe, ihn zu verheirathen.

Philinth.

Aber die Frau, die Sie ihm geben werden, wird doch gleichwohl seine Frau seyn; Er sollte sich doch wohl mit ihr begehen können.

Gorgon.

Digitized by Google

Gorgon.

Nun! und was wird ihn hindern, sich wohl mit ihr zu begehen?

Philinth.

Können Sie denn dafür stehen, daß er sie, und sie ihn, lieben werde?

Gorgon.

Possen! es ist hier gar die Frage nicht, ob sie einander lieben, ob sie wohl mit einander stehen werden. Mein Sohn ist vernünftig, und es ist nicht nöthig, daß er seine Frau liebe, oder von ihr geliebt werde; ich weiß gewiß, daß er gut haushalten wird.

Philinth.

Wie aber, wenn seine Frau ihn tolle macht?

Gorgon.

Nun denn! so wird er tolle, das will weiter nichts sagen. Wird er etwan der erste seyn, dem es so gehet? Sie bleibt doch allemal seine Frau; wir haben ihr Vermögen in Händen, und sie hat sich mit uns verbunden; das ist es alles, was wir verlangen.

Philinth.

Weil Sie denn ihren Herrn Sohn nicht darum befragen, um von ihm zu erfahren, ob er seine Frau lieben werde; So sollten Sie es doch wenigstens darum thun, damit Sie inne würden, ob er auch von der Art sey, daß er es werde leiden können, wenn seine Frau ihn sollte tolle machen?

Gorgon.

Ey! mein lieber Freund, warum sollten wir uns vor der Zeit darum bekümmern? wenn er erst verheirathet ist: so wird er alsdenn weit besser wissen, was er für einen Entschluß hierüber zu fassen habe.

Digitized by Google

Philinth.

Und wenn er nun alsdenn nicht so einen Entschluß fasset, wie Sie wünschen; wenn er hernach einen gewaltigen Lärmen anfängt, und seiner Frauen übel mitfährt?

Gorgon.

So will ich ihn enterben.

Philinth.

Was das für seltsame Ausschweifungen sind! Sie könnten, dünkt mich, diesem allen zuvor kommen, wenn Sie ihm die Wahl überließen, welche von denen, ihnen angetragenen Partien ihm anstünde.

Gorgon.

Wenn er nun aber nicht eben dieselbe erwählt, die mir am anständigsten ist, oder wenn er keine von allen dreyen will? Da! sehen Sie einmal noch viel seltsamere Ausschweifungen! Wollen Sie etwan, daß ich mir eine vortheilhafte Gelegenheit soll entwischen lassen? Soll ich irgend meinen Sohn deswegen nicht verheirathen, weil er nicht Belieben haben möchte verheirathet zu seyn? Sie geben mir doch ganz vortreffliche Rathschläge!

Philinth.

Wie wäre es aber, wenn das Frauenzimmer, welches Sie ihm verheirathen wollen, keine Neigung hätte, sich zu vermählen, ehe und bevor sie denjenigen kennte, den man ihr zum Gemahle geben will?

Gorgon.

Ja! das ist wahr! Sie kennen doch die Mägdchen, die man heute zu Tage vermählt, vortrefflich wohl! Der Mann, mit dem sie sich verbinden, ist stets das Letztere, woran

sie

Digitized by Google

sie denken. Sie heirathen bloß darum, damit sie ihre eigene Hofstatt haben, und ganz allein überall hinfahren können, wohin es ihnen nur beliebt.

Philinth.

Wenn das ist, so haben Sie recht; und es wäre unbillig, daß eine Mannsperson, die sich verheirathet, das Frauenzimmer, mit dem er sich verbindet, erst kennen sollte, weil das Mägdchen, die er sich beylegt, sich nicht darum bekümmert, wer der Mann sey, mit welchem sie ein eheliches Bündniß eingeht. Es ist vielmehr billig, daß sich gleich und gleich geselle. Ihr Herr Sohn wird ein Stück Geld erheirathen; seine Frau Gemahlinn wird eine schöne Hofstatt bekommen; das wird die herrlichste Heirath von der Welt seyn. Sie werden alle beyde alles erhalten, was sie bey ihrer Vermählung zu erhalten suchen. Wie sollten sie denn nicht wohl mit einander leben? Verzeihen sie, mein Herr, daß ich mich erkühnt habe, Ihnen zu widersprechen; mein Widerspruch rührte daher, weil ich bis auf den heutigen Tag immer geglaubt habe, man müsse sich erst mit einander bekannt machen, ehe man einander heirathet.

* *

Zweytes Gespräch.

zwischen Silvandern, dem eben sein Vater gestorben, und Damon, der ihm sein Beyleid über diesen Todesfall abzustatten kommt.

Silvander.

Wie? man hat Sie herein gelassen? Ich hatte ja meinen Leuten befohlen, sie sollten niemand vor mich lassen; ich bin mit Geschäfften gewaltig überhäuft.

Damon.

Ich habe geglaubt, mein Herr, daß dieser Befehl sich nicht bis auf mich erstrecke, da ich so ein ergebener Freund von ihrem Hause bin. Meine heftige Ungeduld, mich bald mit Ihnen über das Absterben ihres Herrn Vaters gemeinschaftlich zu betrüben, trieb mich an, hieher zu kommen.

Silvander.

Ach! mein guter Freund, ich habe fast nicht einmal Zeit, mich zu betrüben; es ist kaum eine Stunde, daß mein Vater gestorben ist, und Sie können sichs nimmermehr vorstellen, was ich schon alles seit der Zeit gethan habe; ich habe bereits alle seine Papiere durchsucht; ich bin, wie Sie wissen, sein einziger Erbe, und ich muß ein wachsames Auge auf alles haben, daß mir nichts auf die Seite gebracht werde.

Damon.

Freylich sind das nun schon dergleichen Besorgungen, deren man sich unmöglich entschlagen kann.

Sil-

Digitized by Google

Silvander.

Die Erbfolge ist eben so schlimm nicht; ich habe nunmehr befunden, daß mein Vater viel reicher gewesen ist, als ich irgend gedacht habe. Er ist nicht einen Heller schuldig, und alles befindet sich in der besten Ordnung von der Welt. Nun sehen Sie mich im Stande, eine bessere Bedienung anzunehmen. Ich habe erfahren, daß des Herrn von . . . seine ledig worden, und ich habe . . .

Damon.

Ich lobe ihre kluge Fürsichtigkeit, und den Heldenmuth womit sie ihre Betrübniß unterstützen.

Silvander.

Ich habe auch viel baares Geld gefunden, und ich war gleich damit beschäfftiget, daß ich es zählen wollte, als Sie eben herein traten. In Wahrheit! ich kann mich gar nicht in meinen Vater finden, wie es ihm möglich gewesen sey, so viel Geld bey sich zu verwahren.

Damon.

Das heißt, Sie sind im Stande, ihre neue Bedienung mit baarem Gelde zu bezahlen.

Silvander.

Ja! und das ist es eben, was ich begehrt habe, und wodurch ich den Vorzug zu erlangen hoffe; vorher aber muß ich mich meiner bisherigen Bedienung entledigen; den Augenblick habe ich zu dem Herrn von . . . geschickt, und sie ihm antragen lassen, weil er mir geschienen hat, Lust dazu zu haben. Ich habe also, wie Sie sehen, seit meines Vaters Tode, meine Zeit nicht übel angelegt. Es ist wohl wahr, ich habe bereits alle diese Anstalten gemacht, indem er noch mit dem Tode rang: Denn ich muß

Digitized by Google

Ihnen nur frey gestehen, was ich mir gedenke. Als ich sahe, daß er nicht mehr davon kommen würde: So erachtete ich es für unnöthig, mich zu betrüben, und ich glaubte, meine Schuldigkeit sey, auf das Hauptwerk zu denken.

Damon.

Wußten Sie denn aber, daß sie die Sachen in so gutem Stande finden würden?

Silvander.

Ich war fast dessen versichert; denn währender seiner Krankheit habe ich mich um nichts mehr bekümmert, als diejenige Einsicht in diese Sachen zu bekommen, deren ich benöthiget war. Mein Vater, als er mich unmäßig traurig sahe, ließ mich, zu meinem Troste, überhaupt alles mit einem Blicke übersehen, was ich, bey seinem erfolgten Ableben, gefunden habe.

Damon.

In Wahrheit! das ist mir ein wackerer Vater! und ich kann mich unmöglich der Thränen enthalten.

Silvander.

Ey! mein Gott! Bewegen Sie mich doch nicht zum Weinen. Ich habe ja noch andere Angelegenheiten zu besorgen! muß ich nicht meine Verhaltungsbefehle wegen seiner Beerdigung ertheilen? In dem Punkte habe ich mir vorgesetzt öffentlich zu zeigen, daß, wie ich einen guten Vater gehabt: So habe auch er einen überaus erkenntlichen, und über seinen Tod höchstgerührten Sohn hinterlassen. Denn, mein werther Freund, ich will, daß alles prächtig dabey hergehe, und daß jedermann die Größe meines Schmerzes

aus

aus der Größe meines Aufwandes beurtheile. Der Pater Prior sollte bereits hergekommen seyn, denn ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich mir auch bereits Zeit und Mühe genommen, zu ihm zu schicken.

Damon.

Ich wundere mich sehr, daß er noch nicht gekommen ist: Diese Herren pflegen sonst insgemein eher zu erscheinen, als man sie begehrt. Sie haben einen gewissen natürlichen Trieb in sich, der sie von dem Tode vornehmer Standespersonen benachrichtiget. Aber wollen Sie denn wirklich ein so kostbares Begräbniß veranstalten? Man hat mir ja gesagt, ihr Herr Vater habe nur ganz schlecht wollen beerdiget seyn, und er habe befohlen, die zu einem kostbaren Leichenbegängnisse erforderlichen Unkosten in Allmosen und Fürbitten zu verwandeln.

Silvander.

Es ist wohl wahr, daß er mir das, wovon Sie sagen, anbefohlen hat; allein dieser Befehl geht mich nich nicht an. Denkt man denn etwan an die Todten, wenn man ihr Leichenbegängniß hält? Das ist eine Sache, die ihre Kinder und ihre Verwandtschaft angeht. Sehen Sie nur einmal, da ich die Absicht habe, meinen bisherigen Stand zu verändern, und mich auf einen andern Fuß zu setzen: So ist es gut, daß ich die Gemüther ein wenig vorbereite, und daß dieses Leichenbegängniß mir einen guten Ruf in der Welt zuwege bringe. Ich habe auch allbereits einen Aufsatz wegen meines Vaters Beerdigung entworfen; da lesen Sie hier . . .

Damon.

Wie! auch das haben Sie schon, seitdem ihr Herr Vater todt ist, verfertigen können! ich lobe ihren gefaßten Muth;

Muth; aber ich muß doch ihre Gegenwart des Geistes bewundern; Sie haben nichts ausgelassen, und der Aufsatz ist ganz vollkommen wohl eingerichtet.

Silvander.

Ich habe auch bereits einen doppelten Entwurf davon gemacht; und drey Tage vor meines Vaters Tode hatte ich schon über diesen Aufsatz nachgedacht. Es ärgert mich, daß ich nicht sogleich, seit der Zeit, den Prior davon habe benachrichtigen, und das Verzeichniß aller derer aufschreiben lassen, denen ich Einladungszettel zuschicken will. Ich will niemanden vergessen. Dieses wird mir eine Beschäfftigung auf den ganzen Tag seyn; und ich sehe schon zum voraus, daß ich heute nicht einen Augenblick Zeit haben werde, da ich in Freyheit weinen, und mich betrüben könnte.

Damon.

Vermuthlich haben Sie auch die Seelmessen, und die Gebethe für die Ruhe seiner Seele bereits anbefohlen?

Silvander.

Nein! ich muß Ihnen bekennen, daß dieses das Einzige ist, was ich vergessen habe. Sie thun wohl, daß Sie mich hieran erinnern; ich hätte gewiß nicht daran gedacht; ich habe so viel andere Sachen . . .

Damon.

Wenn Sie belieben, so will ich diese Besorgung über mich nehmen. Wollen Sie ihrer eine große Anzahl haben?

Sil-

Digitized by Google

Silvander.

Ja! Denn ich will, daß mir dieselben Ehre bringen. Besonders müssen ihrer eine große Menge in meinem Kirchspiele gehalten werden. Ich will dem Herrn Pfarrer . . . ein Vergnügen machen.

Damon.

Sie werden dem Herrn Pfarrer noch eine größere Gefälligkeit erzeigen, weil Sie ohne Zweifel recht schöne Wachskerzen bestellen werden.

Silvander.

Wir sprachen gestern davon mit einander, als eben mein Vater anfieng mit dem Tode zu ringen; er sagte mir, ich könnte die Kerzen nicht zu schöne verfertigen lassen. Aber hören Sie mich einmal! was die zu lesenden Seelmessen anbelangt, so suchen Sie mir diejenigen Kirchen dazu aus, wo die schönsten Versammlungen sind, damit man erfahre, daß ich es an nichts habe fehlen lassen. Leben Sie wohl, mein werther Freund; ich kann mich bey ihrer Umarmung der Thränen nicht enthalten. Ach! mein Vater! mein armer Vater! Sagen Sie, wenn Sie hinunter kommen, daß ich niemanden vor mich lasse, und daß mein übermäßiger Schmerz mir nicht verstatte, Besuche anzunehmen.

Damon.

O! wie sehr haben doch Leute, die Anverwandten verlieren, von denen sie erben, wir sehr haben sie nöthig, niemanden vor sich zu lassen. Bloß dadurch, daß sie sich verborgen halten, machen sie ihre Betrübniß glaublich.

* *

Drittes Gespräche,

zwischen Cornelien, einem galanten Frauenzimmer, und Clelien, einer mannbaren Jungfer.

Cornelie.

Wenn wird man Ihnen denn einmal, meine schöne Jungfer, seine ergebenste Glückwünsche abstatten können? Ich bin überzeugt, daß es sich nicht mehr in die Länge verziehen wird, und daß Sie noch diesen Winter Hochzeit machen werden; Ihre Frau Mutter wünschet es sehr.

Clelie.

Es ist wahr, ich habe alle Ursachen, mich meiner Frau Mutter zu rühmen; an ihr liegt es nicht, daß ich noch keine solche Partie finde, wie wir sie wünschen, und wir suchen deswegen täglich, alle beyde, in des **Morery** Wörterbuche nach, um so eine Partie ausfündig zu machen.

Cornelie.

Was wollen Sie eigentlich hiermit sagen: in des **Morery** Wörterbuche?

Clelie.

Dieß, Madame, daß man in des **Morery** Wörterbuche Leute von der Beschaffenheit antrifft, die uns anständig ist; und Sie wissen wohl, daß ich mich mit keinem andern, als mit einem Gatten von erhabenen Eigenschaften vermählen will. Ich will einen Gemahl haben,

Digitized by Google

haben, der einen schönen Namen führt, aus einem altadelichen Hause entsprungen ist, und unter der Armee steht. Man hatte uns den Sohn eines königlichen Statthalters in einer Provinz vorgeschlagen; wir haben seine Familie in dem Wörterbuche nachgeschlagen, wir haben sie auch, das ist wohl wahr, darinn gefunden; aber es steht sehr wenig unter diesem Artikel; wir finden keine Ordensritter mit dem blauen Bande, auch keine Marschälle von Frankreich darunter.

Cornelie.

Ist denn das nicht schon genung, daß diese Familie von gutem alten Adel ist, daß dieser königliche Statthalter in der Provinz ein ansehnliches Vermögen hat, und daß sein Sohn im Begriffe ist, dereinst noch Marschall von Frankreich und Ordensritter vom blauen Bande zu werden?

Clelie.

Ey Pfuy! ist das ein Mann von Stande? Wir wollen einen Gemahl haben, der nicht der erste unter seinem Geschlechte von diesen Vorzügen sey, dessen Vorfahren einen ansehnlichen Rang gehabt, und der, mein Herr Vater, meine Frau Mutter, sagen könne.

Cornelie.

Ich fürchte sehr, daß sie noch nicht so bald in den Ehestand kommen werden.

Clelie.

Ey ja! was wollts nicht! Wir sind das Wörterbuch erst halb durch, und wir haben schon mehr als zehn Familien angetroffen, in denen sich junge Herren befinden müssen, die eine gute Partie für mich abgäben.

Cor-

Digitized by Google

Cornelie.

Sie werden auch, ohne Zweifel, noch genung andere darinn antreffen; ich gestehe also von meiner Meynung ab; Sie werden, noch ehe Sie mit ihrem Wörterbuche zu Rande kommen, eine Frau seyn.

Clelie.

Nein! wir werden es erst ausleſen; damit wir unter den Familien vom Stande, die uns darinn vorkommen werden, eine Wahl anstellen können.

Cornelie.

Das heißt, so bald sie einen finden werden, der so beschaffen ist, wie Sie ihn haben wollen: So werden Sie ihn heirathen, weil Sie völlig versichert sind, daß man ihnen kein Körbchen geben könne.

Clelie.

Mir einen Korb geben? Mir! o! meine werthe Madame, Sie wissen also mein Heirathsguth noch nicht, was ich mitbekomme?

Cornelie.

Ich weiß, daß Sie eine ganz ansehnliche Partie sind; aber glauben Sie denn nicht, daß es noch mehr, eben so gute Partien gäbe?

Clelie.

Eben so gute! Nein! wahrlich nicht! So lange als ich mich kenne, habe ich jedermann sagen hören, ich sey die beste Partie in ganz **Frankreich**; und es werde bloß auf mir beruhen, mir in den allervornehmsten Häusern einen Gemahl auszusuchen.

Cornelie.

Nur etwas haben Sie dabey zu befürchten, und das ist dieses, daß Sie, ihrerseits vielleicht keine Partie finden werden, die ihnen gut genung seyn möchte.

Clelie.

Digitized by Google

Clelie.

Denken Sie nicht etwan, daß sie sich über mich aufhalten wollen. Ich mache mir die sichere Rechnung, daß die Partie, so vortheilhaft sie auch etwan seyn mag, sehr weit unter mir seyn werde, und daß der Gemahl, den ich heirathen werde, mir so sehr verpflichtet seyn müsse, daß er mir die Herrschaft überlasse, und ganz keine Gefälligkeit von mir erwarten dürfe; das ist das geringste, was ich zu hoffen habe.

Cornelie.

Sie mögen nun so reich seyn als Sie immer wollen: So wird dennoch ihr Mann Herr seyn wollen.

Clelie.

Er? Das wird er sich nicht unterstehen, ich bin ihnen gut dafür; er wird sich viel zu sehr fürchten, ich möchte mich von ihm scheiden lassen, und alsdenn möchte er sich genöthiget sehen, mir mein Vermögen wieder heraus zu geben.

Cornelie.

Es ist nicht möglich, daß man ihnen länger widersprechen könnte. Ja! meine werthe Jungfer, Sie werden sich einen Mann, nach eignem Belieben erwählen; Sie werden Frau seyn; man wird sich nicht erkühnen, Ihnen den mindesten Zwang anzuthun.

Clelie.

Sie haben Lust zu spaßen; aber wie? verheirathen sich denn junge Frauenzimmer, die so viel Vermögen haben, als ich besitze, verheirathen sie sich anders? Bin ich die einzige ...

Cornelie.

Nein! meine liebe Jungfer, Sie sind nicht die einzige, die man dadurch zu einer kleinen Närrinn gemacht, daß man ihr immer vorgeschwatzt hat, sie sey eine gute Partie.

* *

Viertes Gespräche,
zwischen zweenen alten Freunden,
Meliton und Agaton.

Melit.

Guten Tag, mein lieber Freund, wie befinden Sie sich?

Agat.

Ach! mein werther Freund, sehr altväterisch, wie Sie wohl sehen, und beynahe so, wie Sie.

Melit.

Sehr altväterisch? wie ich? glauben Sie denn, daß ich sogar alt bin? Jedermann schmeichelt mir wegen meiner Jugend.

Agat.

Und mit mir ist es eben umgekehrt; ob ich gleich zehn volle Jahre jünger bin als Sie: So giebt mir doch jedermann zu erkennen, daß ich alt bin.

Melit.

Sie gehen also mit Dummköpfen um; ich meines theils, weiß, Gott Lob! Die Leute von meinem Umgange besser zu wählen; ich habe mit niemanden, als mit solchen Personen, zu schaffen, die mich noch für jung erkennen.

Agat.

Also gehen Sie mit niemanden, als mit verlebten Greisen, um!

Melit.

Mit verlebten Greisen! Pfuy! das wären noch die Leute, mit welchen ein Mann, wie ich bin, Umgang pflegen sollte,

Digitized by Google

sollte. Ich lasse mich bloß mit der Jugend ein, und zwar mit der allermunterſten Jugend, mit jungen Officieren, mit jungen Räthen, mit den artigſten und schönſten unter dem jungen Frauenzimmer.

Agat.

Und alle diese Personen erklären Sie für jung?

Melit.

Ja! so jung komme ich ihnen vor, wie sie selbst; und das sagen sie mir selbst: und sie erstaunen über mein gutes Aussehen. Sie finden an mir noch eben die Farbe, die Gestalt und die Bildung, die ich damals hatte, als ich erst dreyßig Jahr alt war.

Agat.

Und nun haben Sie beynahe achtzig Jahr auf dem Halse?

Melit.

Das ist noch die Frage, bey artigen Leuten hat man da jemals wohl achtzig Jahre auf dem Halse? Bey meinen Freunden bin ich niemals älter, als sie mich halten.

Agat.

Ich glaube, ich gehe wohl mit eben so artigen Leuten um, als Sie immermehr; sie sind so höflich, daß sie sich nicht von meinem Alter mit mir unterhalten: aber ich bin auch nicht blind, und ich sehe gar wohl aus ihrem Bezeigen, daß Sie mich noch für älter halten, als ich wirklich bin.

Melit.

Warum aber bilden Sie sich ein, daß man Sie für alt halte? Sie befinden sich noch wohl auf; Sie haben noch eine lebhafte Farbe; und wenn Sie der Natur nur ein klein wenig durch die Kunst wollten zu Hülfe kommen: So würde man Sie, mit mir von gleichem Alter, schätzen.

Digitized by Google

Agat.

Gleichwol handeln sie billiger, als Sie etwan denken. Unter allen denen, die Sie kennen und besuchen, ist nicht ein einziger, der Sie nicht für älter halte, als mich. Es sind kaum zween Tage, als ihr Freund **Adrast**, zu mir sagte, er schätzte Sie für weit über neunzig Jahre, so gar alt schienen Sie ihm zu seyn.

Melit.

Sie scherzen; er hat unmöglich so mit ihnen sprechen können. Er speiset alle Mittage bey mir; er müßte ein Erzböswicht seyn, wenn er mich für einen neunzigjährigen Greis hielte, und gleichwol so oft zu mir zum Essen käme, als er wirklich thut. Sie haben ohnfehlbar ein Häkchen auf ihn; ich aber, der ich ihn von Grundaus kenne, ich versichere Sie, daß er ein braver Mann ist.

Agat.

Wer leugnet Ihnen denn das, daß er kein braver Mann sey?

Melit.

Sie sind es selbst, Sie behaupten es. Kann wohl jemals eine schändlichere Tücke erdacht werden, als diejenige ist, deren Sie ihn anklagen? Kann jemand ein braver Mann seyn, und mich alt schätzen? Ich wünschte nur, daß er hier wäre; Sie würden es sehen, daß er mir sogleich vorsagen würde, daß ich aufs höchste funfzig Jahr alt wäre. Das sagt er mir Tag täglich vor. Schon vor mehr als zwanzig Jahren hat er angefangen, mir dieses vorzusagen; und deswegen sehe ich mich genöthiget, es zu glauben; er ist kein Lügner; ich habe ihn jederzeit freymüthig und aufrichtig befunden. Stellen Sie sich einmal vor,

Digitized by Google

vor, wie weit seine Freymüthigkeit gehe; er behauptet gegen jedermann, der ihn nur anhören will, daß ich seit zwanzig Jahren nicht um eine Viertelstunde älter worden sey; das heißt, dächte ich, ein ehrlicher Mann, und redlicher Freund seyn! Ich weiß auch gar wohl, wie ich bereits gesagt habe, Leute zu meinem Umgange zu wählen; und ich leide keinen so übel gesinnten Menschen um mich, der sich in die Gedanken kommen ließe, ich sey itzo älter als ich in meiner Jugend war. Glauben Sie mir, mein guter Freund; setzen Sie sich auf den Fuß, worauf ich meine Verfassung eingerichtet habe: So werden Sie sehen, daß Sie nicht älter seyn werden, als Sie selbst werden seyn wollen.

Agat.

Suchen Sie mir nur erst jemanden aus, der mir einen großen Palast, eine wohlbesetzte Tafel, und Pferd und Wagen zum Dienste derjenigen gebe, die entweder keine eigene Gelegenheit haben, oder ihr Eigenthum schonen wollen. Das sind die einzigen Jugendreize die **Adraft**, dieser brave ehrliche Mann, und alle, die ihm ähnlich sind, an Ihnen finden.

Melit.

Sie spaßen; aber bey dem allen ist nichts dienlicher, als eben dieses, sich bey den Leuten in das Ansehen zu setzen, als ältere man nicht.

Agat.

Aber auch nichts dienlicher, sich lächerlich zu machen; Denn ich muß es Ihnen nur schon frey heraus sagen: Die, welche sich stellen, als fänden sie Sie noch jung, die spotten ihrer nur.

Digitized by Google

Melit.

Und ich, ich halte mich über alle diejenigen auf, die mich für alt erklären. Die Anzahl derselben ist, Gott Lob! nicht eben sehr groß; und noch habe ich niemanden angetroffen, der die Unverschämtheit gehabt hätte, mich für so alt auszugeben, als ich etwan bin, und mir es noch dazu so frey unter die Nase zu reiben; denn da Sie mich aufs äußerste bringen: So will ich ihrer auch nicht länger schonen. Da sehe mir eines einmal den alten Starrkopf; weil er wie ein Bettelsack veraltet, weil er weder ein ansehnliches Haus, noch einen guten Tisch, noch Pferd und Wagen hat: So meynet er, alle Leute von seinen Jahren wären eben so alt wie er. Ich empfehle mich alter Einfaltspinsel, meinethalben werde so alt als du willst, ich kümmere mich viel darum; Du verdienst es auf alle Weise, daß niemand so viel Höflichkeit für dich habe, etwas jugendliches an dir zu finden.

Agat.

Das wäre eine Höflichkeit, die ich von niemanden verlange; also kömmt es auch niemanden ein, diese Höflichkeit mir zu erweisen.

Melit.

Das denke ich mir wohl! Die Leute sind keine Narren, und sie wissen ganz wohl, unter Personen von gleichem Alter, diejenigen zu unterscheiden, die sie für alt, und die, welche sie für jung erklären sollen.

Agat.

Nein! Hierinn versieht sich niemand, das versichere ich Sie; und ich würde mich sehr darüber ärgern, wenn man mich für eben so jung hielte, als Sie. Aber ärgern wir

uns

Digitized by Google

uns nicht; glauben Sie denn in ihrem Herzen, daß Sie noch jung sind?

Melit.

Allerdings! Weil man mir es sagt. Das Ansehen derjenigen, die mich für jung ansehen, macht meine Jugend glaubwürdig. Das ist genung! Habe ich nicht sagen gehört, man könne einer wahrscheinlichen Meynung mit gutem Gewissen folgen?

Agat.

Ey, ey! Das hätte ich nicht geglaubt, daß Sie ein Casuiste wären; Laßt uns denn **gelehrt** mit einander sprechen und urtheilen. Sagen Sie mir einmal: Haben Sie nicht gewisse **innerliche** und **geheime** Bewegungsgründe, sich für alt zu halten?

Melit.

Nein! aber wenn ich nun auch dergleichen hätte, wenn ich urtheilte, ich sey alt: Sollte ich denn um deswillen mich nicht für jung halten dürfen? Man muß ja, mein armer Freund, in seine eigene Urtheile ein Mistrauen setzen; ich bin gar nicht eigensinnig, und ich glaube das, was mir andre sagen.

Agat.

Aber glauben Sie denn auch das nicht, was Sie sehen? Sie sagten mir ja vor einiger Zeit, daß Ihnen ein Bedienter bloß für Alter gestorben wäre; der länger als dreyßig Jahre in Ihren Diensten gestanden, und der jünger, als Sie, gewesen.

Melit.

Da sehe man mir einmal ein herrliches Exempel, was Sie mir anführen! Wollen Sie nicht etwan, daß ein Herr

Digitized by Google

sich nach seinen Bedienten richten solle? Also müßte ich auch glauben, daß man mich begraben habe, wie diesen alten Diener, von welchem Sie mit mir sprechen? Allein ich behaupte meinen Herrenstand besser; und ich weiß, Gott Lob! den herrischen Wohlstand gehörig in Acht zu nehmen.

Agat.

Nein! mein Herr, noch sind Sie nicht begraben; aber vielleicht begräbt man Sie in drey Tagen.

Melit.

In drey Tagen! ich habe ganz andre Sachen in drey Tagen zu verrichten. Uebermorgen habe ich den Herrn Gesandten von - - - bey mir zu bewirthen; den darauf folgenden Tag muß ich auf meinem Staatswagen eine gewisse Markgräfinn, und eine andre Gräfinn in die Oper führen. Ich habe mich einmal dazu anheischig gemacht; und ich bin nicht gewohnt, mein gegebenes Wort wieder zurücke zu nehmen. Lebt wohl, alter Narr!

Agat.

Lebt wohl, junger Weise!

Digitized by Google

* *

Fünftes Gespräche,

zwischen einem bejahrten Frauenzimmer,

die eine Liebhaberinn vom Spiele ist, und einem ehrlichen Manne, der in der Welt zu leben weiß.

Frosine und Clindor.

Frosine.

Sie kommen mir sehr ungelegen. Heute ist mein Tag; ich erwarte Gesellschaft; sie sollte bereits gekommen seyn; man hatte mir versprochen, daß wir um drey Uhr anfangen würden zu spielen; nun ist es bald vier Uhr. Zwo volle Stunden sind schon verflossen, daß mich recht sehnlich verlangt. Da stehen die Spieltische! Da liegen die Charten! alles ist fertig; und meine Tochter sitzt da und gähnet, und wird bald einschlafen; es verlangt sie so sehr als mich.

Clindor.

Wenn meynen Sie denn also, Madame, daß ich die Ehre haben könne, Sie zu sprechen? Ich habe ganzer vier Tage nach einander hergeschickt; ich bin selbst hergekommen; man hat mir jedesmal gesagt, Sie wären entweder in die Stadt in eine Spielgesellschaft gefahren, oder Sie wären bey sich zu Hause im Spiele begriffen.

Frosine.

Mein Herr! stellen Sie denn noch immer einen Pedanten vor; und werden Sie sich denn niemals nach der Lebensart ihrer Freunde bequemen?

Digitized by Google

Clindor.

Sie sind es ja selbst, Madame, die mir ehemals sagten, Sie spielten bloß aus Gefälligkeit mit, und weil Sie keinen Umgang mit vernünftigen Leuten hätten.

Frosine.

Wo findet man sie denn heute zu Tage, diese vernünftigen Leute, mit denen man einigen Umgang haben könnte?

Clindor.

Hm! Da bin ich ja! Madame; mich dünkt, Sie sprachen und hörten mich ehedem sehr gerne; ich bin seitdem nicht unwissender worden, als Sie noch schienen ein Vergnügen daran zu empfinden, wenn Sie sich mit mir von demjenigen unterhielten, was Sie in der Geschichte, in der Sittenlehre, und selbst in den Zeitungen gelesen hatten.

Frosine.

Dazumal hatte ich nur noch ganz kleine Kinder; nun ist meine Tochter heran gewachsen; und ich muß mich also schon zu der Gefälligkeit entschließen, Sie spielen zu lassen.

Clindor.

Ich will Ihnen nicht erst vorstellen, daß Sie ihr eine nützlichere Beschäfftigung geben könnten.

Frosine.

Ach! mein Herr, es muß gespielt seyn! es muß nothwendig gespielt seyn! man kann sich unmöglich des Spielens mehr entschlagen.

Clindor.

Ich verarge es Ihnen nicht, daß Sie ihre Jungfer Tochter spielen lassen; ich glaube vielmehr, daß Sie ihr so viel Zeit zum Spiele verstatten müssen, als es nöthig ist, spielen zu lernen.

Frosine.

Digitized by Google

Frosine.

Weil es denn nöthig ist, daß sie das Spiel verstehe: So kann ich sie nicht oft genung spielen lassen. Bloß durch eine oft wiederholte Uebung lernt man etwas gründlich; denn ich habe noch nicht mein ganzes Latein vergessen; fabricando fabri fimus: durch öfteres Schmieden wird man erst zum Schmiede.

Clindor.

Es ist wohl recht Schade, daß Sie so viel Zeit mit dem Spiele verderben, da sie so einen aufgeklärten Verstand, und solche Fähigkeit besitzen, ihre lateinische Sprüchwörter so wohl anzubringen.

Frosine.

Wenn ich nur weiter nichts, als meine Zeit, damit verlöre, allein ich verliere auch dadurch mein Geld, und ich bin unter einem sehr unglücklichen Spielzeichen gebohren. Erst gestern verlohr ich . . . Sage doch, meine Tochter, wie viel ich gestern verspielte.

Clindor.

Also spielte nicht ihre Jungfer Tochter?

Frosine.

Meine Tochter ist viel zu edel auferzogen, und die geringste Pflicht, die sie mir erweisen kann, besteht darinn, daß sie mir beym Spiele ihre Stelle einräumt: Das ließe doch vortrefflich, wenn sie sich vor meinen Augen an den Spieltisch fest einsetzte, ohne mir die gebührende Ehre zu erzeigen, und wenn ich, wie ein armer Hund, da, für mich, einsam wegsäße.

Clindor.

Ey! Madame, weil es ja nur zu ihrem Zeitvertreibe, oder in der Absicht geschiehet, ihr das Spiel beyzubringen, welches

Digitized by Google

welches Sie spielen; und weil, wie Sie so gelehrt sprechen, die Wissenschaft bloß durch eine öftere Uebung erlangt wird: warum lassen Sie sie denn nicht an ihrer Statt spielen?

Frosine.

Ey was! muß ich nicht meiner Tochter ein gutes Beyspiel geben? und soll ich ihnen noch mehr lateinisch anführen, zu einem Beweise, daß Exempel einen kräftigern Eindruck verursachen, als alle Regeln von der Welt?

Clindor.

Aber befürchten Sie denn nicht, daß die Leute, mit denen Sie spielen, eben so viel lateinisch verstehen, wie Sie; und daß sie, durch Ihr Bezeigen, auf die Gedanken kommen werden, Sie wären selbst eine Liebhaberinn vom Spiele?

Frosine.

Nein! Sie wissen es gar wohl, daß ich das Spiel durchaus nicht liebe; ich sage es Ihnen beständig vor, und Sie müssen mir es auf mein Wort glauben. Das sind nicht solche mistrauische Menschen, wie Sie einer sind.

Clindor.

Ich glaube, daß es ganz gute ehrliche Leute seyn, und Verstand genung dazu haben werden, das nicht zu glauben, daß Sie das Spiel lieben, wenn Sie beständig spielen wollen; aber ihre Jungfer Tochter, wird die wohl etwas anders denken können? Kommt ihre Gefälligkeit nicht von der Vorstellung her, die sie sich von ihrer Liebe zum Spiele macht? oder wenigstens bildet sie sich ein, Sie hätten langweilige Zeit, wenn Sie nicht spielen.

Frosine.

O! meine Tochter kennt mich gar zu wohl; das ist ein gutes Kind, die alles, was ich ihr vorsage, eben so heilig glaubt,

Digitized by Google

glaubt, als wäre mein Mund ein Evangelienbuch, und die mir jedesmal für die Gefälligkeit dankt, die ich ihr dadurch erweise, daß ich täglich in der Absicht spiele, Sie im Spiele zu unterrichten. Glauben Sie mir, ich weiß schon wie ich meine Kinder erziehen soll.

Clindor.

Man wird Ihnen nichts vorzuwerfen haben, wenigstens in Absicht auf den durch Exempel gegebenen Unterricht; und wenn Sie es in allen Stücken so, wie mit dem Spiele machen: So muß man gestehen, daß Sie die exemplarischste Mutter von der Welt sind, die sich unter allen den meisten Zwang anthun kann, um ihren Kindern ja keine andere, als gute Exempel zu geben.

Frosine.

Sie können mit allem Rechte sagen, daß ich mir Zwang anzuthun wisse, denn mein guter Herr, ich thue nichts von dem, was ich thun wollte. Sie sagen, ich spielte täglich, ja freylich! aber ich muß es wohl thun. Was meynen Sie denn wohl, womit ich mich sonst beschäfftigen sollte? Wollen Sie etwan, daß die Leute glauben sollen, weder ich, noch meine Tochter, wüßten in der Welt zu leben?

Clindor.

Das wird man Ihnen wohl niemals Schuld geben, wenn Sie auch gleich nicht spielen sollten.

Frosine.

Ey! Sie wissen gar nicht, was es für böse Menschen in der Welt giebt. Es muß gespielt seyn, sage ich ihnen,

es

Digitized by Google

es muß schlechterdings gespielt seyn, wenn man sich nicht will zum Gelächter vor der Welt machen.

Clindor.

Es war doch aber einmal eine Zeit, da Sie jedermann hochschätzte, und da man gleichwol nicht lediglich deswegen zu Ihnen kam, um bloß zu spielen, so, wie man heutiges Tages nur Spielenshalber zu Ihnen kommt.

Frosine.

O! Damals war die Welt noch nicht so böse; damals hatte ich noch keine Kinder, denen ich mit einem guten Exempel vorleuchten mußte; damals war ich eine Freundinn vom Bücherlesen, und ich hatte noch nicht so blöde Augen; ich weiß nicht, was mir begegnet ist; aber das weiß ich, daß ich alle Mühe von der Welt habe, wenn ich etwas lesen will.

Clindor.

Ey! meine liebe Madame, bedienen Sie sich doch einer Brille.

Frosine.

Einer Brille? Bin ich denn irgend schon ein so gar altes Mütterchen? oder ist etwan meine Nase zum Brillentragen gebildet?

Clindor.

Aber brauchen Sie denn zum Spielen nicht auch zu sehen, und werden Sie nicht bald einer Brille bedürfen, um die Charten zu unterscheiden?

Frosine.

Digitized by Google

Frosine.

Man sieht es wohl, daß Sie ein Mensch aus einer andern Welt sind. Hat man wohl jemals mit einer Brille auf der Nase gespielt? He! ich will spielen, ich stehe ihnen dafür, und ich will niemals eine Brille aufsetzen. Die Spieler lassen es sehr gerne geschehen, daß man spielet, wenn man gleich die Charten nicht eben so genau unterscheiden kann.

Clindor.

Das weiß ich wohl, Madame, und das weiß ich noch besser, daß den Spielern niemand lieber ist, als ein altes Frauenzimmer, die übel sieht, und von einem Spielgeiste besessen ist. Jedermann will gerne mit ihr spielen; man überhäuft sie mit Lobsprüchen und Liebkosungen, mit dem Bedinge, daß sie, nach vollendetem Spiele sich ins Fäustchen lachen, und sagen mögen: Wir haben die Alte tüchtig gestriegelt! Der Himmel bewahre sie uns!

Digitized by Google

* *

Sechstes Gespräche,

zwischen Dorimenen, einer Kranken in der Einbildung, und Franketten, ihrem Kammermägdchen.

Dorimene.

Sage mir einmal, **Frankette**, wie komme ich dir heute vor?

Frank.

Schön, wie der Tag; Ihre Farbe gleicht den Liljen und Rosen. Niemals haben sie sich so wohlauf befunden.

Dorim.

Das wäre doch artig! ich dächte, ich müßte zum fürchten aussehen.

Frank.

Nun! und warum denn? Madame! welch eine besondere Einbildung!

Dorim.

Sagte ich dir denn nicht gestern beym Schlafengehen, ich müßte nothwendig krank seyn?

Frank.

Ja! Madame, ich besinne mich wohl darauf; aber Gott sey Dank . . .

Dorim.

Wie? Gott sey Dank! Ich habe die ganze Nacht kein Auge zumachen können. Ich habe erbärmlich viel ausstehen müssen; und ich habe nichts anders gethan, als mich beständig beklagt.

Frank.

Digitized by Google

Frank.

Sie? Madame! Sie haben ja wie eine kleine Nusche geschlafen.

Dorim.

Unverschämte! wer hat es dir gesagt, daß ich geschlafen habe?

Frank.

Wer mirs gesagt hat? ich selbst; ich habe ja in ihrem Zimmer, und beynahe an dem Fußgestelle ihres Bettes geschlafen.

Dorim.

Du hast in meinem Zimmer geschlafen? Ich bin es nicht inne worden.

Frank.

Das denke ich mir wohl; Sie schliefen auch so feste . . .

Dorim.

Was? du unterstehest dich noch, mir es so kühn unter die Augen zu sagen, daß ich geschlafen hätte?

Frank.

Mein Herz! warum sollte ich es denn nicht sagen dörfen, da es doch gleichwohl wahr ist?

Dorim.

Warum? darum, weil ich nicht habe schlafen können.

Frank.

Sie haben nicht schlafen können? Ey warum denn nicht?

Dorim.

Hatte ich dir es denn nicht gestern bereits gesagt, ich müsse unfehlbar krank seyn?

Frank.

Ja! Madame, und eben deswegen erachtete ich es für meine Schuldigkeit, mich in ihr Schlafzimmer zu legen. Ich glaubte es in allem Ernste, daß Sie sich übel auf be-

Digitized by Google

fänden; wenn ich sie aber recht verstanden hätte: So würde ich wohl in meinem Bette geblieben seyn.

Dorim.

Du würdest weit besser gethan haben; denn so würdest du mir nicht so frech behaupten, daß ich geschlafen hätte.

Frank.

Ich hätte es eben sowohl geglaubt. Wer hätte mich denn verpflichten sollen, es nicht zu glauben?

Dorim.

Ich würde es gewesen seyn, ich, die ich dir gesagt hatte, daß ich krank seyn müsse.

Frank.

Ihr Sagen wäre vergebens gewesen; ich hätte es doch darum nicht eher geglaubt; es wäre denn daß sie mir eine, von einem Notarius unterzeichnete, Verheißung, oder irgend einen Befehl von einem Arzte, der ihnen diese Nothwendigkeit auferlegt, vorgezeigt hätten. Sie befanden sich ja gestern sowohl auf, und sie genießen schon seit vollen vierzehn Tagen eine so vollkommene Gesundheit, daß ich gar nichts mehr davon sagen mag.

Dorim.

Und eben deswegen hättest du glauben sollen, es wäre nun eben die Zeit, daß ich einmal krank würde. Willst du denn, daß ich weder für schön, noch für artig, noch für ein Frauenzimmer von Stande solle gehalten werden?

Frank.

Wie? muß denn ein Frauenzimmer, wenn sie für schön und artig und vornehm soll gehalten werden, alle vierzehn Tage einmal krank seyn? Das wäre ja schlimmer als ein Parlementsschluß.

Dorim.

Digitized by Google

Dorim.

Ja freylich! denn man kann sich gegen einen Parlementsschluß in Sicherheit setzen; wenn man aber ein Frauenzimmer von Stande, und dabey noch so ziemlich artig und schön ist: So hilft da weder eine Appellation, noch sonst eine Art von einer Bittschrift; man muß nothwendig alle vierzehn Tage einmal krank seyn, und auch wohl noch öfter, wenn man nur kann; oder man muß sich entschliessen, für eine bürgerliche Person, und für eine, gar nicht häkele Schönheit gehalten zu werden.

Frank.

In Wahrheit, Madame, Sie lehren mich da eine vortreffliche Rechtserfahrenheit. Ey! wer hat denn dieses Gesetz eingeführt? ist es vielleicht von der medicinischen Facultät gegeben worden?

Dorim.

Die Facultät ist eben nicht ungehalten darüber; allein dieses Gesetz ist von einem weit unverbrüchlicherm Ansehen, als alle Verordnungen der Facultät, und die Aerzte haben es alsdenn bestätiget, nachdem es bereits von andern war erfunden worden.

Frank.

Die Aerzte verstehen also ihren Vortheil schlecht, weil sie ein so schönes Gesetz nicht selbst erfunden haben. Mich dünkt, dieses einzige sey so einträglich für sie, als alle die Verordnungen zusammen, die sie ausgedacht haben, und die sie sich so geschickt wissen zu Nutze zu machen.

Dorim.

Sie ziehen von dieser Verordnung nicht weniger; aber die Ehre der Erfindung können sie sich nicht beymessen.

Digitized by Google

Frank.

Wer hat sie denn nun aber erfunden? und wem ist die Facultät die Ehre der Erfindung schuldig? Ich, meines Theils, glaube, daß sie dieselbe der Eitelkeit und Thorheit zuzuschreiben habe.

Dorim.

Wie unverschämt bist du doch! glaubst du denn, ich sey eine Närrinn?

Frank.

Nein! Madame, ich glaube sie sind krank, und noch weit kränker als sie denken; aber wir müssen nicht böse werden. Warum sollte ich sie denn für eine Närrinn halten? Sie sind ja nicht die Erfinderinn eines so schönen Gesetzes.

Dorim.

Ach! nein; ich habe es schon so eingeführt gefunden; und ich mußte mich wohl so, wie andre Frauenzimmer meines Standes, darnach bequemen.

Frank.

Aber noch einmal, Madame, können sie mir denn nicht einige Nachricht ertheilen, auf was Weise, durch wen, und seit wie langer Zeit dieses Gesetz eingeführt worden sey?

Dorim.

Du legest mir hier mehr Fragen vor, als ich dir beantworten kann. Alles, was ich zuverläßig davon weiß, ist dieses, es ist einmal so die Mode; und ein artiges Frauenzimmer von Stande, die ganzer vierzehn Tage ohne die mindeste Unpäßlichkeit zurücke legen wollte, würde für eine aus der Art geschlagene Weibsperson, und für eine Dorfschönheit, gehalten werden.

Frank.

Digitized by Google

Frank.

Bey meiner Treu! Madame, ich wollte lieber eine bürgerliche oder Dorfschönheit seyn.

Dorim.

Wie! glaubst du denn nicht, daß es auch bürgerliche und häßliche Weibsleute gebe, die sich in den Kopf setzen, dieses Gebot zu beobachten; jedermann unterschreibt es, bis auf die Cavaliere, bis auf die Magistratspersonen, bis auf die Gelehrten, ja! sogar bis auf die Witzlinge. Damit sie sich einiges Ansehen geben: So beklagen sie sich gegen jeden über öftere Unpäßlichkeit, über Kopfwehe, über Herzbeklemmung, und über Magendrücken . . .

Frank.

Und über ihren Leibarzt?

Dorim.

Das versteht sich von selbst! Hätte man den nicht, wie würde man denn, so oft als es sich gehört, krank seyn können?

Frank.

Das will so viel sagen, daß beynahe kein Stand sey, worinn man nicht einen kleinen Gesundheitsrath brauche, bey einer, entweder wirklichen, oder bloß eingebildeten Krankheit.

Dorim.

Ey! was die eingebildete anbelangt, das könnte wohl seyn; und ich zweifle gar nicht, daß Leute genung seyn mögen, welche die Eitelkeit begehen; sich krank zu stellen; aber ach! ich bin nicht von der Anzahl.

Frank.

Sie Madame; sagen sie mir einmal auf ihr gutes Gewissen, sind sie krank? Fort! reden sie, wie es es ihnen ums Herz ist. Vor zwey Jahren hatten sie ja diese Ein-

Digitized by Google

bildung noch nicht; und sie wurden gleichwol nichts destoweniger für ein vornehmes und schönes Frauenzimmer gehalten.

Dorim.

Ey! damals hatte ich verschiedene Beschäfftigungen, und eine ganz andere Sache, als die Krankheit zu bedenken. Redest du nicht von der Zeit, als ich eben in einen Proceß verwickelt war?

Frank.

Ja! Madame, und damals dünkt mich, hätten sie mit guter Wohlanständigkeit krank seyn können; gleichwol aber waren sie es nicht.

Dorim.

Die Sache war allzuwichtig, als daß ich hätte dabey krank seyn können; weil du aber von dem Wohlstande redest: So bin ich auch dazumal so krank gewesen, als es der Wohlstand erforderte.

Frank.

Ich habe sie aber dazumal diese Wohlanständigkeit nicht beobachten gesehen.

Dorim.

Das macht nur, weil du mich nicht zu meinen Richtern begleitet hast. Niemals habe ich einen von ihnen besucht, dem ich nicht, wenn ich ihm mein Anliegen eröffnete, zugleich betheuert hätte, ich sey sterbens krank.

Frank.

Es sey drum! Die Krankheit war doch recht wohl angebracht; es ist gut, wenn man seine Richter zum Mitleiden bewegen kann; aber nunmehr, da sie keinen Proceß mehr haben, wer nöthiget sie denn krank zu seyn?

Dorim.

Digitized by Google

Dorim.

Muß ich denn nicht meinen Charakter behaupten? Soll ich dir es noch einmal sagen. Du dummes Thier du!

Frank.

Aber, Madame, müssen sie denn ihren Charakter eben gegen mich behaupten? Weiß ich denn nicht ohne dem vollkommen wohl, wer sie sind; ohne daß sie erst nöthig hätten, mir durch eine erdichtete Krankheit ihren Adel zu erweisen?

Dorim.

Du bist eine Plaudertasche; so bald ich dir nun gestünde, daß ich mich recht wohl auf befände: So würdest du es allen Leuten ausschwatzen.

Frank.

Ich? Madame!

Dorim.

Ja! du! sehe ichs denn nicht mit meinen Augen, daß du, wenn meine Freunde, auf die erschollene Nachricht von meiner Krankheit, mich besuchen, und mir ihre Betrübniß darüber bezeugen, heimlich ins Fäustchen lachest, und daß eben nicht viel fehlet, du thätest mir den Schimpf an, und sagtest ihnen, ich befände mich wohl.

Frank.

Und gesetzt nun, ich sagte es ihnen; würden sie mir denn wohl glauben?

Dorim.

Wer kann es wissen? Die Welt ist ja so schlimm, daß ...

Frank.

Ey! Madame, ihren Freunden liegt viel zu viel daran, ihnen ihre Krankheit, auf ihr Wort zu glauben; als daß sie sich einbilden sollten, sie wären nicht krank, wenn sie es ihnen einmal vorsagen, daß sie krank sind.

Dorim.

Was sollte ihnen denn wohl daran liegen? Sind sie denn meine Erben?

Frank.

Nein! Madame, wenn sie ihre Erben wären, so würden sie nichts vergessen, wodurch sie dieselben noch kränker machen könnten, als sie vielleicht nicht wollten. Der einzige Vortheil, den sie davon haben, besteht bloß darinn, daß sie zu ihnen kommen, und ihnen bezeugen, wie viel ihnen an Madames Gesundheit gelegen sey. Bey dergleichen Gelegenheit haben Freunde die meiste Freundschaft.

Dorim.

Du hast recht, und das ist ein neuer Bewegungsgrund zum krank seyn, an den ich nicht einmal dachte; du erinnerst mich daran, u. wenn ich auch nur diesen einzigen Bewegungsgrund hätte: So müßte ich krank seyn. Es ist gut, wenn man seine Freunde auf die Probe stellt. Laß dir es also ja nicht in den Sinn kommen, daß du irgend, wenn meine Freunde auf erhaltene Nachricht von der Krankheit, die ich heute haben will, mich werden besuchen kommen, unbedachtsam heraus platzest und sprichst, ich hätte die ganze Nacht geschlafen.

Frank.

Ho! Madame, ich will ihnen sagen, sie hätten die ganze Nacht nichts anders gethan, als geseufzet und gekrißen; ich werde auch deran nicht lügen; denn ich habe sie gewaltig schnarchen gehört. Ists nicht so? seufzen nicht vornehme Frauenzimmer, und kreißen sie nicht auf die Art, wenn sie so krank sind, wie sie, und die ganze Nacht schlafen?

Siebentes

* *

Siebentes Gespräche,
zwischen zweenen Nachbarn Chryses und Sophronius.

Sophron.

Wie mir es vorkömmt, mein lieber Chryses, so sehe ich den Agathocles nicht mehr bey ihnen aus- und und eingehen, der doch einer von ihren besten Freunden zu seyn schien.

Chrys.

Nein! ich weiß nicht, wo er hingestoben oder geflogen ist.

Sophron.

Er? er hält sich stets hier in der Stadt auf; es sind kaum zween Tage, da er mir noch begegnet ist.

Chrys.

Er mag sich nun aufhalten wo er will, genung er kommt nicht mehr zu mir.

Sophron.

Wie so denn? seyd ihr mit einander zerfallen?

Chrys.

Ich glaube nicht; wenigstens weiß ich das gewiß, daß ich mich nicht mit ihm überworfen habe; allem Ansehen nach ist er es, der mit mir gebrochen hat; denn ich, für meine Person, pflege mich niemals mit jemanden zu zanken.

Sophron.

Aber noch einmal; was meynen sie denn wohl, was er für Ursachen möge gehabt haben, mit ihnen zu brechen?

Digitized by Google

Chrys.

So viel ich weiß, keine! allein er bindet sich allzugenau an die, unter Freunden gewöhnlichen, Gebräuche. Er begehrte von mir, können sie sich das wohl vorstellen? daß ich bey ihm meine Gegenbesuche abstatten, oder wenigstens überhandsweilen zu ihm hinschicken, und mich nach seinem Aufbefinden erkundigen soll. Er beschwert sich, daß ich ihm, nach einer Abwesenheit von drey oder vier Monaten, keine Nachricht von meiner Zurückkunft ertheilet habe.

Sophron.

Warum sind sie denn abgereiset, ohne ihm etwas davon zu melden?

Chrys.

Welch eine wunderliche Frage ist das! was brauchte ichs denn ihm erst zu melden? konnte es ihm denn unbekannt seyn? und hätte er es nicht errathen sollen?

Sophron.

Vermuthlich hat er auch ihre Nachhausekunft errathen sollen?

Chrys.

Ey! was das anbelangt, so hätte er es leicht errathen können; ich habe zu allen meinen Bekannten geschickt, um ihnen meine Ankunft hinterbringen zu lassen, nur bloß zu ihm allein, habe ich nicht geschickt.

Sophron.

Mein! warum haben sie denn nicht auch zugleich mit zu ihm geschickt?

Chrys.

Wohl gegeben! pflegt man es denn unter Freunden so genau zu nehmen? War es denn nicht seine Schuldigkeit, zu mir zu kommen, wenn er einiges Verlangen nach mir gehabt?

Sophron.

Digitized by Google

Sophron.

Vielleicht hat er geglaubt, es sey in ihrer Freundschaft etwas gezwungenes, und sie hätten ihm deswegen ihre Wiederkunft nicht melden lassen, weil sie kein Verlangen trügen, ihn zu sprechen?

Chrys.

Das mag er sich wohl eingebildet haben, und eben diese Einbildung hat ihn auch vermuthlich abgehalten, zu mir zu kommen; was aber mich anbetrifft, so habe ich ihm keine Gelegenheit zu glauben gegeben, daß ich mir aus seinem Besuche nichts mache.

Sophron.

Aber wie hat er denn, da sie sonst überall hingeschickt haben, denken können, daß sie sich nicht auch hätten erinnern sollen, an ihn gleichfalls zu schicken?

Chrys.

Hat er sich denn darauf verspitzen sollen? weiß er irgend nicht, daß ich keine Umstände mache? und was habe ich denn überdieß mit ihm zu schaffen? glaubt er irgend, daß man ohne ihn zu sehen nicht leben könne, er, der ja zu gar nichts taugt? Er ist ein rechtschaffener Mann, das glaube ich gerne; er hat Verstand, ich geb es zu; aber es ist weder ein Mann von Stande, noch von Vermögen, und was den Credit anbelanget, so glaube ich, meiner Treu! er habe sehr wenig. Sind das nun die Freunde, aus deren Umgange man sich heute zu Tage besonders viel macht?

Sophron.

Er scheint doch aber viel Freundschaft für sie zu haben; und er war vielleicht der Meynung, sie hegten auch ein wenig Freundschaft für ihn.

Chrys.

Digitized by Google

Chrys.

Er hat auch Ursache gehabt, dieß zu glauben; denn ich hasse ihn ja keinesweges. Der Mann ist gut genung, ich bezeige mich auch gefällig genug, wenn ich ihn spreche; allein ich habe ganz andere Sachen im Kopfe, als daß ich an ihn denken sollte.

Sophron.

Und in ihrem Herzen mein lieber Nachbar, da haben sie auch ganz andere Sachen, als Freundschaft und Achtung für ihre Freunde.

Chrys.

Wohl! im Herzen! wir leben itzt in einer Zeit, wo man viel nach dem Herzen fragt; ich habe ein eben so gutes Herz, als ein anderer, und dießfalls läßt mir jedermann Gerechtigkeit wiederfahren. Aber in Wahrheit, mein guter Nachbar, glauben sie denn, daß ich so ein Einfaltspinsel sey, und daß ich nicht wisse, daß es heute zu Tage nicht mehr Mode sey, ein so dumm und thörichtes Herz zu haben, welches Freunde, die weiter nichts als bloße Freundschaft gegen uns hegen, lieben sollte. Ich will es glauben, daß Agathocles, weil er mir geneigt ist, ein Freund von mir sey; aber sagen Sie mir einmal auf ihr gutes Gewissen, wozu könnte mir wohl seine Freundschaft dienen? Er hat Verstand und Redlichkeit; aber das alles zusammen ist eine Waare von schlechtem Werthe. Ich glaube, daß ich so viel Verstand besitze, als er; allein ich lasse mir Gerechtigkeit wiederfahren, und ich weiß gar wohl, daß wenn ich sonst nichts, als Verstand besäße: So würde ich weder eine schöne Gesellschaft, noch solche Leute um mich haben, die sich sehr nach mir reißen würden. Dazu wird ganz etwas anders, als Verstand erfordert; man muß unser Bedürfen, oder man muß bey uns eine niedliche Tafel ein artiges Spiel, ein kostbar ausgeziertes Haus, und überall

Reich-

Digitized by Google

Reichthum und Ueberfluß antreffen. Hat man von alle dem nichts: So muß man sich das einmal für allemal lassen gesagt seyn, und nicht darauf warten, daß unsere Freunde an uns denken sollten.

Sophron.

Das will so viel sagen, wenn der arme Agathocles einen herrlichen Tisch, einen prächtigen Aufzug, eine erhabene Würde, ein schimmerndes Glück hätte: So würden sie nicht ermangelt haben, zu ihm zu schicken.

Chrys.

Nein! wahrlich nicht! ich würde selbst zu ihm gegangen seyn; denn ich weiß zu leben, Gott sey Lob und Dank! und ich kenne die Welt allzuwohl, als daß ich eine einzige von den Pflichten verabsäumen sollte, die sie uns gegen unsere Freunde zur Beobachtung vorschreibt.

Sophron.

Auf die Art, mein Herr, denn ich unterstehe mich fast nicht mehr, sie meinen Freund zu nennen, habe ich wohl keine Ursache besondere Freundschaftsmerkmaale von ihnen zu erwarten; und ich schließe daher, daß wenn ich nicht ihr Nachbar wäre = = =

Chrys.

Ey! mit ihnen ist es ganz etwas anders; Sie nehmen es nicht so genau, und versehen sich zu mir nichts weiter, als eine gedeckte Tafel, und ein freundliches Angesicht. In diesem Puncte nun halte ich Sie für hundertmal klüger, als ihren Agathocles. Er ist, unter uns geredet, ein offenherziger Narr, mit allem seinem Verstande, und ein sehr schlechter Held in der Gelehrsamkeit, man mag ihn auch für so gelehrt ausgeben, als man immer will; denn er

weiß

Digitized by Google

weiß ja das nicht einmal, was doch heute zu Tage niemanden mehr unwissend ist; sagen Sie mir einmal, mein lieber Nachbar, ist wohl jemand zu finden, der nicht wisse, daß es eine lächerliche Eitelkeit, ein unerträglicher Solz sey, wenn man, ohne einen erhabenen Rang zu bekleiden, oder ein ansehnliches Vermögen zu besitzen, dennoch solche Freunde zu haben begehrt, die uns alle Freundschaftspflichten erweisen sollen.

Sophron.

Ich bekenne Ihnen, daß ich bisher einen kleinen Grau vor dieser eitlen Thorheit gehabt habe, aber ich habe niemals meine Ehre in der Prahlerey gesucht; und ich werde künftighin so bescheiden seyn, daß ich mich keiner Freundschaft zu ihnen versehen werde.

Chrys.

Ey! kommen Sie, wie gewöhnlich zu mir; ich werde Ihnen alle Freundschaftsproben geben, die sich nur immer für mich schicken. Ich werde Sie mit Vergnügen aufnehmen, wenn ich nichts bessers werde zu thun haben; ich werde sie auch mit an meine Tafel ziehen, wenn noch Platz vorhanden seyn wird. Kommen Sie demnach ohne Umstände, und ich verspreche ihnen, daß, wenn Sie eben so viel Vermögen haben, und einen so guten Tisch, wie ich führen werden; So werde ich auch ohne Umstände und aus Freundschaft zu Ihnen zu Gaste kommen.

* *

Achtes Gespräche,
zwischen der Frau Großfussinn, und dem Herrn Senrassis.

Senrassis.

Woher kommt es, Madame, das ihnen das Gehen so schwer fällt; Sie können ja keinen Schritt thun, ohne daß sie von jemanden gehalten würden.

Großf.

Ach! mein Herr, meine armen Schenkel werden mich bald nicht mehr ertragen können, und ich sehe mich genöthiget, wie eine Ente zu watscheln. Sehen sie nur einmal, fast bey jedem Schritte den ich thue, laufe ich Gefahr, auf die Nase zu fallen.

Senrassis.

Ich sollte fast glauben, dieses müßte von der Schwachheit ihrer Knie herrühren; denn sie sind ja nicht von so einem Alter . . . .

Großf.

Ich! von einem Alter? nun, wie alt meynen sie denn wohl, daß ich ohngefähr seyn mag; man sagt, ich wäre nahe an vierzig Jahren.

Senrassis.

Man spottet ihrer, sicherlich!

Großf.

Lachen sie nur nicht darüber; ich glaube nicht, daß ich dreyßig Jahre alt bin, wenigstens muß ich so urtheilen,

wenn

Digitized by Google

wenn ich mein Gesicht anschaue; ich befinde mich vollkommen wohl, und ich habe mich bloß über meine Füße . . .

Senrassis.

Sind sie nicht ein wenig angelaufen?

Großf.

Nein! das gar nicht! ich habe noch immer die niedlichsten kleinsten Füßchen von der Welt; haben Sie sie denn nicht gesehen?

Senrassis.

Nein! Madame, bisher habe ich bloß die kleine Spitze von ihren Pantoffeln zu sehen bekommen. Ich habe ihre Bescheidenheit bewundert, die sie durch die Sorgfalt, ihren Fuß niemals in seiner eigentlichen Größe sehen zu lassen, an den Tag legen.

Großf.

Sieht man ihn denn nicht da in seiner eigentlichen Gestalt, wenn man die vörderste Spitze davon sieht? Erkennet man die Größe eines Frauenzimmerfußes auf eine andere Art? und muß man nicht so schließen, daß, wenn der Pantoffel klein ist, der Fuß gleichfalls niedlich seyn müsse.

Senrassis.

Ja wohl! Madame, aber nur wenn das Maaß des Pantoffels nach dem Fuße genommen ist.

Großf.

Sie spaßen; lassen sich denn heute zu Tage die Frauenzimer das Maaß zu ihren Pantoffeln nach ihren Füßen nehmen?

Senrassis.

Ich hätte gemeynt, daß man zu allen Zeiten diese Gewohnheit beobachten sollte; aber freylich verändern sich die Moden, und ich sehe nun wohl, daß man sich heutiges Tages seine Schuhe und Pantoffeln nicht mehr nach dem Fuße müsse machen lassen.

Großf.

Digitized by Google

Groß.

Nein! mein lieber Herr, der Fuß muß sich nach dem Schuhe und Pantoffel richten; und weil es einmal eine Frauenzimmermode ist, einen kleinen niedlichen Fuß zu haben: So müssen sich ihre Füße in diese Mode schicken, und nicht größer zum Vorschein kommen, als es die Mode mit sich bringt.

Senrassis.

Das heißt, Madame, diejenigen Frauenzimmer, die zu allem Unglücke mit großen Füßen versehen sind, müssen sich einen niedlichen Schuh zulegen.

Groß.

Allerdings! Was würde man wohl von einer Frau von Stande halten, die sich, wenn sie große Füße hätte, auch große geraume Schuhe und Pantoffeln machen ließe? Sie würde, ich will nicht sagen, für eine schlechte bürgerliche Person, oder für ein Dienstmägdchen, gehalten werden; denn auch Bürgerweiber und Mägde gehen heute zu Tage bloß in kleinen Pantöffelchen; sondern für ein Bauermensch würde man sie ansehen.

Senrassis.

Ich kenne aber gleichwol Damen vom höchsten Range, zum Exempel, Prinzessinnen und Herzoginnen, die in ihren großen und weiten Pantoffeln sehr gut gehen, und die sich, welches Ihnen Wunder dünken wird, gar nicht schämen, solche Schuhe anzulegen, wozu das Maaß nach ihren Füßen genommen ist.

Groß.

O mein Herz! Schuhe! das wäre ein Ueberbleibsel aus den Zeiten des uralten Königs **Guillemots**!

Senrassis.

Nein! Madame, die vornehmen Frauenzimmer, von welchen ich mit Ihnen spreche, sind sehr lebhaft; und wenn ich sie Ihnen nennen sollte, so . . .

Groß.

Ey ja doch! ich glaube es ja ganz gerne, daß es Frauenzimmer von Stande geben mag, die sich vielleicht aus ihrem Range so wenig machen, daß sie in Schuhen einhergehen. In den besten Häusern giebt es immer jemanden, der aus der Art schlägt. Habe ich denn nicht eine Vetterinn, die Markgräfinn von **Klugwitz**, welche die einfältige Gewohnheit hat, nicht eher, als wenn sie sich auskleiden läßt, Pantoffeln anzuziehen; sie kann sie den Tag über nicht ausstehen; sie sagt, die Schuhe paßten ihr besser zum Fuße. Welch läppischer Eigensinn! Sie ist freylich aus einem vornehmen Geschlechte; aber was soll man dazu sagen? Manche Leute wissen sich nicht bey ihrem altadlichen Ansehen zu erhalten: und diese pöbelhafte Dame will nach ihrer Bequemlichkeit gehen, selbst der herrschenden Mode zu Trutze.

Senrassis.

Sie thut sehr übel daran, diese Markgräfinn von **Klugwitz**!

Groß.

Ja wohl thut sie übel daran! und übler als Sie etwan denken. Können Sie sich das wohl vorstellen? Sie will von niemanden unter dem Arme geführet werden, wenn sie gehet; heißt das, nach Art eines vornehmen Frauenzimmers gehen? Was mich anbelangt, so habe ich, Gott Lob! so übel zugerichtete Füße, daß ich, wenn ich auch gleich wollte, den-

Digitized by Google

dennoch nicht könnte, als eine gemeine Bürgersfrau gehen. Ich muß nothwendig meinen erhabenen Stand, im gehen, beobachten, und mich allemal, wenn ich einen Fuß von der Stelle seße, auf jemanden steuren. Diese unumgängliche Nothwendigkeit ist gleichwol ein großes Glück für mich; denn, wer weiß, ob ich, wenn ich allein gehen könnte, nicht vielleicht vergessen könnte, daß sich dieses für meinen Stand nicht schicke? aber, dem Himmel sey es gedankt! meine armen Füße . . .

Senrassis.

Ey! meine liebe Madame, wenn ich Ihnen nun aber im Vertrauen sagte, daß es nicht ihre Füße, sondern bloß ihre Pantoffeln sind, die ihnen beschwerlich fallen?

Großf.

Ein vortrefflicher Schluß! ists möglich, daß einem die Pantoffeln können beschwerlich fallen? zieht man sie denn nicht zu seiner Bequemlichkeit an?

Senrassis.

Freylich wohl! aber das geschahe nur zu den Zeiten des Königes **Guillemots**. Doch ernstlich hiervon zu reden, wenn es mir erlaubt ist; ich wollte darauf wetten, daß Ihnen das gehen nur bloß deswegen beschwerlich fällt, weil Ihnen ihre Pantoffeln wohl um die Hälfte zu klein sind; Sie können ja kaum ihre große Zehe hinein bringen.

Großf.

Possen! ich bringe sie ganz wohl hinein.

Senrassis.

Gut! aber was machen sie denn mit dem ganzen übrigen Fuße; ich weiß gewiß, daß er aus dem Pantoffel zu-

Digitized by Google

rücke tritt, und bis an den Knöchel anschwillt. Da sehen Sie sich nur einmal selbst sein Elend an!

Groß.

Ich darf es nicht erst ansehen; ich fühle es wohl.

Senrassis.

Gestehen Sie es nur also, daß ihr Schenkel, wenn Sie solche Pantoffeln tragen, sich gleichsam in der Luft befindet, und daß Sie bloß auf der Spitze ihrer großen Zehe gehen: das ist nun die wahre Ursache, warum Sie sich nicht auf ihren Füßen erhalten können.

Groß.

Es möchte wohl etwas daran seyn! aber kann ich mir denn andre Pantoffeln zulegen? Wollen Sie denn etwan, daß meine Pantoffeln so groß seyn sollen, wie meine Füße sind, und daß ich mich in den Verdacht setzen soll, ich hätte keine Modefüße = = = Mein Schuster hat mir wohl auch von ihren Reden etwas vorgeschwatzt; allein ich habe mich ritterlich gehalten, und ich habe ihm angelegen, ein Mittel ausfündig zu machen, und solche Pantoffeln zu verfertigen, in denen man recht bequem gehen könnte, ohngeachtet man nur mit der Spitze des Fußes die Erde berührt. Er hat mir versprochen, darauf zu denken; es ist der geschickteste Schuster in ganz Paris, und zugleich der beste Modeschuster; ich zweifle auch gar nicht, daß er nicht damit sollte zu Stande kommen.

Senrassis.

Wenn Sie es nur einmal mit einem andern Schuster versuchen wollten. Ich kenne einen, welcher die Kunst erfunden

Digitized by Google

funden hat, dem Fuße das Ansehen der Niedlichkeit zu erhalten, ohne daß er ihn zwänge, bloß auf der großen Zehe zu gehen. Er hat das Maaß dazu von den Kapucinerschuhen, und sogar, wie man mir gesagt hat, von den ehemaligen Schuhen des grauen Alterthums, genommen. Es ist eine Art von einem Schrittschuhe, der unter den Fuß gezogen wird, dessen Hintertheil die Ferse umgiebt, und forne, bey dem Vordertheile, bloß ein kleines Eckchen eines überaus niedlichen Fußes vorzeigt.

Großf.

Wenn diese Arten von Pantoffeln sollten Mode werden: So würde ich eine von den ersten seyn, die sich derselben bedienen würde; und zwar darum, weil sie mir nicht die Ehre, einen kleinen niedlichen Fuß zu haben, entziehen würden. Doch aber möchte ich es auch nicht gerne sehen, wenn der Pantoffel so gar bequem gemacht wäre, daß er mich verhinderte, als ein Frauenzimmer von Stande zu gehen, die sich, auf eine vornehm nachläßige Weise, auf eines Führers Arm stützt.

* *

Neuntes Gespräche, zwischen Orontes und Pankratius.

Orontes.

Darf ich mich erkühnen, Sie zu fragen, und können Sie mir wohl, als dem besten und ältesten unter ihren Freunden, im Vertrauen eröffnen, warum Sie vor den Leuten so wenig Achtung für ihre Frau bezeigen?

Pankr.

Beklagt sich denn irgend meine Frau über mich?

Oront.

Nein! wahrlich nicht! anstatt daß sie sich beschweren sollte: So nimmt sie ihre Entschuldigung über sich, bey denen, die ihr nicht verhalten können, daß sie über die Art der Aufführung erstaunen, die Sie gegen dieselbe zu beobachten scheinen. Wenn Sie von ihr gefragt werden: wie gehts, mein lieber Mann? So können Sie ihr kaum *antworten*: oder, wenn Sie ihr auch ja eine Antwort ertheilen: So geschiehet es bloß zu dem Ende, daß Sie ihr so ganz trocken weg sagen können: Ey! Madame, was hätte ich davon, daß ich mich übel aufbefinden sollte. Zuweilen habe ich es mit Augen gesehen, daß wenn sie reden wollte, Sie auf eine ziemlich unhöfliche Weise, sie zum Stillschweigen gebracht, und sie, weder anzusehen, noch anzuhören, schienen. Alles dieß macht die Leute glauben, daß Sie sie weder lieben, noch hochachten.

Pan-

Digitized by Google

Pankrat.

Hierinnen thut man mir sehr unrecht. Ich liebe, und achte sie vielleicht mehr, als irgend ein Mann seine Frau liebet und hochschätzt. Aber wollen Sie denn, daß ich vor den Leuten schöne mit ihr thun, und sie öffentlich mein Herzchen! mein Liebchen! mein angenehmes Weibchen! meine theure Liebste! - - - nennen soll?

Oront.

Nein! mein Herr, das ist es gar nicht, was man von Ihnen verlangt.

Pankrat.

Nun was denn sonst? soll ich vielleicht von meinen Angelegenheiten mit ihr sprechen, wovon sie nicht das geringste versteht? Meynen Sie nicht etwan, daß ich sie über alles zu Rathe ziehen, und Gelegenheit zu glauben geben soll, daß sie mich unumschränkt beherrsche? Soll ich mich irgend nicht unterstehen, eine Katze ein wenig abzuschmieren, ohne es ihr zu sagen?

Oront.

Auch hiervon ist eben so wenig die Rede; ob Sie schon vielleicht eben nicht allzuwohl daran thun, daß Sie dieselbe an ihren Angelegenheiten ganz keinen Antheil nehmen lassen. Sie hat viel Verstand, und einen ganz ausnehmenden Mutterwitz.

Pankrat.

Davon bin ich sattsam überzeugt; aber sie hat ja nicht studirt, und versteht nicht einmal die, in der Gerichtsstube üblichen Kunstwörter.

Oront.

Muß man denn eben in diesen Curialien erfahren seyn, um Verstand und eine gesunde Vernunft zu besitzen? Haben Sie mir denn nicht selbst hundertmal gesagt, Sie wüßten

niemanden, der schlechter von Sachen urtheilte, als diejenigen, die sich viel darauf einbildeten, daß sie in diesen barbarischen Kunstwörtern die meiste Erfahrung haben, und die nicht im Stande sind, sich anders, als kunstmäßig auszudrücken? Sie haben ja keine so verworrene Sachen unter Händen, die Sie ihrer Frau Gemahlinn nicht könnten begreiflich machen, wenn Sie sich nur erst die Mühe geben wollten, ihr dieselben zu erläutern; aber da Sie ihr, auf eine so unanständige Art, ihre Unwissenheit vorwerfen, so müssen Sie sie wohl dergestalt stutzig machen, daß wenn sie auch noch mehr Einsicht hätte, als sie wirklich hat, Sie dennoch dieselben schier zu einem dummen Geschöpfe machen würden. Ich meines Theils, mein Herr! ich bewundere nur ihre Frau, daß sie nicht schon längst so dumm worden ist, als Sie bey der schlechten Hochachtung, die Sie ihr bezeigen, sie vermuthlich gern haben möchten.

Pankrat.

Woher haben Sie denn das, daß ich es gern sehen würde, wenn meine Frau ihren Verstand verlöre? Zudem, kann man denn wohl jemanden toll machen, der es nicht schon ist? Kann man die Leute ihres Verstandes berauben?

Oront.

Nein! aber man macht sie schüchtern und *mistrauisch*. Man wird endlich wirklich zum Narren, mein Herr, wenn man allzusehr zum Narren gehabt wird. Betrachten Sie einmal die Kinder des strengen **Braillards**; es fehlt ihnen gar nicht am Verstande; Sie sind nur deswegen so närrisch worden, wie Sie sie nun sehen, weil sie ihr unbarmherziger Vater, von ihrer Kindheit an, nicht anders als Tollköpfe und dumme Thiere gescholten; wenn sie das mindeste versahen, belegte man sie mit häufigen Drohworten und Schlägen. Kurz, man hat es so weit gebracht,

daß

daß sie fast gar nichts gelernt haben, und daß sie sich kaum unterstehen, ein Wort zu reden, aus Furcht, sie möchten närrisch Zeug vorbringen. Was hat man dadurch ausgerichtet, daß man sie so strenge gehalten? was anders, als daß man sie in allen Gesellschaften leutescheu gemacht, und daß sie nur bloß noch bey dem dümmsten Pöbel scheinen Verstand zu haben? Sie kennen ja die **Sophie**, meine Anverwandtinn, sie ward, so lange ihr Mann lebte, für ein dummes Ding gehalten; sie erkühnte sich nicht ein Wort zu reden, welches dieser unwürdige Gatte des Anhörens werth geachtet hätte; sogar ihre Kinder hatten, durch das Beyspiel ihres Vaters verleitet, nicht die mindeste Betrachtung für sie, und die arme Frau war dergestalt in die Furcht gebracht, daß Leute, die sie sonst nicht kenneten, sich nicht einbilden konnten, daß sie Verstand besitze. Indessen hat sie genungsame Proben davon an den Tag gelegt, als sie von diesem störrigen Manne befreyt, ihre Angelegenheiten selbst besorgt hat . . .

Pankrat.

Das will so viel sagen, mein lieber Herr **Orontes**, ein Mann sey gehalten, mit seiner Frauen jederzeit viel Umstände zu machen, und es sey ihm nicht vergönnt, ohne diese Umstände mit ihr zu leben. Es ist doch Schade, daß Sie nicht verheirathet sind!

Oront.

Wenn ich verheirathet wäre, so kann ich Sie versichern, ich würde mich mit einem Frauenzimmer verehlichet haben, für die ich die größte Hochachtung gehabt hätte; und es würde mir, so wenig Verdienste sie auch irgend möchte gehabt haben, nicht das mindeste von Unhöflichkeit in meinem Betragen und Gespräche mit ihr entfahren seyn, vornehmlich in Gegenwart anderer Leute, und ich hätte mir

Digitized by Google

es ganz besonders lassen angelegen seyn, ihr bey jedermann ein Ansehen zu wege zu bringen.

Pankrat.

Sie hätten sie also zum Tanze, Spaßieren, zu Hofe, zur Oper, in die Comödie geführt, und Sie hätten sich nicht geschämt, mit ihr zugleich Besuche abzustatten, noch mit ihr alleine in einem Wagen zu fahren? Ich wollte Ihnen wohl, wenn Sie zu dergleichen Lebensart Lust gehabt hätten, den Rath ertheilet haben, daß Sie einen hübschen Halskragen umgemacht, und ihrer Frau Gemahlinn ein altfränkisch Koller umgegeben hätten; denn mein guter Herr **Orontes**, man hätte Sie wirklich für einen Ehgemahl aus dem grauen Alterthume gehalten. Aber, ernstlich von der Sache zu reden; sagen Sie mir einmal auf ihr gutes Gewissen, ist es nicht heute zu Tage eben so sehr aus der Mode kommen, Achtung gegen seine Frau zu bezeigen, als einen Mannskragen, oder ein Frauenzimmerkoller zu tragen?

Oront.

Und Sie, sagen Sie mir auch einmal auf ihr gutes Gewissen; glauben Sie denn wohl, daß die Mode, seiner Frauen so zu begegnen, wie Sie der Ihrigen, sogar allgemein sey, daß alle Männer verpflichtet seyn sollten, ihren Frauen auf eben die Art mitzuspielen?

Pankrat.

Ja! mein armer **Orontes**, ich glaube es; weil ich Ihnen doch meine Meynung frey bekennen soll, und ich wundere mich nur, daß Sie, da Sie doch mit Leuten umgehen, noch daran zweifeln können. Heute zu Tage spricht der Ehestand jeden Mann von allem Zwange öffentlich

Digitized by Google

lich frey; und von dem Augenblicke an, als er seine Frau seiner Hand gewürdiget hat, darf er sich gar nicht mehr darum bekümmern, sich ihr gefällig zu machen. Der Ehestand entledigt uns von allen den beschwerlichen kleinen Sorgfältigkeiten, die der gefällige Wohlstand erfordert, und berechtiget den Mann, mit seiner Frauen so zu verfahren, wie es ihm nur selbst beliebt.

Oront.

Das heißt, sie wie eine Sclavinn zu halten. In Wahrheit! mein Herr **Pankratius**, ich wundere mich über Sie, der Sie mich zu altväterischen Halskrausen und gesteiften Kollern verweisen, daß Sie nicht einen türkischen Bund aufsetzen, oder vielmehr die Kleidung eines wilden **Troquois** anlegen; da Sie sich erkühnen, dergleichen Gespräche zu führen, und so seltsame Meynungen zu behaupten.

Pankrat.

Sie! Sie sollten sich billig in einen wilden **Indianer** verkleiden. Für was für einen Landsmann soll man Sie denn halten, wenn man Sie sagen hört, die Männer müßten heutiges Tages, ihren Frauen ehrerbiethig begegnen? Man muß ja wohl glauben, daß Sie erst ganz neulich aus **Monomotapa** herkommen sind, weil Sie die Modegebräuche nicht besser verstehen, als ob Sie niemals aus einer unbewohnten unterirdischen Höhle herausgekommen wären.

Oront.

Ich kenne die Welt so gut, wie Sie nimmermehr, ja! ich kenne sie noch besser, als Sie, wofern sie anders ernstlich

Digitized by Google

lich sprechen. Ich sehe in allen Ständen, daß man sich mehr aus dem Ehestande macht. Ich sehe, daß Frauen von ihren Männern verehret werden, und daß die Männer ein großes Zutrauen zu ihren Frauen haben.

Pankrat.

Vielleicht sehen Sie dergleichen irgend bey einigen Bürgersleuten?

Oront.

Nein! bey Leuten vom ersten Range.

Pankrat.

Das denke ich mir wohl, man trifft ja in allen Ständen Einfaltspinsel an.

Oront.

Das mag wohl seyn! aber unter allen Einfaltspinseln von Ehemännern, verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit, habe ich in keinem Stande größere Einfaltspinsel gefunden, als diejenigen, die, so wie Sie, sich anstellen, als ob sie ihre Frauen geringschätzig hielten; sie schlegeln nicht allein wider die unumgänglichsten Regeln der Freundschaft, der Wohlanständigkeit, und der Artigkeit; sondern sie berechtigen auch eben dadurch ihre Frauen, ihnen zur schuldigen Vergeltung, wieder verächtlich zu begegnen: Heißt das nun nicht ein vollkommener Einfaltspinsel seyn?

Pankrat.

O! ich besorge das gar nicht, daß meine Frau mir verächtlich mitfahren sollte, dawider würde ich schon kräftige

kräftige Gegenmittel zu gebrauchen wissen. Aber das ist gar nicht nöthig; sie ist die beste, die klügste, die bescheidenste Frau von der Welt, die keine von ihren Pflichten aus den Augen setzt, und die eine rechtschaffene Frau würde gewesen seyn, wenn sie auch gleich keinen so vornehmen Mann bekommen hätte, wie ich bin; über dieses, ich kann es wohl sagen, ohne eine Eitelkeit zu begehen, liebt sie mich auch zärtlich.

Oront.

Wenn das ist, mein Herr, so rathe ich Ihnen nicht mehr, einen **Turban** aufzusetzen, oder eines Wilden Kleid anzulegen; diese Kleidungsstücke würden ihnen nur halb passen. Sie sind noch viel schlimmer als ein Türke oder anderer Barbar!

Digitized by Google

* *

Zehntes Gespräche, zwischen Artenise und Belise.

Belise.

Eben itzt Madame, habe ich aus meinem Fenster, die Frau Elpenise an Ihrer Hausthüre gesehen; sie wollte ihren Besuch bey Ihnen abstatten; aber ihr Schweizer hat sie hart angefahren, und mit dem Bescheide, es gebe itzt keine Gelegenheit, Sie zu sprechen, kurz abgefertiget. Ich gieng sogleich herunter, und wollte sie herein führen: allein sie war bereits fort. Der Schweizer sagte mir, das wäre schon das dritte oder viertemal, daß er den Befehl erhalten, er sollte sie, unter dem Vorwande, Sie wären nicht zu Hause, so oft sie herkommen würde, abweisen.

Arten.

Der Schweizer hat ganz wohl gethan, daß er sie wieder fortgeschickt hat; Sie aber haben nicht wohl gethan, daß Sie dieselbe haben herein führen wollen. Worein mengen Sie sich denn?

Belise.

War sie denn nicht Ihre beste Freundinn, ehe Sie sich verheiratheten?

Arten.

Freylich wohl! aber damals wußte ich noch nicht, wen ich heirathen würde, und daß ich eine vornehme Standesperson werden sollte; ich liebte sie, ich gieng sehr gerne mit ihr um: ich würde sie auch noch lieben, wenn sie einen

Mann

Mann geehlichet hätte, der meinem Gemahle am Stande gleich wäre.

Belise.

Ey! Madame, der Mann, den sie geheirathet hat, ist ja von gutem Adel, und überdieses auch von ansehnlichem Vermögen.

Arten.

Was will das sagen, ein Edelmann ohne Rang zu seyn? schickt sich das wohl für eine Dame von meinem Stande und Ansehen, sich mit solchem Pöbelvolke einzulassen? Ich kann, bey meiner Ehre! mit niemand andern, als mit Herzoginnen oder Prinzessinnen umgehen.

Belise.

Ich fürchte aber, wenn Sie so hoch hinaus wollen, Sie werden sehr wenig gute Freundinnen haben.

Arten.

Wenig Freundinnen! wer? ich! Bin ich nicht unter die Damen zu dem gehaltenen Feste ernennet worden, bey welchem bloß Herzoginnen, und solche, die von der Beschaffenheit sind, Herzoginnen zu werden, gewesen sind?

Belise.

Diese Herzoginnen aber verachten die Personen nicht, die unter ihrem Stande sind, und noch vielweniger diejenigen, die ehemals ihre gute Freundinnen gewesen; sie machen sich ein Vergnügen aus ihrem Umgange, und wenn es auch Parlementsfrauen wären.

Arten.

Aha! Parlementsfrauen! ja, das wäre doch noch ein schöner Umgang für Herzoginnen!

Belise.

Ey! warum denn nicht? Haben denn die Gemahlinnen der Herren Parlementsräthe nicht auch ihren Rang?

Arten.

Digitized by Google

Arten.

Ja! freylich! allerdings einen erhabenen Rang, eine Advocatenfrau zu seyn!

Belise.

Nennen Sie denn die Frau Präsidentinn von ... eine Advocatenfrau?

Arten.

Ich weiß wohl, daß ihr Mann Präsident ist; aber was will das vorstellen? Ein Präsident? das ist ja nur ein vornehmer Advocat!

Belise.

In Wahrheit! Madame, Sie bedenken nicht wohl, was Sie sagen; es giebt Präsidenten von eben so gutem Hause, als die allervornehmsten Kriegsbedienten und Generalspersonen nur immer seyn können.

Arten.

Da fragt sichs viel, aus was für einem Geschlechte man entsprungen sey, wenn man erst einmal in dem schmutzigen Rocke steckt.

Belise.

Erlauben Sie mir gütigst, daß ich Ihnen im Vertrauen eröffnen mag: wenn Sie jemand reden hörte: So würde man glauben, Sie wären närrisch worden.

Arten.

Nein! Sie selbst reden, wie eine Närrinn; wer hat jemals behauptet, daß ein Mann, der nicht vom Degen Profession macht, aus einem vornehmen Geschlechte sey?

Belise.

Man führe den Degen, oder trage den Rock, was liegt daran? machts denn der Rock aus, daß man seinetwegen nicht von eben so gutem Adel seyn könnte? Trifft man

Digitized by Google

man nicht in einer und eben derselben Familie vornehme Kriegs- und Staatsbediente an? Leute, die bloß Räthe waren, haben Marschälle von Frankreich zu Brüdern, oder Vettern gehabt. Ich wollte Ihnen Parlementsräthe nennen, deren Vorfahren sich durch den Degen ausnehmend hervor gethan haben.

Arten.

Das kann wohl seyn; denn in den besten Häusern giebt es Leute, die aus der Art schlagen, und die ihren Adel nicht behaupten.

Belise.

Was? Heißt das seinen Adel nicht behaupten, wenn man den Parlementsrock anleget?

Arten.

Nein! meine gute Freundinn! man würde Sie in den vornehmen Häusern, die ich besuche, und in welchen ich glaube, daß es mir anständig sey, Freundinnen zu haben, wenn man Sie so sprechen hörte, gewißlich für eine Närrinn halten. Ich erstaune darüber, daß Sie, in der Zeit, als Sie sich hier aufhalten, noch nicht haben reden gelernt. Man sollte fast glauben, Sie hätten niemals mit jemand andern, als mit Bürgerweibern, Umgang gepflogen.

Belise.

Die Frau Herzoginn von . . . die Prinzessinn von . . . und zwanzig andere, die ich Ihnen hernennen könnte: Sind das Bürgerweiber? Ich habe die Ehre gehabt, Sie kennen zu lernen, und Sie haben mich sogar mit ihrer hohen Gewogenheit beehrt; gleichwohl habe ich gesehen, daß

Digitized by Google

Sie Parlementsräthe und Räthinnen mit besondern Vorzügen aufgenommen haben.

Arten.

Darüber wundere ich mich gar nicht; die, welche Sie mir genennet haben, hatten einen Rechtshandel; ich aber, Gott sey Dank! ich habe keinen. Also verpflichtet mich nichts auf der Welt, für den schmutzigen Rock einige Achtung zu bezeigen; und ich weiß meinen Rang besser zu behaupten.

Belise.

Aber haben Sie denn nicht einen ganz nahen Anverwandten, der eben diesen Rock trägt?

Arten.

Sie sind doch auch ziemlich unhöflich, daß Sie davon mit mir sprechen. Kein Mensch weiß es, daß er mein Anverwandter ist; und niemand ist so unverschämt, mir solches vorzuhalten.

Belise.

Allein, Madame, er führt ja ihren Geschlechts*namen*; und ich glaube, Ihr seliger Herr Vater haben ebenfalls diesen Namen geführt?

Arten.

Wer fragt denn nach dem Namen meines Vaters? Habe ich denn nicht diesen Namen abgelegt? Bin ich itzt unter einem andern Namen, als unter meines Gemahls seinem, bekannt?

Belise.

Digitized by Google

Belise.

Ich habe aber sagen hören, Ihr Herr Vater sey ein sehr wackerer Mann gewesen, und Ihr Herr Vetter, der seinen Namen führt, sey auch ein Mann von großen Verdiensten.

Arten.

Das größte Unglück, was meinem Hause nur immer begegnen konnte, ist dieses gewesen, daß mein Vater darein getreten, und mit ihm zugleich alle seine schmutzige Anverwandten.

Belise.

In Wahrheit! Madame, Sie verlieren den Verstand!

Arten.

Sie machen mich wohl tolle, und wo Sie fortfahren, dergleichen Gespräche mit mir zu führen: So glaube ich, Gott verzeihe mirs! ich werde noch zum Narren darüber werden.

Belise.

Viel fehlet Ihnen nicht mehr dazu. Allein, da es Ihnen nun beliebt, auch sogar Ihren Herrn Vater geringschätzig zu halten, weil er Ihnen Parlementsglieder zu Anverwandten gegeben hat, die gewiß so gut sind, als Ihre anderweitigen Blutsfreunde, mit aller Achtung für Ihren Stand, und Ihre Verdienste davon zu sprechen: müssen Sie denn deswegen auch Ihre Gemüthsfreunde verächtlich halten? Glauben Sie denn, daß Sie der Frau **Elpenise**, Ihrer alten Freundinn, niemals werden nöthig haben? Ihr Ehegatte ist ja kein Parlementsrath!

Arten.

Soll er deswegen mehr bey mir gelten, da er weiter nichts; als ein schlechter Edelmann ist?

Digitized by Google

Belise.

Er ist sehr reich, Madame, er ist sehr reich, ich habe es Ihnen schon einmal gesagt; und der Geldmangel, worinn ich Sie täglich sehe . . .

Arten.

Glauben Sie, daß er mir etwas vorstrecken möchte?

Belise.

Ja! Madame, er ist sehr großmüthig; und wenn Sie nur einige Achtung gegen seine Frau Gemahlinn bezeigen, die viel Gewalt über ihn hat . . .

Arten.

Ey! ey! Sie erinnern mich itzt an etwas, woran ich nicht gedacht hatte. Gehen Sie doch zu ihr, meine liebe **Belise**, und entschuldigen Sie mich bey ihr aufs Beste.

Belise.

Sie würden besser thun, wenn Sie selbst ihren Besuch bey Ihr abstatteten.

Arten.

Sie haben recht; den Augenblick will ich hinfahren. Geschwinde laßt anspannen, und kleidet mich an . . . . Kommen Sie mit mir; Sie sollen sehen, wie schön ich Ihr thun werde. Ich merke es wohl, ich hege noch immer viele Freundschaft gegen sie. Ja! meine arme **Belise**, ich liebe sie von Grunde meines Herzens.

Belise.

Und noch herzlicher ihr Geld . . .

* *

Eilftes Gespräche,

zwischen Licidas, einem Bauherrn, und einem Baumeister.

Licid.

Ist das also der Grundriß zu meinen Gemächern? Er scheint mir ganz artig zu seyn; aber, mich dünkt, ich finde hierunter kein bequemes Schlafgemach, noch auch ein Kabinet, worein ich mich begeben könnte, wenn ich meinen Geschäfften obliegen will.

Der Baum.

Ey! Pfuy! mein Herr! wollen Sie denn ein bürgerliches Gebäude aufführen? Sehen denn Leute von gutem Geschmacke, wenn Sie heutiges Tages auf eine Wohnung bedacht seyn, auf ihre Bequemlichkeit? Betrachten Sie nur einmal die Schönheit dieser Reihe von Staatszimmern! könnte man den Platz wohl besser genutzt haben? Sie würden den ganzen Riß verderben, wenn Sie Gemächer und Kabinetter zur Bequemlichkeit haben wollten. Das wäre schon ganz gut, wenn Sie nur Platz genung hätten, einen Gang in der Rundung aufzuführen; so aber haben Sie ja kaum hinlänglichen Platz zu fünf geraumen Zimmern und einer Galerie. Sie könnten unmöglich weniger Gelegenheit haben, wenn Sie eine anständige Wohnung haben wollen.

Digitized by Google

Licid.

Wie aber, wenn wir aus der Galerie ein zur Bequemlichkeit bestimmtes Gemach machten?

Der Baum.

Das geht wohl an; aber Sie verschimpfen dadurch ihr ganzes Haus; hingegen, wenn Sie eine Galerie anlegen lassen: So bekommen Sie einen Saal von einer ziemlichen Länge, und dessen Schönheiten alle auf einmal zugleich in die Augen fallen.

Licid.

Ich verstehe es wohl; das würde sehr schöne lassen.

Der Baum.

Schöne? prächtig würde es lassen! Kein Mensch würde zu Ihnen kommen, der Ihnen nicht schon aus dem Vorgemache entgegen rufen würde: was Sie für eine kostbare Wohnung haben! Das ist es aber alles, was ein Mann von gutem Geschmacke, der ein Haus sucht, wünschen kann!

Licid.

Man wird also eines von diesen fünf Zimmern so einrichten müssen, daß ich bequemlich darinnen schlafen könne; und in einem andern von diesen fünfen wird man müssen einen Platz zu einem Schreibtische, und zu einem Behältnisse für Briefschaften und Papiere, aussuchen.

Der Baum.

Ey! mein Herr, das werden Sie doch nimmermehr geschehen lassen! aller dieser Unrath würde ja nur ihre Zimmer verschimpfen. Verstehen Sie mich nur recht! Sie können wohl

in

Digitized by Google

in das vierte von Ihren Gemächern ein Bette setzen; ich werde ihm schon so viel Tiefe geben, als dazu nöthig ist; und Sie können auch in das fünfte einen Schreibtisch und ein Schriftenbehältniß aufstellen lassen, wenn es Ihnen so beliebt; aber daß Sie wirklich darinn schlafen, oder ihre Briefschaften und Papiere hinein legen wollten, das geht durchaus nicht an.

Licid.

Was? Ich sollte in meinem eigenen Zimmern weder schlafen, noch meine Sachen machen können?

Der Baum.

Nein! mein Herr, kein Mann von gutem Geschmacke hat heute zu Tage in dergleichen Staatszimmern weder ein Bette, um darinne zu schlafen; noch einen Schreibtisch, um darauf zu arbeiten.

Licid.

Also darf man denn auch weder ein Bette, noch einen Schreibtisch, noch Papierschränke hinein setzen lassen?

Der Baum.

Ey! mit was wollten Sie denn Ihre Zimmer auszieren? aller dieser Hausrath ist nöthig, ein Zimmer damit auszuschmücken; aber nicht zum wirklichen Gebrauche.

Licid.

Also wäre es einem nicht vergönnt, sich seines Hausraths zu bedienen?

Der Baum.

Nein! wenn man eine staatsmäßige Wohnung haben will, da ist es nicht erlaubt! Bette, Schreibtische, Schränke dienen bloß zum Ansehen. Sehen Sie nur einmal den Herrn von = = = an, welcher ein Cameralist von ausnehmendem Geschmacke ist. Er hat einen Schreibtisch der sechs Fuß

Digitized by Google

lang ist, und der ihn auf 4600 Pf. zu stehen kommt, und zwey Papierschränke von auserlesener Arbeit, welche ihn beynahe 10000 Franken kosten. Der Schreibtisch steht recht an einem lichten Orte; die Papierschränke sind ihm an beyden Seiten vollkommen zur Hand; aber er läßt es wohl bleiben, daß er sich derselben bedienen sollte. Sein Schreibtisch wird höchstens nur, einen Brief darauf zu schreiben, gebraucht; und in seinen Papierschränken hat er sonst nichts, als Canariensekt.

Licid.

Aber, mein Herr Baumeister, wo soll ich denn nun schlafen? und wo werde ich meinen Geschäfften obliegen können?

Der Baum.

Da lassen Sie mich dafür sorgen; ich würde Ihnen oben unter dem Dache, drey kleine niedliche Gemächer zurechte machen; denn Sie wollen doch kein zweytes Stockwerk haben. Man muß Ihren Staatszimmern so eine Höhe geben, daß über denselben bloß Gübelstübchen können angelegt werden; und daselbst können Sie nun schlafen und arbeiten.

Licid.

Ey! das würde mir viel zu unbequem seyn. Ich mag gern recht bequem schlafen; ich kann weder die Kälte, noch die Hitze, noch alle die andern Unbequemlichkeiten vertragen, die bey Giebelstübchen unter dem Dache unvermeidlich sind.

Der Baum.

Würden Sie denn aber in Ihren Staatszimmern weniger Unbequemlichkeit auszustehen haben? Es muß, wie Sie wissen, auf beyden Seiten durchbrochen seyn. Die Fenster müssen bis ganz herunter gehen; außerdem müssen die

Thüren,

Digitized by Google

Thüren, nach dem Maaße, welches ich davon genommen habe, zwölf Fuß hoch, und also um einen Fuß niedriger, als die Fenster seyn. Glauben Sie denn, daß Sie sich in einem so offenen Gemache, der Kälte und der Hitze werden erwehren können?

Licid.

Wie aber, wenn wir es nicht von so großen Oeffnungen machten; wenn die Fenster und die Thüren . . .

Der Baum.

Wie! Sie wollten dem Vergnügen, und der Ehre, allen denen, die bey Ihnen aus- und ein gehen, die Schönheit eines von allen Seiten offenen Zimmers, mit einem einzigen Blicke völlig zu zeigen, entsagen? Das ist es ja alles mit einander, was Sie sich, bey Erwählung ihrer Wohnung, vorsetzen können.

Licid.

Ich wünschte doch aber, daß es mir erlaubt wäre, so eine Wohnung zu besitzen, die ich bewohnen könnte.

Der Baum.

Das galt nur ehemals, da man noch keinen Geschmack hatte; glauben Sie mir, mein Herr, Sie werden sich gar bald über die Unbequemlichkeit eines Gübelstübchens unter dem Dache zufrieden geben, wenn Sie das Vergnügen haben werden, jedermann sprechen zu hören. Ihre Wohnung sey überaus prächtig.

Digitized by Google

* *

Zwölftes Gespräche,

zwischen einem schlechten Kenner von der Malerey, der sein Bildniß abschildern läßt, und einem seiner Freunde.

Chrysophates und Philokrates.

Philokrat.

Ich habe ihr Bildniß gesehen, die Aehnlichkeit ist ganz ausnehmend getroffen; und ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie einen so vortrefflichen Maler erwählet haben.

Chrysoph.

Das war wohl meine Absicht, als ich mich entschloß, mich abmalen zu lassen, daß ich mir unter allen Malern denjenigen aussuchte, der, wie man mir gesagt hat, den größten Ruf für sich hat; aber ich habe mich gar sehr in meiner Rechnung geirret. Seitdem er angefangen hat, mein Bildniß zu zeichnen, hat er mich bereits viermal in der Mache gehabt, und zwar jedesmal *zwey bis* drey Stunden nach einander: dennoch hat er noch weiter nichts geschildert, als bloß mein Gesichte. Da sehe man mir einmal den vortrefflichen Maler! Sollte er mich nicht bereits auf den ersten Anblick getroffen haben? Wenn er mir nur noch die Freyheit, mich zu bewegen, gelassen hätte; allein ich mußte ein recht sclavisches Stillesitzen beobachten. Kaum hat er mir vergönnt eine Prieſe Schnupftoback zu nehmen; so oft ich irgend ein Priesgen nahm; so oft rief er mir zu: Ey! mein Herr, so sitzen Sie doch

stille.

stille. Sie sollten nur zuschauen, wie steif er mich jedesmal ansahe, recht, als wenn er mich auffressen wollte. Niemals ist mir ein so ärgerlicher Mensch vorkommen, der auf seine, und meine Gestalt verpichter gewesen wäre.

Philok.

Eben daraus können Sie schließen, daß er ein vortrefflicher Schilderer sey.

Chrys.

Sie belieben zu scherzen; ich habe einen andern gefunden, der keine einzige von allen diesen Grimassen macht. Denn ich muß Ihnen sagen, daß ihr Satan von einem Maler mich so ermüdet hat, daß ich mich nach andern Leuten umgesehen habe, die ihre Sachen mit einer bessern Wohlanständigkeit verrichten. Meine Wäscherinn hat mir einen Maler zugewiesen, der mich mit fünf bis sechs Zirkelmaaßen völlig getroffen.

Philok.

Was wollen Sie damit sagen: mit fünf bis sechs Zirkelmaaßen? Verfertigt man denn Schilderungen mit dem Zirkel?

Chrys.

Ja! das ist eben das Kunststücke, die Aehnlichkeit recht zu treffen. Sie lachen; aber sagen Sie mir doch einmal, wie kann wohl eine Abbildung dem Urbilde ähnlich seyn, wenn man nicht die Augen, die Nase, den Mund, und die Gesichtszüge, mit dem Zirkel abmißt? Das ist es, was mein Maler gethan hat, und zwar so behende und fertig, daß ich nicht einmal die Spitze des Zirkels gefühlt habe. Nachdem er so mein Gesichte abgemessen hatte, ließ er mich, nach meinem Belieben, auf und nieder gehen; und ich bin erstaunt darüber, daß er seine Maaßregeln so geschickt genommen, daß ich auch keinen einzigen Zug in meinem

meinem ganzen Gesichte habe, den er nicht auf seiner Tafel, so, wie ich sie in Händen habe, völlig ausgedrückt hätte. Ich finde hier meine Augen, meine Nase, meinen Mund, meine Stirne, mein Kinne, so gleichförmig, daß auch nicht ein einziges Haarbreit dazu fehlt.

Philokr.

Hat er nicht auch Ihre Ohren abgemessen?

Chrys.

Nein! er sagte mir, die Ohren würden von der Parücke bedeckt, und daß er allenfalls, wenn ich ja Belieben hätte, daß meine Ohren sollten zum Vorscheine kommen, genungsame Muster bey sich habe, wornach er meine Ohren einrichten könnte.

Philok.

Trauen Sie ihm nicht zu viel; denn ich fürchte immer, daß er nach dem Begriffe, den Sie ihm von Ihnen beygebracht haben, ihre Ohren nach des **Midas** seinen abzeichnen werde.

Chrys.

Ihr Spaß verfällt ziemlich ins Abgeschmackte, mein armer **Philokrates**; aber laßt uns ernstlich sprechen. Ich würde mir keinen andern Maler ausgesucht haben, *wenn* ihr Ausbund von einem Maler seine Sachen nur für einen leidlichen Preis machte; allein ich habe erfahren, er schildere die Leute nur, daß er ihnen das Fell könne über die Ohren ziehen.

Philok.

Was wollen Sie damit sagen? ich verstehe das, was Sie mir itzt vorschwatzen, eben so wenig, als ich vorhin ihren Zirkel verstund.

Chrys.

Digitized by Google

Chrys.

Sagen Sie mir, Sie, die Sie diesen seyn sollenden Virtuosen von einem Maler kennen, wissen Sie auch, wie hoch er seine Schilderungen im Preiße hält?

Philok.

Nein! das aber weiß ich wohl, daß man die geringsten von seinen Malereyen nicht zu theuer bezahlen kann, weil er ein so künstlicher Maler ist.

Chrys.

Nicht zu theuer bezahlen! Was? für ein Gemälde, welches weder Hände noch Füße hat, fordert er, wie man sagt, wohl vierzig bis funfzig Pistolen.

Philok.

Es sey drum? mein Herr, ist denn das zu viel? Wir haben ja vom **Tition**, und vom **Vandyck**, Gemälde, die wohl viermal so theuer sind bezahlt worden.

Chrys.

Was? für ein Stückgen Leinwand, welches vielleicht nicht dreyßig Pfennige werth ist, und für ein Bisgen Farbe, das vielleicht noch weniger gilt, funfzig Pistolen zu fordern? Um den Preis könnte ich ja ein sammtnes Kleid mit gestickten Aufschlägen und dergleichen Weste bekommen.

Philok.

Rechnen Sie denn die Kunst des Malers, und die Zeit, die er auf die Verfertigung eines vortrefflichen Stückes verwendet hat, für nichts?

Chrys.

Ey! was die Zeit anlangt, so würde er, wenn man eine Pistole für die Stunde zahlte, nicht den vierten Theil von seiner ganzen Forderung bekommen.

Philok.

Digitized by Google

Philok.

Wenn Sie eine Pistole für die Stunde zahlen; So werden Sie nicht mit funfzig Pistolen davon kommen.

Chrys.

Mit sechs bis acht Pistoletten, aufs höchste würde ich davon kommen; er hat ja kaum zwey Stunden jedesmal daran gearbeitet - - :

Philok.

Er! ich bin versichert, daß er auf die Art, wie er ihr Gesichte abgeschildert hat, mehr als zwanzig Jahr darauf verwendet habe.

Chrys.

Ha Ha! es sind es erst drey Monate, daß er den Anfang dazu gemacht.

Philokr.

Es mag seyn! aber es sind wenigstens dreyßig Jahr, seitdem er den Anfang gemacht hat, sich in den Stand zu setzen, ein so vollkommenes Gemälde zu verfertigen, als dieses ist. Glauben Sie denn, daß man dergleichen Arbeit nur so spielende verfertige? Nein! mein guter Herr, so groß auch immer des Malers Fähigkeit seyn mag: So muß er doch fleißig darauf studiren, daran arbeiten, und sich nimmermehr in den Kopf setzen, daß seine ersten Stücke sogleich Meisterstücke seyn werden.

Chrys.

Ich kenne aber doch gleichwol Leute, und Sie kennen auch dergleichen Personen, die es nicht für nöthig erachtet haben, so viel Mühe darauf zu verwenden, und die, von ihrem ersten Gemälde an, sich, ohne alle Umstände, über die größten Maler hinan empor geschwungen haben.

Philokr.

Digitized by Google

Philokr.

Ohne mich erst darauf einzulassen, ob ich dergleichen Maler gekannt habe, oder ob ich noch Personen von diesen Charaktern kenne: So kann ich Ihnen doch soviel darauf antworten, daß diejenigen, die gleich anfänglich eine so gute Meynung von ihren Arbeiten gehegt, es niemals so weit gebracht haben, daß sie so was Schönes verfertiget hätten, als sie vielleicht sonst würden geliefert haben, wenn sie sich niemals eingebildet hätten, sie wären schon über die andern hinweg. Es geht mit der Malerey eben so, wie mit andern Arten von Verdiensten, der, welcher sich bereits für vollkommen hält, gelangt niemals zur Vollkommenheit.

Chrys.

Ich weiß, daß Sie ein Philosophe, und ein großer Regelmacher seyn; ich aber, der ich gerade zu gehe, ich glaube und behaupte, der beste Portraitmaler sey der, der seinen Schilderungen die meiste Aehnlichkeit giebt.

Philokr.

Was nennen Sie denn ähnliche Abbildungen?

Chrys.

Eine herrliche Frage! Die sind es, die jeden Theil des Gesichts gehörig vorstellen; welche diejenigen, die große Augen haben, mit großen Augen darstellen; den Mund, die Nase, die Stirne, das Kinne, und alles übrige, eben so.

Philokr.

Sie wollen hiermit so viel sagen, daß Sie davor halten, der sey der beste Maler, der jeden Theil des Gesichts am besten mit dem Zirkel abzeichnen kann.

Chrys.

Mit dem Zirkel, wenn es ihnen so beliebt; doch es liegt wenig daran, womit ein Maler die Gesichter abgemessen

messen habe, wenn er nur jeden Theil derselben so schildert, wie er wirklich ist.

Philok.

Und ich sage ihnen, daß dieses gar nicht der Grund der Aehnlichkeit sey; und daß ein Maler, auch sogar ein künstlicher Maler, der weiter nichts schilderte, als verschiedene Theile des Gesichts, wenn er sie auch gleich in der größten Vollkommenheit zeichnete, niemals ein vollkommen ähnliches Bildniß würde zu Stande bringen.

Chrys.

Nun! was soll er denn eigentlich, nach Ihrer Meynung, abbilden?

Philokr.

Die eigentliche Bildung des Gesichts, diese gewissen Züge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen, und die gleichwol jede Person, bey dem ersten Anblicke zu erkennen geben; das ist es eben, was der Maler, dessen Sie sich bedienen wollen, niemals treffen wird; er müßte denn auch die Kunst besitzen, diese Bildung, diese mit Worten unausdrücklichen Züge mit dem Zirkel abzumessen . . .

Chrys.

Ey! wie können Sie begehren, daß man diese eigentliche Bildung abschildern solle, da Sie doch selbst *nicht* einmal wissen, was sie recht sey, und da sie diese Gesichtszüge ein gewisses **ich weiß nicht was**, nennen?

Philokr.

Und doch gleichwol muß der Maler dieses recht eigentlich vorzustellen wissen.

Chrys.

Kann man es denn aber wohl anders vorstellen, als wenn man alle Theile des Gesichts so schildert, wie sie wirklich sind? und eben dieses hat mein Maler gethan, welcher

Digitized by Google

welcher sich eben deswegen des Zirkels bedienet hat. Damit er keinen Fehler darinn begehen möchte; und ich behaupte gegen Sie, daß, wenn er die Theile meines Gesichtes so geschildert hat, wie sie wirklich sind, es unumgänglich nöthig sey, daß mein Bild mir müsse ähnlich sehen. Ich wollte Ihnen dieses durch einen förmlichen Vernunftschluß darthun, wenn ich ein Philosophe wäre, wie Sie.

Philokr.

Wenn auch ihr Bildniß einige Aehnlichkeit hätte, so wäre es doch ein elendes Gemälde, dessen Farben sehr zeitig würden verflogen seyn.

Chrys.

Ey! was die Farben anbelangt, so bin ich gewiß, daß sie so feste wie Leim halten werden. Sehen Sie nur einmal den Saum meines Aufschlages an, wie ich mir ihn mit der Farbe beschmiert habe, weil ich ein wenig damit an seinen Pinsel angestrichen hatte. Die Farbe ist gut darinn geblieben, und man hat sie nicht herausbringen können, ob ich gleich das Kleid zum Fleckausmacher geschickt habe.

Philok.

Mit den Farben an ihrem Bildnisse wird es nicht so gehen; sie werden, ohne daß Sie es erst zum Fleckausmacher schicken dürfen, schon von selbst verschwinden, und Sie werden die Schande haben, ein so ausgegangenes Gemählde in ihrem Kabinette aufzustellen.

Chrys.

Ich werde eine kostbare Rähme daran machen lassen; daran werde ich gewiß nichts sparen; und, um ihnen die Wahrheit zu gestehen, so schone ich bloß deswegen die Un-

kosten bey dem Gemälde, damit ich ihm eine prächtige Einfassung von dem ersparten Gelde verschaffen kann. Nicht die Malereyen sind es eigentlich, welche die Bildersäle auszieren; die Rähmen sind es. Betrachten Sie einmal das Kabinet des **Fatisat.** Sein Bilderzimmer ist, ohne Widerrede eines der allerseltensten unsrer Zeit; gleichwol bestehen alle seine Gemälde in bloßen Abzeichnungen; was aber die Kostbarkeit dieses Kabinets ausmacht, das ist der Reichthum, und der gute Geschmack seiner Bilderrähmen.

Philok.

Sie haben Recht; reiche Einfassungen, ohne Gemälde, haben ein ganz ander Ansehen, als die schönsten Gemälde ohne reiche Einfassungen. Sie werden auch, wenn Sie es bloß bey der Kostbarkeit der Rähmen wollen bewenden lassen, sich bey dem Gebrauche des Zirkels ganz wohl befinden. Ihr Maler wird sich desselben füglich bedienen können, um die vom Golde strotzenden Rähmen, ob sie auch schon noch so schlechte Malereyen einfassen, richtig abzumessen, und mit gutem Geschmacke aufzustellen; ja! die bloßen Rähmen, wenn sie auch gar keinen Gemälden zur Einfassung dienten, würden schon an sich *selbst*, ihr Kabinet zu dem allerseltsamsten in ganz Paris machen.

* *

Dreyzehntes Gespräche, zwischen einem Prediger und einem Bauer.

Der Bauer.

Ach! mein Herr Prediger! was hielten Sie gestern für eine schöne Predigt! Ich schlich mich, als ich eben zu meinem Sachwalter gehen wollte, in die Kirche, woselbst Sie predigten. Was für eine herrliche Versammlung hatten Sie! man sagt, der König sey selbst mit in der Kirche gewesen. So viel Volk war darinn, alles wimmelte haußen von Staatswagen! Ich hatte alle Mühe, Sie hören zu können. Ich war von Leuten umringt, die nicht zuhörten, und die alle die Herren und Frauen in der Versammlung mit ihren Vor- und Zunamen hersagten. Sie sprachen beym Herausgehen, Sie hätten ihre Sachen ganz bewundernswürdig ausgeführt.

Der Predig.

Nun denn! mein guter Freund, was ist denn endlich euer Anbringen?

Der Bauer.

Ich komme deswegen, mein Herr Prediger, daß ich Sie bitten will, Sie möchten doch so gütig seyn, und auf unser Brüderschaftsfest bey uns predigen; es ist gar eine schöne Predigt an dem Tage; und unser Pfarr wird Ihnen schon dafür die Gebühr entrichten.

Der Predig.

Ey! mein guter Freund, wißt ihr auch, mit wem ihr sprecht? Ich bin gar nicht der Mann, an den man

Digitized by Google

sich, in Angelegenheiten einer Dorfbrüderschaft, wenden muß.

Der Bauer.

Nun! verstehen Sie mich erst recht; wir sind gewohnt, gute Prediger zu hören. Vorm Jahre predigte ein **Minorite** an unserm Brüderschaftsfeste; das Jahr vorher hatten wir einen **Baarfüßer**; das war ein ganzer Prediger, der da! Er predigte des Tages viermal, ohne sich die Nase zu schnaupen, oder zu räuschpern.

Der Predig.

Geht, geht, mein guter Freund, packt euch fort! sucht euch eure Prediger bey den **Baarfüßern** und **Minoriten**.

Der Bauer.

Was! ich will nicht ehrlich seyn! mein Herr, das sind brave Leute, die predigen Gottes Wort, und lassen sich nicht so lange dazu nöthigen; wenn es aber ja seyn muß, Sie darum zu bitten, daß Sie uns predigen; So bedenken Sie doch nur, ist denn das Predigen nicht Ihr Handwerk? Wir wollen Sie ja eben so gut bezahlen, wie andre.

Der Predig.

Ihr seyd ein Grobian! predige ich denn fürs Geld? Ihr wißt wahrlich nicht, mit wem ihr redet.

Der Bauer.

Heh! für was predigen Sie denn?

Der Predig.

Ich predige, um die Seelen zu bekehren, die Religion zu befestigen, und Gott zu ehren.

Der Bauer.

Ach! mein Herr, das ist es eben, was wir verlangen; denn sehen Sie nur einmal! wir mögen keine solche Prediger, die nur Bettelnshalber herum laufen. Unser Brüderschaftsfest ist auf den Tag = = =

Der

Der Pred.

Packt euch fort! sage ich noch einmal; ihr verderbt mir die Zeit. Wenn das ruchbar würde, daß ein Bauer so unverschämt gewesen, mir eine Dorfpredigt anzutragen: So würde das meinem Ansehen einen Schandfleck anhängen. Wißt ein-für allemal! ich predige nicht auf dem Dorfe. Zwanzig Pfarren zu Paris würden sich nicht die Freyheit nehmen, die ihr euch nehmt. Man weiß wohl, wer ich bin; und nachdem ich vor dem Könige geprediget - - -

Der Bauer.

Aber ist denn unsre Gemeine nicht eben so gut, als eine andre? Wenn Sie noch fürs Geld predigten: So ließe ichs gelten. Sie sagen ja aber, Sie mögen kein Geld haben, und sie predigen nur bloß, um die Seelen zu bekehren. Sind denn in unserm Dorfe keine Seelen?

Der Predig.

Ja freylich! fürtreffliche Seelen! Die wären es noch, um die sich ein Prediger nach der Mode die Mühe geben wird, sie zu bekehren!

Der Bauer.

Ey was! sind wir denn nicht Christen?

Der Predig.

Ja! mein Freund; aber jeder hat seine besondere Gabe, die meinige ist nicht für Dorfseelen bestimmt; ich halte nicht solche Predigten, die sich für sie schickten. Ihr würdet mich nicht einmal verstehen; so weit sind meine Reden über eure Einsicht erhaben; aber ich bin wohl nicht klug, daß ich mich erst weitläuftig bey euch rechtfertige.

Der Bauer.

Ich bitte Sie um Vergebung, mein Herr, ich wußte nicht, daß Sie ein so großer Herr wären. Unser Pfarr hat mir gesagt, Prediger hätten sich auf nichts anders zu be-

befleißigen als aufs Predigen, und es müsse ihnen gleichviel seyn, wo sie ihr Amt verrichten, wenn sie nur Gelegenheit fänden, Seelen zu erbauen. Wir sind ein wenig einbildisch in unserm Dorfe; wir halten uns für eben so gut, als andre, um uns was vorpredigen zu lassen. Leben Sie wohl! mein Herr, ich will gerades Weges zu der gnädigen Frau Herzoginn = = =, welche die Frau von unserm Dorfe ist, hingehen, und ihr sagen, sie wären ein viel zu großer Herr für uns; Sie wollte es selbst haben, daß Sie eingeladen würden.

Der Predig.

Warum sagtet ihr mir denn das nicht? Wie! eine Herzoginn verlangt diese Rede von mir? Wird Sie auch in die Kirche kommen?

Der Bauer.

Ob Sie hineinkommen wird! ja! freylich wird Sie hinein kommen! und noch viele andere Herzoginnen dazu, die Markgräfinnen und andere Gräfinnen ungerechnet; Sie will Sie in einem sechsspännigen Staatswagen abholen lassen.

Der Predig.

Warum ließet ihr euch denn nicht bald so deutlich heraus? Hätte ich gewußt, daß eine Herzoginnn = = = Geht, mein Freund, sagt ihr, ich würde mir die Ehre geben, die Antwort selbst mündlich zu überbringen, und es wäre mir nicht möglich, Ihr eine abschlägliche Antwort zu ertheilen.

Der Bauer.

Bey meiner Treue! Sie thun recht wohl daran, daß Sie ihr die Antwort selbst überbringen wollen: Denn was mich anbelanget, so würde das alles seyn, was ich von Ihnen sagen könnte, daß Sie, wenn Sie nicht fürs Geld predigen, um etwas noch viel Schlimmers predigen.

Vier-

* *

Vierzehntes Gespräche,

zwischen einem Frauenzimmer, die sich, seit einiger Zeit zu Paris aufgehalten, und einem andern Frauenzimmer aus der Provinz.

Clarisse und Geronie.

Clarisse.

Sind Sie es, meine liebe Gräfinn! und seit wenn sind Sie denn schon zu Paris? Ich bin erfreut, Sie wieder zu sehen! wie gelegen kommen Sie mir doch! Wir werden eines mit einander trinken können. Ich zeche heute mit einer guten Freundinn von mir, die arme Markgräfinn = = = Sie ist ein recht gutes Kind = = = Sie werden die dritte unter uns seyn.

Geron.

Meine Gedanken betrogen mich nicht, Madame, ich bildete mir wohl ein, daß, wofern Sie zu Hause speiseten, ich die Ehre haben würde, mit Ihnen zu speisen. Ich werde ohne Umstände, hier bleiben, und sogleich meinen Wagen wieder fortschicken.

Clarisse.

Schicken Sie ihn immer hin; aber lassen sie ihn ja vor drey Uhr nach Mitternacht nicht wieder herkommen, bis um die Zeit haben wir Sie nöthig.

Digitized by Google

Geron.

Um drey Uhr nach Mitternacht? Was wollen Sie denn mit mir angeben? Ich hoffte, Sie würden mir nach der Mittagsmahlzeit meinen Abschied ertheilen, und ich hätte verschiedene Geschäffte = = =

Clarisse.

O! lassen Sie Ihre Geschäffte nur immer ruhen, wenn Sie wollen so gut seyn; alles, was man zu Ihren Diensten thun kann, ist dieses, daß man Ihnen erlaubt, itzo gleich sich dahin zu begeben, wo Sie zu verrichten haben; und daß Sie binnen drey Stunden wieder herkommen.

Geron.

Wie? Madame, es ist beynahe ein Uhr; speisen Sie denn so langsam?

Clarisse.

Speisen! ich speise heute nicht; habe ich ihnen denn nicht bereits gesagt, daß ich die Markgräfinn erwarte, und daß wir eines mit einander trinken müssen.

Geron.

Ich glaubte, das sollte so viel bedeuten, Sie speisten mit ihr, und Sie trügen mir die Ehre an, in beyder Gesellschaft mitzuspeisen.

Clarisse.

Ach! meine arme Gräfinn, wie **provinzialisch** bist du mir worden? mein gutes Kind! aber ich will mich deiner erbarmen, und dir sogleich etwas Chocolade herbringen lassen; ich habe zwar schon ein paar Tassen getrunken; ich will aber, aus Liebe gegen dich, noch die dritte zu mir nehmen.

Geron.

Digitized by Google

Geron.

Ach! Madame, ich trinke keine Chocolade, besonders, wenn ich noch nüchtern bin, sie macht gar zu hitzig.

Clarisse.

Jssest du lieber Artischocken mit einer Pfefferbrühe? ich habe auch diesen Morgen dergleichen gegessen.

Geron.

Artischocken mit einer Pfefferbrühe! Das ist ja noch viel ärger!

Clarisse.

Willst du ein geröstet Brodt mit Aquavit?

Geron.

Haben Sie denn, Madame, eine Wette angestellet, oder halten Sie sich über mich auf, daß Sie mir alle diese gewürzte Leckereyen anbiethen? Ich glaube, daß Sie sich vorgenommen haben, ihre Abendmahlzeit etwas zeitig einzunehmen. Erlauben Sie nun mit dabey zu seyn: So lassen Sie mir indeß eine gute Suppe zurechte machen.

Clarisse.

Eine Suppe! Ha, Ha! eine Suppe! nun werde ichs erst recht inne, daß du ganz provinzialisch worden bist. Also glaubest du, daß man hier Suppen ist? Du arme Gräfinn! du machst mich wohl recht lachend!

Geron.

Und ich habe alle Mühe, mich selbst des Lachens zu enthalten; wenigstens glaube ich, alle ihre Reden, die Sie bisher geführet haben, dienen nur dazu, daß Sie sich eine kleine Luft machen.

Digitized by Google

Clarisse.

Ey! wie hat dich die Provinz verdorben! meine arme Gräfinn! weil du nicht einmal weißt, daß es heute zu Tage gar nicht mehr Mode ist, daß artige Frauenzimmer Suppen essen. Die Zeiten haben sich verändert, mein armes gutes Kind! Itzt achten wir nichts mehr als den Champanier und den Ratafia; den lassen wir uns recht wohl schmecken. Die Markgräfinn hat mir sechs Flaschen **Theseer** geschickt; viere hatte ich ihrer schon; wir wollen sie zusammentragen. Wir werden ein paar gut gewürzte Leberwürste, und eine **Boulogneser** Knackwurst schmausen, ohne die Artischocken in einer Pfefferbrühe, und die Erdäpfel. Was die gebrannten Wasser anbelangt, so habe ich davon ganz auserlesene Gattungen. Ich hoffte zwar auch vom Churfürstlichen Magenwasser etwas dabey zu haben; Der Graf - - - hatte mir welches versprochen; er hat es aber mit holländischen Bürgemeistern, die er zu bewirthen gehabt, selbst ausgestochen; so, wie er mir meldet. Da sehen Sie nur, welch eine Entweihung! Churfürstlich Magenwasser für Bürgemeister!

Geron.

Wirklich! Sie sollten sich am Biere genügen *lassen.*

Clarisse.

Ach! auf das Bier zu kommen; ich habe welches aus **England** erhalten; das ist ganz vortrefflich Bier. Wir wollen es kosten, wenn du eine Liebhaberinn davon bist.

Geron.

Und das ist also die ganze Gasterey, die Sie anstellen werden?

Clarisse.

Digitized by Google

Clarisse.

Um fünf Uhr werden wir uns zu Tische setzen; ich denke, daß wir wohl vor Mitternacht nicht aufstehen werden; darauf werden wir Taback und Pfeifen bringen lassen. Du solltest nur einmal sehen, was das für Taback ist! Hast du niemals geraucht?

Geron.

Ey! Madame, ich bin eine arme Landdame, die noch immer der Meynung ist, so ein Schmaus, wie der ist, von dem Sie mir vorgeschwatzt haben, schicke sich nur für Trunkenbolde. Ich klebe so fest an meinen Landgewohnheiten, daß ich mich unmöglich bereden kann, daß Sie bisher im Ernste mit mir gesprochen hätten; noch auch, daß ein solcher Sonnenbrüderschmaus jemals nach dem Geschmacke eines ehrliebenden Frauenzimmers seyn könne.

Digitized by Google

* *

Funfzehntes Gespräche,

zwischen Selidon, einem Beamten, und Ariston, einer Privatperson.

Selidon und Ariston.

Selidon.

Nun wohlan! nun habe ich meinen Endzweck erreicht; ich habe meine Bestallung, und bey der ersten Parlementsversammlung soll ich in meine Bedienung angewiesen werden. Sie sollten es auch so machen, wie ich; Sie würden schon Freunde gefunden haben; und Sie hätten eben sowol eine Bedienung auf den Borg annehmen können, wie ich die meinige.

Arist.

Dafür wird mich der Himmel behüten, daß ich eine solche Thorheit begehen sollte; lieber will ich *gar nichts* seyn, als um etwas zu werden, für Hunger sterben.

Selid.

Für Hunger sterben? das ist gerade umgekehrt: Welche Betteley ist das nicht, ohne Rang zu leben! In diesem Zustande lauft man Gefahr, Hungers zu sterben; aber so, wie meine Sachen itzt stehen, und da ich eine vornehme Bedienung habe: So wird es mir an nichts fehlen.

Arist.

Digitized by Google

Arist.

Aber ihre Bedienung gehört Ihnen ja nicht eigenthümlich zu. Ihr ganzes Vermögen wird kaum hinlänglich seyn, nur die Zinsen davon zu entrichten. Höchstens wird ihnen ihre Bedienung, die dem Könige gebührende Abgaben bringen: von was werden Sie denn nun leben?

Selid.

Was wird mir nicht meine Bedienung für ein erhabenes Ansehen geben! Ich kann ja zehen Jahre auf Credit leben, ohne daß sich jemand erkühnen dürfte, mir etwas abzufordern. Wollten meine Gläubiger so verwegen seyn, und auf ihre Bezahlung dringen: So sollten sie gar bald inne werden, was das hieße, mit einem Staatsbedienten, wie ich bin, etwas zu schaffen haben. Zehen Jahre wollte ich sie bey der Nase herum führen, ohne daß sie auch nur einen Pfennig erhalten sollten. Aber, um ihnen nur die Wahrheit zu gestehen, das ist gar nicht meine Hauptsache, worauf ich mich eigentlich verlasse; ich habe bloß deswegen eine Bedienung angenommen, damit ich heirathen kann; eine gute Heirath wird alles bezahlen.

Arist.

Aber bilden Sie sich denn ein, daß Sie eine Gemahlinn finden werden, wenn man erfahren wird, daß ihre Bedienung nicht ihr eigen sey; überdieses wird das Frauenzimmer, welches Sie heirathen werden, ihnen gar keine Unkosten verursachen? Jemehr sie Vermögen zu ihnen gebracht: destomehr wird sie verthun wollen, und Sie können sich noch für glücklich schätzen, wenn Sie nur von dem ihrigen nichts dabey zusetzen dürfen. Bloß die Hochzeitunkosten, die Klei-

Digitized by Google

Kleidungen, der Schmuck, der Hausrath, und die Geschenke machen allein, daß der dritte Theil des Heirathsguts darauf gehet.

Selid.

O! ich verstehe die Kunst schon, eine Frau zum Fleckgen zu führen, und mich von ihren Thorheiten nicht einnehmen zu lassen.

Arist.

Das will so viel sagen, Sie werden, wenn Sie heirathen, entweder für einen Geizhals, oder für einen Bettler, gehalten werden. Alsdenn werden ihre Gläubiger aufwachen, und die Frau, die Sie werden hinters Licht geführt haben, wird auf eine Ehescheidung dringen. Ihre Anverwandten werden Sie zugleich anpacken, und Sie werden es mit gar vielen zu thun kriegen. Sie würden noch besser thun, wenn Sie einigen Aufwand machten. Eine Sparsamkeit, die ihre Armuth verrathen würde, stürzte Sie auf immer. Also werden Sie sich genöthiget sehen, sich zu Grunde zu richten, um nur nicht für einen zu Grunde gerichteten Mann gehalten zu werden.

Selid.

Eine Zeitlang werde ich schon den Aufwand aushalten; das wird mir ganz leichte seyn; und weil die Frau, die ich ehlichen werde, mir nicht nur Geld, sondern auch unterstützende Freunde, zubringen wird: So müßte es sehr unglücklich seyn, wenn man in dem Rathe nicht an mich denken, und wenn ich nicht bald eine wichtige Verrichtung in irgend einer Provinz erhalten sollte.

Arist.

Digitized by Google

Arist.

Ach! mein Herr, das wäre eben das sicherste Mittel, Sie vollends zu Grunde zu richten. Wie würde es aussehen mit Ihnen, wenn Sie eine kostbare Reise in die Provinz unternehmen, daselbst offene Tafel halten, allen Staat eines Oberaufsehers führen, und täglich in Gefahr seyn sollten, bald wieder zurücke gerufen zu werden?

Selid.

Allein wie viele sind denn nicht dadurch zu großem Vermögen gelangt, daß sie eine vornehme Bedienung mit fremdem Gelde erkauft, und ein Frauenzimmer, mit dem sie sich verbunden, betrogen haben?

Arist.

Die Anzahl derselben ist wohl eben nicht so gar groß, wie Sie etwan denken; das aber geschieht öfters und gemeiniglich, daß man sich gänzlich zu Grunde richtet, indem man, auf dergleichen Art, einen vornehmen Stutzer abgeben will.

* *

Sechszehntes Gespräche,

zwischen einem Amtmanne, der sich zur Ruhe begeben, und seinem Pachter.

Der Amtmann; Der Pachter.

Der Pachter.

Es ist wohl wahr, mein Herr, daß ich Ihnen schuldig bin; aber ist das auch recht, daß Sie mich an den Bettelstab bringen, indem Sie mir ihren Pacht nehmen, und alle mein Haab und Gut verkaufen lassen?

Der Amtmann.

Alle eure Haabe und Gut? ist denn dieses Gut da euer Eigenthum? Habt ihr es nicht dadurch zusammen gebracht, daß ihr mich betrogen habt? und über dieses alles, seyd ihr mir denn nicht weit mehr schuldig, als ich euch etwan abnehmen kann? Mit was für einem Gewissen, mein guter Freund, könntet ihr wohl das für euch behalten, was ihr mir entwendet habt, und was mir auch da, wenn ihr es gleich rechtmäßiger Weise erworben hättet, dennoch zugehörte?

Der Pachter.

Ey was! mein guter Herr, ich habe nicht geglaubt, daß Sie so mit mir verfahren würden. Ich hoffte, es würde mir vergönnt seyn, es eben so zu machen, wie ein gewisser ehrlicher Mann, der Ihnen gar wohl bekannt ist, es gemacht hat; dieser, nachdem er seit zwanzig Jahren fremdes Gut an sich gebracht, hat ganz säuberlich alles behalten,

Digitized by Google

behalten, was er entwendet hat, ohne daß ihm jemand das allermindeste wieder abgefordert hätte.

Der Amtman.

Wer ist denn dieser ehrliche Mann? Sollte auch wohl jemand so spitzbubenmäßig gesinnt seyn, so etwas zu unternehmen?

Der Pachter.

Lasset uns nicht weiter davon reden! weil Sie doch den, von welchem ich spreche, nicht kennen; aber sagen Sie mir doch, mein Herr, haben Sie sich denn wirklich zur Ruhe begeben?

Der Amtmann.

Ja! Gott hat mir die Gnade erzeigt, daß ich mir an dem genügen lasse, was ich erworben habe, und mich nunmehr in die Verfassung setzen kann, die übrige Zeit meines Lebens dasselbe in Ruhe und Friede zu genießen. Ich habe Gott sey Dank! die Meinigen in gute Umstände gesetzt; ich besitze schöne Güter; ich ziehe jährlich beträchtliche Einkünfte; ich bekleide eine gute Bedienung; und so habe ich genung. Reichthümer habe ich niemals geachtet, und ich habe mich bloß deswegen mit der unruhigen Wirthschaft abgegeben, daß ich mein nothdürftiges Auskommen dabey haben möchte.

Der Pachter.

Und ich versichere Sie gleichfalls, mein Herr, daß ich das Geld nicht geliebt habe, und daß ich nur deswegen ihr Pachter worden bin, um durch meine kleinen Vortheile, und durch meinen Fleiß, mein hinlängliches Auskommen zu erlangen. Wenn Sie mir nur das lassen wollen, was ich erübriget habe: So werde ich schon zufrieden seyn; ob ich gleich lange nicht so viel, wie Sie gewonnen habe.

Digitized by Google

Der Amtmann.

Ey! mein Freund, wie kann ich euch denn, mit gutem Gewissen dasjenige lassen, was nicht euer ist, und was ihr, durch unerlaubte Mittel, zusammengebracht habt? Ich will meine Wohlfahrt besorgen, und ich weiß, daß man sein Gut da, wo man es findet, sich zueignen könne. Ich wäre der Gnade nicht werth, die mir Gott erzeigt hat, wenn ich euch die Früchte eurer Räubereyen verzehren ließe.

Der Pachter.

Sie haben also ein sehr zartes Gewissen!

Der Amtmann.

Ja! mein Kind; dieß ist eine Gnade, die ich erhalten, und die ich den guten Büchern zu danken habe, womit ich mich beschäfftige, seitdem ich meine Wirthschaft aufgegeben.

Der Pachter.

Sagen denn diese guten Bücher, es sey nicht erlaubt, fremdes Gut zu behalten?

Der Amtmann.

Ob sie das sagen! welch eine wunderliche Frage! ihr dürft sie nur selbst darüber zu Rathe ziehen.

Der Pachter.

Ey! Sie lassen mir ja nicht so viel übrig, wofür ich mir Brodt kaufen könnte; wo sollte ich denn Geld hernehmen, mir Bücher dafür zu kaufen? aber mein Herr, beliebt es ihnen, so wollen wir eines von diesen guten Büchern gesellschaftlich mit einander lesen; oder noch besser, wollen Sie, daß ich irgend einen von den wackern Herren, die ich so oft bey ihnen sehe, zu Rathe ziehe. Sie mögen ihre Antwort mit anhören, und ich will es bey ihrem Ausspruche bewenden lassen.

Der

Der Amtmann.

Ich bin es ganz wohl zufrieden; aber die Sache muß ihnen erst recht deutlich erklärt werden; das heißt, ihr müßt ihnen von allem, was ihr mir entwendet habt, genaue Rechenschaft geben.

Der Pachter.

Hören Sie einmal, was ich ihnen sagen werde: Ein Mann, der nicht das mindeste hatte, hat sich in Wirthschaftssachen eingelassen; seit zwanzig Jahren hat er den König und das gemeine Wesen bestohlen, von dem geraubten und an sich gebrachten Gelde hat er seine Kinder herrlich ausgestattet, schöne Güter an sich gebracht, reichliche Einkünfte und eine austrägliche Bedienung erschachert; und nun hat er sich fein säuberlich zur Ruhe gesetzt, um ein so übel erworbenes Vermögen in einer bequemlichen Lebensart, recht zu genießen. Dieser ehrliche Mann hat einen Pachter, der ihm schuldig ist, und er läßt ihm gar keine Frist zu einem Abtrage seiner Schuldigkeit; dieser Pachter behauptet, er habe eben so viel Recht, das zu behalten, was er seinem Herrn entwendet hat, als sein Herr berechtiget ist, das nicht wieder zu geben, was er bey seiner Verwaltung erplündert hat.

Der Amtmann.

Aha! kommts so heraus? fort! fort! Bärenhäuter, ins Gefängniß! ins Loch! Das ist doch ein Erzschlingel, wie er sich noch mausig macht!

Der Pachter.

Ich gestehe es, mein Herr, ich bin ein arger Schlingel, und alle diejenigen sind es, die das behalten, was sie gemauset haben; aber gestehen Sie mir auch, daß Sie den ehrlichen Mann ganz wohl kennen, dessen Beyspiele ich mit allem Rechte nachfolgen zu können glaubte.

Digitized by Google

* *

Siebenzehntes Gespräche,

zwischen dem reichen Cleanthes, der eine wichtige Erbschaft erhoben, und seinem Freunde Eugenius.

Cleanthes, Eugenius.

Cleanth.

Ja! sehen Sie nur einmal hier alle das Gut an, was ich ererbt habe; ich gestehe es, das hätte ich mir gar nicht eingebildet, und das kommt mir recht ohne *alle mein* Verdienst, bloß von Gottes Gnade. Was mir aber noch das allerangenehmste dabey ist, das ist dieses, daß die ganze Erbschaft in baarem Gelde besteht, und daß ich keinen Rechtshandel dabey zu besorgen habe.

Eugen.

Das ist in der That ein großes Glück; aber wenns nun um und an kommt, was werden Sie denn mit *allem dem* Gute anfangen; Sie waren ja vorher schon reich genung, ohne diese Erbfolge.

Cleanth.

Ey! mein werther Freund, kann man wohl jemals zu reich seyn? glauben Sie mir nur, es ist mir gar nicht bange für meinem vielen Gelde; und wenn ich auch noch dreymal soviel in meinem Vermögen hätte: So wüßte ich schon wie ich es anlegen wollte.

Eugen.

Digitized by Google

Eugen.

Das heißt, Sie werden eine stattlichere Bedienung annehmen, Sie werden sich Landgüter und Häuser ankaufen, Sie werden größere Summen auf Zinsen auslehnen.

Cleanth.

Nein! von dem allen werde ich nichts unternehmen. Die Bedienungen tragen nichts ein, und sind vielen Abgaben unterworfen. Ich bin vielmehr gesonnen, meine Bedienung zu verkaufen; sie schickt sich nicht mehr für einen solchen Capitalisten wie ich bin. Was die Landgüter anbelangt! So ists ja zum Erbarmen, wie sie täglich immermehr herunterkommen; uud was das Verlehnen auf Zinsen anbetrifft: So weiß man ja fast nicht mehr, worauf man etwas lehnen soll. Niemand ist ja beynahe mehr für Bankerotten, und den Bankerottierern ertheilten sichern Geleitsbriefen, sicher.

Eugen.

Und also werden Sie ihr Geld in ihren Kuffern aufheben?

Cleanth.

Meynen Sie denn, daß ich mich aller Nutzungen berauben soll, die es mir bringen kann?

Eugen.

Das heißt, Sie werden es den königlichen Zollpachtern vorstrecken; denn ich traue Ihnen keine solche Schwachheit zu, daß Sie sich daraus sollten ein Gewissen machen.

Cleanth.

Freylich ist es nicht das Gewissen, welches mich davon abhält; allein diese königlichen Pachter halten zuweilen eben so wenig Wort, als andre. Was fängt man alsdenn an, wenn sie einen Bankerott machen?

Digitized by Google

Eugen.

Folglich werden Sie ihr Vermögen der Schiffahrt und Handlung anvertrauen?

Cleanth.

Das noch viel weniger! Dabey muß man ganz ausnehmende Vorsichtigkeit gebrauchen; und wenn man sein Geld dergestalt auf Wucher auslehnen will: So schwebt man dabey in der allergrößten Gefahr.

Eugen.

Nun sehe ich schon, wo Sie hinaus wollen; da Sie ihr Geld weder in ihrem Kuffer aufbehalten, noch damit wuchern wollen: So werden Sie es den Meistern in der Baukunst, in der Malerey, und andern Künstlern zu lösen geben. Sie werden einen prächtigen Palast anlegen, und eine herrliche Tafel führen.

Cleanth.

O nein! das ist gar nicht nach meinem Geschmacke. Ich habe schon eine ganz bequeme Wohnung; und was den Tisch anbelangt: So bin ich eben kein Liebhaber von Tellerleckern und Schmarutzern.

Eugen.

Eben der Gedanken bin ich auch. Ich glaube *also*, Sie werden einen Theil ihres Vermögens den Armen, einen andern, ihren bedürftigen Anverwandten, und den dritten, ihren guten Freunden schenken.

Cleanth.

Ich glaube, Sie haben Lust zu lachen; vertheilt man so sein Vermögen unter seine Anverwandten und Freunde? In welchem Lande pflegt man denn so damit hauszuhalten? Die Armen anlängend, so weiß schon ein jeder, wozu er dieß-

Digitized by Google

dießfalls verpflichtet ist. Ich habe, Gott sey Dank! deswegen nicht nöthig, mir einen Vorwurf zu machen. Ich gebe monathlich, bloß an Almosen, mehr als einen Thaler aus; wenn nur jedermann so viel gäbe . . .

Eugen.

Gleichwol sagen Sie mir, mein Herr, noch nicht, was Sie mit allen ihren Reichthümern anfangen werden. Gestehen Sie mirs nur; Sie wissen selbst nicht recht, was Sie damit angeben sollen?

Cleanth.

Daß ich deswegen unentschlossen wäre, nein! Das kann ich wohl eben nicht sagen; denn die Reichthümer müssen einen vernünftigen Menschen niemals unentschlossen oder bekümmert machen; aber, ihnen die Wahrheit zu gestehen: So weiß ich freylich noch nicht, wie ich sie am besten unterbringen soll.

Eugen.

Sie können nicht besser thun, als wenn Sie ihr Geld fein bey sich behalten. So werden Sie doch wenigstens das Vergnügen haben, es so oft zu betrachten, als es ihnen belieben wird.

Cleanth.

Das ist auch der Entschluß, den ich herzlich gern fassen wollte, wenn ich nicht befürchten müßte, darum bestohlen zu werden; und wenn ich mich, mit gutem Gewissen der Nutzungen berauben könnte, die es mir bringen kann. Allein, wenn ich eines theils das Vergnügen hätte, täglich mein Geld anzuschauen und zu überzählen: So würde ich auch andern theils, viele Unruhe dabey auszustehen

haben. Ja! ich muß es bekennen, ich halte mich, seit dem ich diese Erbschaft erhoben, und in meine Verwahrung gebracht, lange nicht mehr für so sicher, wie ehedem.

Eugen.

Nun denn! wollen Sie stets diese Lebensart so fortsetzen? wollen Sie keinen festen Entschluß fassen, wie Sie es anlegen werden?

Cleanth.

Weil ich noch mit mir selbst hierüber zu Rathe gehe, und bis ich mich zu etwas sicherem entschließe: So will ich indeß meine Kuffer in einen sichern Ort schaffen. Ich weiß ein gewisses Kloster, wo man mir dieselben so lange in Verwahrung nehmen wird, als ich es verlangen werde.

Eugen.

Das will so viel sagen, der ganze Vortheil, den Sie von dieser reichen Erbschaft erlangen, wird darinn bestehen, daß Sie weder das Vergnügen haben werden, Sich ihres großen Vermögens zu bedienen, noch die Hoffnung, einigen Nutzen davon zu ziehen. In meinen Gedanken waren Sie viel reicher, als Sie noch weniger Reichthümer besaßen.

Digitized by Google

* *

Achtzehntes Gespräche,
zwischen Gorgibus, und Antoninus,
zween Bürgern.

Gorgibus, Antoninus.

Anton.

Guten Morgen! Vetter; warum sieht man Sie denn so selten? die ganze Freundschaft beklagt sich darüber. Ich habe es meiner Frau Mühme, ihrer lieben Mutter, und unserm Oheim, dem Einnehmer, schon gesagt. Wir spielten das Königsspiel untereinander; und es fehlte niemand dabey, als bloß Sie. Was sagen Sie dazu? mein Vetter!

Gorg.

Ey! mein Herr, ich weiß es gar wohl, daß ich ihr Vetter bin, ohne daß Sie sich die Mühe geben dürften, mich so oft daran zu erinnern. Ich hatte ganz andere Beschäfftigungen, als daß ich mit ihnen hätte das Königsspiel vornehmen können.

Anton.

Aha! mein! was sollten Sie wohl für so häufige Geschäffte haben, mein Vetter!

Gorg.

Was für Geschäffte! Nun! wissen Sie denn nicht, in was für eine Verfassung ich mich in der Welt gesetzt habe? und was für Gesellschaften ich zu besuchen pflege? Denselben Tag war ich zum Abendessen bey der Herzoginn

Digitized by Google

von . . . eingeladen; den Abend vorher hatte ich bey der Marschallinn von . . . gespeiset; und den folgenden Tag darauf mußte ich bey Saussissaken zur Tafel bleiben.

Anton.

Wer ist der Saussissak?

Gorg.

Der Markgraf von Saussissak! kennen Sie ihn denn nicht?

Anton.

O ja! aber ich glaubte, ein Markgraf sey ein viel zu vornehmer Herr für Sie, mein Vetter!

Gorg.

Nennt man denn, wenn man mit Standespersonen umgehet, einen bloßen Markgrafen, Herr? Sie wissen ja nicht einmal, wie man in der großen Welt zu reden gewohnt ist. Geben wir doch nicht einmal den Herzogen den Titel Herr.

Anton.

Man sagt aber, lieber Vetter, daß aller dieser hohe Adel niemals an Sie dächte, als wenn Sie jemanden zum Lanzknechte nöthig haben; und daß man Sie also bloß zum Spielen einlade?

Gorg.

Es ist wahr, daß ich bey ihnen spiele; aber sie sind auch außerdem meine guten Freunde, und sie kommen oft zu mir zu Gaste. Erst gestern hatte ich sieben Hofleute bey mir, die bathen sich bey mir zu Tische, und fraßen, als wenn sie den Satan im Leibe hätten. Wir blieben bis um Mitternacht bey der Tafel; und man dachte da so wenig ans Spiel, als wenn gar kein Spiel in der Welt wäre.

Anton.

Digitized by Google

Anton.

Um desto schlimmer ists, mein lieber Vetter; die Vornehmen laden Sie nur spielenshalber zu sich, und zu Ihnen kommen sie, Sie aufzuzehren.

Gorg.

Wenn sie bey mir essen: So speise ich auch wieder bey ihnen.

Anton.

O! mein Herz, wir haben wohl die lustigen Zeitungen vernommen, und wir wissen es gar wohl, wie diese Herren mit Ihnen umgehen, wenn Ihnen einmal die Lust ankommt, sich bey ihnen zu Gaste zu bitten. Haben Sie es denn schon vergessen, daß, als Sie dieser Tage zu . . . um Essenszeit kamen, man ihnen bereits entgegen schickte, und Sie ersuchen ließ, Sie möchten sich nur wieder zurücke begeben; man hätte eben diesen Tag starke Gesellschaft von vornehmen Standespersonen, mit denen man Sie, als eine bürgerliche Person, nicht wohl könnte speisen lassen.

Gorg.

Recht so! Man muß zu leben wissen, das ist eben das Angenehmste bey Leuten von Stande; Sie weisen einen mit so wohl anständiger Artigkeit ab, daß man ganz bürgerlich gesinnt seyn müßte, wenn man sich darüber erzürnen wollte; zudem, muß man ihnen denn nicht vollkommen Recht geben? Wenn man einmal das Unglück hat, weit unter ihrem Stande gebohren zu seyn, muß man ihnen denn nicht den gebührenden Vorzug einräumen? . . . Niemals kann man ihnen zu viel Unterthänigkeit und Ehrfurcht bezeigen.

Anton.

Digitized by Google

Anton.

Aber, mein Vetter, wer heißt Sie denn mit solchen Leuten spielen, und sie alle Tage herrlich bewirthen?

Gorg.

Was! soll ich ihnen denn nicht für die genossenen Gnadenbezeugungen schuldige Gegengefälligkeiten erweisen? Ich möchte Sie wohl gerne einmal dabey sehen, Sie, der Sie so wunderlich hievon sprechen. Hätten Sie erst alle Morgen beym Aufstehen einen Bedienten von Herzoginnen, oder von Marschallinnen von Frankreich vor sich: wir wollten doch sehen, wie Sie sich herauswickeln würden.

Anton.

Ich! ich könnte ihrer mehr um mich haben, als Sie, wenn ich nur wollte.

Gorg.

Sie! und Sie verstehen ja das Spiel nicht.

Anton.

Das ists eben, was sie desto verpichter auf mich machen, und ihre Einladungen verdoppeln würde. Je weniger ich vom Spiele verstünde: destomehr würden Sie mich zum Spiele nöthigen. Ich wollte allerhand vornehme Herren und Frauenzimmer gar bald zu meiner Gesellschaft haben.

Gorg.

Und Sie wollten ihnen die Thüre vor der Nase zumachen? auch keine Gegenbesuche bey ihnen abstatten?

Anton.

Digitized by Google

Anton.

Ich würde mich höflich entschuldigen; ich würde ihnen, ohne viele Umschweife sagen, daß, da ich weiter nichts, als ein ehrlicher Bürger sey. So bäthe ich, Sie möchten es nicht ungütig nehmen, daß ich hübsch in meinen Zirkeln bliebe.

Gorg.

Mit Standespersonen so umzugehen, dazu gehört, daß man eben so gesinnt sey, wie Sie, das heißt von Bürgerstolz eingenommen.

Anton.

Aber, mit Erlaubniß, mein Herr Vetter, daß wir einmal ein Wörtchen im Ernste mit einander sprechen; finden Sie denn Geschmack an diesen Leuten? . . .

Gorg.

Auf alle Weise! Sie sind meine Lust, ihr Umgang ist mein Hauptvergnügen. Ich glaube, ich muß ein ganz andrer Mensch seyn, wenn man mich in so vornehmer Gesellschaft erblickt; und wenn ich mich darauf verlassen könnte: So wollte ich wohl einmal unsere ganze Verwandtschaft zusammen bitten, damit sie Zeugen davon seyn könnten; so sehr bin ich davon überzeugt, es gereiche mir dieses zu ganz besondern Ehren, und überhebe mich über alle in unserer ganzen Freundschaft. Frey von der Sache zu reden! gestehen Sie mir nur zu, es gehöre etwas mehr, als ein gemeiner Witz dazu, sich diese Vorzüge zu verschaffen. Fragen Sie nur einmal meine Frau Mutter darum, was sie davon denke, sie thut sich was Rechtes auf die schönen Gesellschaften zu gute, die ich zu besuchen pflege, und sie gesteht es auch frey gegen jedermann.

Anton

Anton.

Ey! lieber Gott! ihre Mutter ist eben so thöricht, wie Sie sind. Aber noch eins, mein lieber Vetter; weil ich doch schon einmal angefangen habe, ernstlich mit ihnen zu sprechen, wenn Sie verlangen, daß Leute von Stande ihnen einige Achtung und Vorzüge bezeigen sollen: So entsagen Sie dem Spiele; warten Sie ihr Amt sorgfältig ab; suchen Sie es andern zuvor zu thun; werden Sie ein rechtschaffener Richter; arbeiten Sie . . .

Gorg.

Ich! ich sollte mich in der bestaubten Gerichtsstube aufhalten; und Leute von Stande sollten mich außerdem nicht für einen Mann ansehen, der ihnen unentbehrlich sey?

Anton.

Freylich würden Standespersonen Sie nicht um sich leiden, wenn Sie ihnen schlechterdings zu gar nichts nütze wären. Glauben Sie mir nur, wenn Personen von Stande und Ansehen, Leute von bürgerlichem Herkommen jemals verachten: So ist unter diesen Bürgerlichen niemand, den sie geringer schätzten, als diejenigen, die sie aussaugen, und deren Vorrath sie aufzehren, zu einer Vergütung für die Vertraulichkeit, die sie ihnen verstatten.

Digitized by Google

* *

Neunzehntes Gespräche, zwischen einem Bürger und einem Gelehrten.

Der Bürger.

Mein Herr, da Sie ein Gelehrter sind; so werden Sie die ganze Universität, und alle gelehrte Gesellschaften kennen. Nun wohlan! Sie müssen mir eine Gefälligkeit erzeigen.

Der Gelehrte.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in die Rede falle, ich muß ihnen sagen, daß, wenn die Gefälligkeit, die Sie von mir begehren, einen Menschen erfordert, welcher die gelehrten Gesellschaften und die Universität genau kennt: So können Sie nirgends übeler ankommen, als bey mir.

Der Bürger.

Wie! sind Sie denn nicht ein Gelehrter? Sind Sie nicht der Verfasser von den artigen Schriften, die * * * zu * * * verkauft werden? man hatte mir ja auch gesagt, Sie wären ein guter Lateiner. Ich bin der Meynung gewesen, man müsse in den gelehrten Gesellschaften recht zu Hause seyn, wenn man einen Gelehrten vorstellen will.

Der Gelehrte.

Sie würden richtiger davon urtheilen, wenn Sie sagten, man müsse in den Collegien fleißig studiert haben,

um

um ein Gelehrter zu werden; weil man darinn viel geschickte Leute antrifft - - -

Der Bürger.

Ich wollte Sie eben bitten, Sie möchten mir doch einen Lehrer für meinen Sohn aussuchen. Man hat mir gesagt, es wäre so die Mode, daß Bürgerkinder ihre besondere Lehrmeister zu Hause hätten. Mein Vetter - - - hält dergleichen Hofmeister, und ich bin nichts geringer als er.

Der Gelehrte.

Ach! mein Herr, Sie können nicht besser thun, als wenn Sie ihren Kindern eine gute Auferziehung verschaffen. Sie dörfen nicht erst darauf sehen, ob es so Mode sey. Ein Vater muß es in dem Stücke an nichts ermangeln lassen; und ich nehme es mit Vergnügen auf mich - - -

Der Bürger.

Ich möchte gern einen hübschen jungen Menschen haben, der in alle Sättel gerecht wäre; der, nachdem er meinem Sohne den bestimmten Unterricht ertheilet, mit mir schwatzen, und allerhand neue Zeitungen erzählen könnte. Ich wünschte auch, daß er Verse aus dem Stegreife machen könnte, damit ich, wenn ich getrunken habe, nur zu ihm sagen könnte: Lustig! mein Herr Hauspoete! macht mir ein Liedchen! In Ansehung des Trunkes, so pflege ich allezeit ein gut Glas Wein zu Hause zu halten. Nun möchte ich gerne sehen, daß der Hofmeister, den ich mir von ihnen zu besorgen ausbitte, so ehrlich wäre, daß ich ihm meinen Kellerschlüssel anvertrauen könnte, und daß er, in eigner Person den Wein herauf holte, wenn ich Gesellschaft bey mir habe. Es ist mir gar zu ärgerlich, wenn ich bey

jeder

Digitized by Google

jeder Flasche, die geholt werden muß, selbst von Tische aufstehen, und darnach laufen soll. Bisher habe ich keinen treuen Menschen um mich gehabt, dem ich mich hätte vertrauen können; und ich bin darüber sehr verlegen, und eben deswegen vornehmlich möchte ich gern einen Hofmeister halten.

Der Gelehrte.

Wie? dazu haben Sie einen Hofmeister nöthig?

Der Bürger.

Ja! derjenige, der bey meinem Vetter - - - dieses Amt verwaltet, verrichtet dieß alles, das einzige ausgenommen, daß er keine Verse macht. Mein Vetter ist ein grober unverständiger Mann, der an dergleichen niedlichen Sachen keinen Geschmack hat. Ich meines Theils, muß einen Hofmeister von einem ganz andern Charakter haben; denn ohne Ruhm, zu melden, ich besitze selbst einige Fähigkeit zu reimen. Ich habe den **Theophilus** gelesen; das war, meiner Treu! ein ganzer Gelehrter, der die Sachen hübsch natürlich vorbrachte.

Der Gelehrte.

Nun! was wollen Sie denn dem Hofmeister, den Sie begehren, für eine Besoldung geben?

Der Bürger.

Was für eine Besoldung? ich gebe ihm gar keinen Lohn; er ißt mit an meinem Tische, und er bekommt sein Neujahr. Man hat mir gesagt, das wäre so bey Leuten von meinem Stande gewöhnlich; und es gäbe hundert gute ehrliche Studentchen, die, weil sie bey ihrem Studiren

nichts zu leben haben, mit allen Freuden die Bedingung eingiengen, unter welcher sie an eines ehrlichen Mannes Tisch gezogen werden. So pflegt es mein Vetter = = = zu halten, welcher doch nicht einmal ein Neujahr giebt; und sein Hofmeister muß noch dazu die Aufsicht über die Wäsche haben, und der Wäscherinn Rechnung führen; denn dieser Hofmeister schreibt eine schöne Hand. Ich habe vorhin vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich auch einen solchen Hofmeister haben will, der fertig und schön schreiben kann, damit er meinen Sendschreiben einen scharfsinnigen Schluß geben könne; das ist das einzige, was mich in einem Briefe in Verlegenheit bringt; übrigens schreibe ich wie ein **Voiture**; aber, zum Henker, ich mag mir den Kopf zerbrechen, wie ich will; so ist es mir doch nicht möglich, einen scharfsinnigen Schluß auszufinden.

Der Gelehrte.

Nun? das sind ziemlich viel Verrichtungen, die Sie ihrem Hofmeister aufbürden wollen; soll er doch mehr zu ihren Diensten, als zu ihrer Kinder Unterweisung gehalten werden?

Der Bürger.

Verzeihen Sie mir, ich will, daß die Unterweisung meines Sohns seine vornehmste Verrichtung seyn soll; das übrige wird er spielende, und wenn mein Sohn im Collegio seyn wird, verrichten.

Der Gelehrte.

Wie? Sie wollen ihn in die Schule schicken?

Der

Der Bürger.

Allerdings! und sein Hofmeister muß ihn hinein begleiten, und ihm die Bücher nachtragen. Das wird recht gut lassen, und sowol meinem Sohne, als mir selbst, zur Ehre gereichen, wenn man sehen wird, daß er einen Hofmeister hat, und daß ich, bey seiner Auferziehung nichts spare.

Der Gelehrte.

Es ist wohl wahr, man kann nicht weniger sparen, als Sie entschlossen sind zu thun, und es ist sehr billig, daß man sie ein wenig sparsamer mache. Glauben Sie mir, halten Sie keinen Hofmeister, nehmen Sie lieber einen hübschen Bedienten an.

Der Bürger.

Einen Bedienten! müßte ich denn dem nicht seinen Lohn geben, und außerdem, wie würde es denn lassen, wenn mein Sohn keinen Hofmeister hätte? Das Wort Hofmeister, klingt ganz anders, als der Name eines schlechten Bedienten. Glauben Sie nicht, daß es mir eine ausnehmende Freude seyn werde, wenn ich werde nach meinem Belieben rufen können: Herr Hofmeister! kommen Sie ein wenig zu mir auf ein Gespräche!

Der Gelehrte.

Leben Sie wohl, mein Herr, denn ich richte doch mit einer längern Unterredung bey Ihnen gar nichts aus. Ich habe keine Kenntniß mehr von den Collegien; ich habe es ihnen bereits gesagt; ich würde mir wahrlich ein Gewissen daraus machen, ihnen einen solchen Hofmeister zu verschaffen, wie Sie ihn haben wollen.

Digitized by Google

Der Bürger.

Nein, nein! so kommen Sie nicht los! Sie müssen mir erst sagen, warum Sie sich ein Gewissen daraus machen wollten? ▪ ▪ ▪

Der Gelehrte.

Darum, mein Herr, weil jeder, der einen Hofmeister haben will, einen geschickten Kopf und wohlgesitteten Menschen aussuchen, ihn gut bezahlen, und in Ehren halten muß; folglich darf er ihm keine niederträchtige Verrichtung in seinem Hause aufbürden; die Auferziehung und Unterweisung seiner Kinder muß des Lehrmeisters einzige Beschäfftigung seyn; und weil Sie es so haben wollen, daß ich mit ihnen frey reden soll: So muß ich ihnen sagen, daß diese guten Bursche, die unter dem Namen der Hofmeister alle Arten von häuslichen Verrichtungen über sich nehmen, nur bloß dazu dienen, daß sie der Eitelkeit eines geringen Bürgers schmeicheln, und seinen Kindern die Zeit verderben.

Der Bürger.

Ach! mein Vetter ▪ ▪ ▪ wäreſt du doch hier, darauf zu antworten.

* *

Zwanzigstes Gespräche,

zwischen einer scheinheiligen Bethschwester, und ihrem Haushofmeister.

Die Bethschw.

Nun wohlan! habt ihr auch daran gedacht, daß mein Gewissensrath mir Morgen die Ehre erzeigen, und die Mittagsmahlzeit bey mir einnehmen wird?

Der Haushofm.

Es wird bald alles fertig seyn, Madame; und ich werde ihre Tafel, wie gewöhnlich bestellen.

Die Bethschw.

Wie? was sagt ihr? meine tägliche Kost für meinen Seelsorger? Hat man wohl jemals etwas thörichters vorgetragen? Meynet ihr denn, daß er von mir glauben soll, ich hätte ihn nur deswegen eingeladen, daß ich ihn beschimpfen wolle? Für was würde man mich halten, wenn man erführe, daß ich meinem geistlichen Rathe bloß meine Alltagskost vorgesetzt hätte?

Der Haushofm.

Meiner Treu! Madame, ihre Alltagskost ist herrlich genung, und ich habe nicht geglaubt, daß Sie etwas anders verlangten, als bloß dieses, daß ich noch für eine Person mehr sollte anrichten lassen.

Digitized by Google

Die Bethschw.

Für eine Person mehr! Ey! mein Gott! welch ein Geschwätze! Ein solcher Geistlicher, ist denn der eine Person wie ein anderer Mensch? Niemals hat man wohl einen Gewissensrath so tief herunter gesetzt! Ists möglich, daß ich ein andächtiges Frauenzimmer seyn, und gleichwol einen so unverschämten Haushofmeister haben kann, der sich erkühnt, einen solchen Heiligen einen Menschen zu schelten? Dieses Ausdrucks könntet ihr euch, ihr Schlingel! alsdenn bedienen, wenn ich bloß einen weltlichen Rath, oder sonst einen Hofbedienten zu bewirthen hätte.

Der Haushofm.

Wie denn? Madame, hat denn dieser ehrliche Herr Pater einen so starken Appetit? Isset er denn für drey Mann? weil Sie sagen, man müsse ihn nicht für eine Person mehr ansehen?

Die Bethschw.

Ach! der gute Herr! Er ißt gar nichts; Er ist ein Heiliger!

Der Haushofm.

Das ist ja gut! Madame, wenn er gar nicht ißt, warum soll ich denn ihre tägliche Kost erst vermehren?

Die Bethschw.

Nein! es geschieht nicht Essenshalber, daß er mir die Ehre erweiset, an meine Tafel zu kommen; sondern weil er so liebreich ist, und mir die Zufriedenheit gönnen will, ihn zu bewirthen.

Der

Der Haushofm.

Wie werden Sie ihn aber bewirthen, wenn er nicht isset?

Die Bethschw.

Ich will, daß man die allerköstlichsten Speisen auftragen soll; es sollen allemal drey Schüsselchen, und vier Teller aufgesetzt werden, ohne die Nebengerichte, und das Obst. Wenn man weniger auftischete, wie würde er damit zufrieden seyn. Er? der da nicht gewohnt ist, bey irgend einer von seinen geistlichen Töchtern zu speisen, sie müßte denn, ihm zu Ehren, ein Fest anstellen?

Der Haushofm.

Sie haben nur zu befehlen; ich werde ihn festlich bedienen; daran solls gewiß nicht fehlen.

Die Bethschw.

Das ist auch meine Absicht; aber hört, ihr müßt nichts auftragen, was nicht ganz auserlesen wäre; denn er ißt so wenig, der heilige Mann, daß er wohl gar könnte von Tische aufstehen, ohne etwas gekostet zu haben, wofern er nicht etwas fände, woran er seinen Geschmack vergnügen könnte. Vornehmlich laßt es nicht an frischen Schoten fehlen.

Der Haushofm.

Man kriegt noch keine zu kaufen; oder, wenn man sie auch irgendwo anträfe; so sind sie doch ganz ausnehmend theuer.

Die Bethschw.

Wie! man sollte noch keine haben können? Er hat mir ja gesagt, er habe bereits vor vier Tagen, bey einem von seinen geistlichen Schäfchen, wo er sich auch zuweilen, aus

Digitized by Google

lauter Liebe, bewirthen läßt, grüne Schoten gegessen. Ich will ihn nicht schlechter beköstigen, als sie; und ich glaube, ohne eine Eitelkeit zu begehen, er habe für sie nicht mehrere Achtung, als für mich.

Der Haushofm.

Sie werden also, wenn es ihnen beliebt, die Gütigkeit haben, und mir zehn Pistoletten geben, denn ich glaube nicht, daß ich sie darunter bekommen werde, und ich habe kein Geld mehr.

Die Bethschw.

Mich dünkt, ich habe euch erst gestern funfzig Thaler gegeben; habt ihr sie nicht noch?

Der Haushofm.

Ja! Madame, aber ich soll sie, laut ihrem Befehle, ihrer Wäschbesorgerinn einhändigen, damit sie für Dero junge Herrschaft zu Hemden einkaufen möge.

Die Bethschw.

Ha! meine Kinder können schon die Hemden noch entbehren. Das würde sich doch fürtrefflich schicken! meine Kinder bekämen Hemden; ich aber hätte nicht so viel Geld in Händen, wofür ich meinem Seelsorger grüne Schoten könnte einkaufen lassen.

* *

Ein und zwanzigstes Gespräche,

zwischen einer Mannsperson deren Bruder krank ist, und einem guten Freunde von ihm.

Clitander, Cliton.

Clitander.

Ich kann ihnen nicht sagen, mit was für einer ausnehmenden Freude ich Sie heute in dem königlichen Lustgarten, und bey Hofe gesehen; und mein gegenwärtiges Vergnügen, hier mit Ihnen in Gesellschaft zu kommen, ist nicht geringer. Man hatte mir gesagt, ihr Herr Bruder, bey dem Sie wohnen, wäre gefährlich krank; aber, Gott Lob! ich sehe, daß er sich ganz wohl befindet.

Cliton.

Nein! er befindet sich sehr übel, und ich glaube, meiner Treue! er möchte wohl schwerlich davon kommen. Man kann ihn nicht ohne Erbarmen ansehen, er muß rechte Höllenschmerzen ausstehen; und sobald, als seine Quaal ein wenig nachläßt: So härmt er sich fast zu Tode.

Clitand.

Wie! mein Herr, er befindet sich in diesem erbarmenswürdigen Zustande, und Sie bleiben nicht bey ihm?

Digitized by Google

Cliton.

O! er hat schon seine Leute die ihm Gesellschaft leisten. Zween von unsern Freunden verlassen ihn niemals; die andern besuchen ihn ganz ordentlich; einige bringen einen guten Theil des Tages bey ihm zu; ja! es giebt noch welche darunter, die sogar die Nacht durch bey ihm aushalten. Kurz, es ist niemand von seiner Bekanntschaft, der nicht an seiner Gesundheit Theil zu nehmen schiene, und der nicht entschlossen wäre, bey ihm auszuhalten.

Clitand.

Wie ists also möglich, mein Herr, daß Sie hier seyn können? Lieben Sie denn ihren Herrn Bruder weniger, als diejenigen, von denen sie reden?

Cliton.

Ihn weniger! Er wird von keinem Menschen mehr, als von mir geliebt; es betrübt sich auch niemand über ihn so sehr, wie ich. Ach! mein Bruder! mein armer Bruder! mit dem ich jederzeit gemeinschaftlich gelebt. Ja! wahrhaftig! das ist ein Schmerz, ihn krank zu sehen, und noch überdieß, in Furcht zu stehen, daß er *niemals* wieder genesen werde!

Clitander.

Ist er denn aber damit zufrieden, daß Sie nicht bey ihm aushalten?

Cliton.

Er beschwert sich ein wenig darüber, es ist wohl wahr; und wenn ich ihn meiner Wohlgewogenheit versichere:

So

Digitized by Google

So antwortet er mir, daß ich ihm schöne Proben davon gebe; aber ich merke nicht auf das, was er sagt; und es hält mich auch nicht ab, täglich einen Augenblick in seine Krankenstube zu gehen. Erst heute habe ich ihn noch besucht, und ich sagte ihm, ich wollte heute in einem Weinhause speisen, und eins auf seine Gesundheit trinken.

Clitander.

Haben Sie ihm denn auch gesagt, daß Sie in die Komödie gehen wollten?

Cliton.

Nein! denn er weiß es vorher, daß ich alle Tage hinein gehe, und daß dieser Komödienbesuch ein Theil von demjenigen sey, was mich verhindert, bey ihm zu bleiben; er weiß auch, daß ich spiele, und daß ich, Gott sey Dank, ein Freund von guten Gesellschaften sey.

Clitand.

Aber sagen Sie mir einmal, reden Sie ernstlich? oder ist es ihnen anständig, zu der Zeit zu lachen, da ihr Herr Bruder mit dem Tode ringt?

Cliton.

Ho! mein guter Freund, so lebt man heute zu Tage in der Welt. Ich spielte mit dem **Alidor**, an dem Sterbetage seines Vaters, den Ball. Aber, Scherz bey Seite! was meynen Sie denn wohl, was ich anfangen sollte, wenn ich stets bey meinem Bruder säße? Ich bin ja weder ein Arzt, noch ein Beichtvater.

Clitand.

Digitized by Google

Clitand.

Nein! mein Herr, ich glaube auch nicht, daß Sie sein Bruder sind.

Cliton.

Ha! was die Brüderschaft anbelangt, so stehe ich ihnen dafür, daß ich sein Bruder bin. Niemals ist wohl ein Bruder mehr betrübt gewesen, als ich es bin; aber vielleicht wissen Sie nicht, daß wir beyde, mein Bruder und ich, ohne alle Umstände mit einander leben.

Clitand.

Das sehe ich wohl; und so werden Sie ihn auch, ohne viel Umstände zu machen, immer hinsterben lassen. Ich weiß nicht, ob sich jemand eine Ehre daraus machen würde, wenn er ihre Lebensart nach der Mode sähe, ihr Anverwandter zu seyn; das aber weiß ich gewiß, daß niemand gern ihr Freund wird seyn wollen.

Cliton.

Gegen meine Freunde pflege ich mich ganz anders aufzuführen. Die Frau = = = habe ich in ihrer ganzen Krankheit nicht verlassen; ich saß bey ihrem Bette, zu ihrem Haupte; sie hat, bis an ihren letzten Seufzer, die beste Gesellschaft von der Welt bey sich gehabt; mein Bruder mag niemanden um sich haben, als bloß diejenigen, die sich die Wohlfahrt seiner Seele lassen angelegen seyn, und ihn mit geistlichen Gesprächen unterhalten; das ist nun eine sehr traurige Unterhaltung für einen Menschen von meiner Gemüthsart; und eine so betrübte

Person

Digitized by Google

Person zu spielen, das paßt weder zu meinem Alter, noch zu meiner Lebensart.

Clitand.

Sie können auch noch dieses hinzusetzen, es sey etwas sehr Trauriges für Sie, ein Christ zu seyn, und es schicke sich nicht für Sie: weder natürliche Gaben, noch einen gesunden Verstand, noch Vernunft zu besitzen.

Digitized by Google

* *

Zwey und zwanzigstes Gespräche, zwischen Orantes, einem Hofmanne, und Lysias, einer bürgerlichen Person.

Orantes, Lysias.

Orant.

Wissen Sie schon die große Neuigkeit. **Arist** hat Befehl erhalten, sich von Hofe zu entfernen; und man sagt, **Cleant** wäre an seine Stelle kommen. Da sehen Sie einmal eine wichtige Veränderung! ich glaube, Sie nehmen auch Antheil daran.

Lysias.

Ehe wir uns hierüber heraus lassen, müssen wir erst recht sichere Nachricht von der ganzen Sache eingezogen haben, und keine Plaudertaschen seyn. Stellen Sie sich einmal vor, wenn dieses Gerüchte falsch wäre, wie übel würde es nicht vor uns ablaufen, wenn wir zu dem *Cleant* hingiengen, ihm unsere Aufwartung zu machen, und über den andern hinaus giengen.

Orant.

Ich stehe Ihnen aber dafür, daß diese neue Zeitung ihre gute Richtigkeit habe; ich habe vor der Thüre des **Cleantes** gegen zweytausend Kutschen halten sehen; und vor des **Arists** seiner Thüre war weder ein Hund noch ein Mensch zu spühren. Verlangen Sie noch einen stärkern

Beweis?

Beweis? Ich habe einen nahen Anverwandten des **Arists** unterweges angetroffen; der sich, wer weiß wie tief, aus seinem Wagen heraus gebeugt, um mich zu grüßen.

Lysias.

Dieser Beweis ist überzeugend. **Arist**, ist zweifelsohne in Ungnade gefallen, weil seine Anverwandten so gezüge worden sind. Bey meiner Treue! diese Herren sind recht ausgezahlt.

Orant.

Ey! mein Herr, wie können Sie nun so von ihnen urtheilen? denken Sie nicht mehr an alle die Verbindlichkeiten, die Sie ihnen schuldig sind, noch an die fleißigen Aufwartungen, die Sie ehedem, bey ihnen gemacht haben?

Lysias.

Wohl! aber bin ich nicht auch jederzeit ein Verehrer von dem **Cleantes** gewesen? und es freuet mich rechtschaffen, daß er nun erhoben wird.

Orant.

Sie? Ey! Sie kennen ihn ja nicht einmal.

Lysias.

Nein! ich habe niemals ein Wort mit ihm geredet; aber ich bin ein Verehrer von ihm, und das bin ich auch jederzeit gewesen.

Orant.

Und warum haben Sie denn nicht seine Bekanntschaft gesucht?

Lysias.

Und wozu wäre mir es denn nützlich gewesen? **Arist** war ja alles in allem, und den gegenwärtigen Erfolg konnte

ich

Digitized by Google

ich nicht voraus sehen. Ich muß es bekennen, Cleantes ist ein rechtschaffener Mann, er ist ein vorzüglich großer Geist, und die Sachen werden unter seinen Händen ein ganz andres Ansehn bekommen.

Orant.

Ich sehe wohl, daß, ob Sie gleich niemals einigen Umgang mit ihm gehabt, Sie ihn dennoch sehr genau kennen. Die Lobsprüche, die sie ihm beylegen . . .

Lysias.

Nein! ich sage es Ihnen noch einmal; ich habe ganz keine Bekanntschaft mit ihm; ich besinne mich auch nicht, daß jemals irgends jemand von ihm mit mir gesprochen habe.

Orant.

Und dennoch loben Sie ihn! geschiehet das aus Schmeicheley, oder aus Eigennutz?

Lysias.

Keines von beyden! ich rede nur so, wie ich mirs denke; denn stellen Sie sich nur einmal vor, in was für Ansehen er nun kommen wird!

Orant.

Würde ihm aber dieses Ansehen einiges Verdienst beylegen, wofern er es nicht vorher schon hätte?

Lysias.

Nein! gewißlich nicht! aber er ist der verdienteste Mann von der Welt.

Orant.

Nun wohlan! mein Herr, ich, der ich ihn nicht kenne, ich werde mein Urtheil ein wenig aufschieben, und ich werde noch verziehen, ihn mit meinen Lobsprüchen zu belegen . . .

Lysias.

Digitized by Google

Lysias.

Sie wollen ihre Lobsprüche verzögern? Sie wollen also ihrem Glücke entsagen?

Orant.

Warum sollte ich meinem Glücke entsagen? ich werde ihm meine Aufwartung machen, und ich werde mich bemühen, mich seines Schutzes würdig zu machen . . .

Lysias.

Das heißt, Sie wollen ihre Lobsprüche so lange verschieben, bis er ihnen einige Wohlthaten wird erwiesen haben. Ich aber, ich bin viel großmüthiger; mir ist es schon genung; daß er im Stande ist, mir Gutes zu erzeigen, um ein lauter Lobredner seines Verdienstes zu werden. Da sehen Sie einmal, das heißt, sich als ein artiger Mensch aufzuführen wissen. Ich werde sein Lob so weit ausbreiten, daß ihm meine Lobsprüche werden zu Ohren kommen; und Sie werden es selbst inne werden, wer von uns beyden, Sie oder ich, am besten seine Aufwartung bey ihm machen wird.

Orant.

Wollen Sie denn also den **Arist** nicht mehr besuchen? Das, was er für Sie gethan hat, verdient doch gleichwol einige Erkenntlichkeit; wenn er so mit Ihnen umgangen wäre, wie mit mir, so ließe ich es noch gelten. Sie wissen, daß ich sein alter Freund war, und daß ich, seit dem er bey Hofe sein Glücke gemacht, nicht das geringste Merkmaal einer vorzüglichen Freundschaft von ihm erhalten habe, und kaum hat er sich erinnert, daß ich noch auf der Welt bin; ich habe mich deswegen oftmals gegen Sie beklagt.

Lysias.

Ja! und ich habe Ihnen allezeit darauf versetzt, daß Sie sich unbillig über ihn beklagten; denn lassen Sie ihm nur Recht wiederfahren, was für einen Vortheil hätte er wohl von Ihnen ziehen können? Sie bezeugten sich ja gegen ihn eben so, wie Sie sich gegen den Cleantes aufführen wollen; Sie wollten ihm nicht schmeicheln, Sie wollten ihn nicht loben. Mein lieber ehrlicher Gespahn! so muß man mit dergleichen Herren gar nicht umgehen; und zu dem, wie können Sie wohl glauben, daß es ihm angenehm gewesen, mit Ihnen umzugehen? Sie, der Sie ihn vor seiner Erhebung gekannt hatten, Sie begehrten, daß er einige Achtung für ihre alte Freundschaft hegen sollte; das war es eben, was Ihnen vollends bey ihm alles verderbte. Indem Sie sich seinen alten Freund nannten: So warfen Sie sich ja zugleich als einen Zeugen seines ehemaligen schlechten Zustandes auf. Solche alte Freunde sind für neulich erhobene Männer sehr unangenehme Freunde. Ich meines Theils, weiß besser an mich zu halten, bloß, um dem Cleantes meine Aufwartung desto beliebter zu machen, sage ich, ich hätte ihn niemals gekannt, und gleichwol schätzte ich ihn ganz ungemein hoch.

Orant.

Das ist, ich muß es ihnen bekennen, ein feiner Gedanke, worauf ich niemals kommen bin. Ich werde mich ganz leichtlich darnach richten können; denn, zufolge ihren Grundsätzen, besitze ich alles, was dazu erfordert wird, den Cleantes recht zu loben, weil ihn niemand weniger kennet, als ich.

Drey

* *

Drey und zwanzigstes Gespräche,

zwischen einem Menschen, der ein Mitglied der Akademie werden will, und einem seiner Freunde

Protas, Critas.

Protas.

Wie? Sie erweisen mir keine Ehrenbezeugung, wissen Sie nicht, daß ich mich gleich itzt will zu einem Mitgliede der Akademie machen lassen?

Critas.

Was wollen Sie hiermit sagen: sich zu einem Mitgliede der Akademie machen lassen?

Protas.

Ja! so ists, ich will mich dazu machen lassen, eben so, wie man sagt, ich will mich zu einem Mönche, zum Bischofe, zum Edelmann machen lassen . . .

Critas.

Auch sich bekannt machen, sagte **Benserade**; haben Sie, als ein Mitglied der Akademie, von ihm diese schöne Redensart gelernt?

Digitized by Google

Protas.

Was liegt daran, wie ich mich ausdrücke? verstehen Sie denn nicht, was ich mit Ihnen rede? Ich wundre mich, daß Sie es noch nicht gewußt haben.

Critas.

Sie, mein Herr, Sie wollen in die Akademie treten?

Protas.

Aber kann ich denn wohl besser thun, nachdem ich meine Bedienung aufgegeben habe?

Critas.

Sie hätten Sie immer beybehalten, und nichts destoweniger in die Akademie treten können. Einige von ihren Mitgliedern haben wichtigere Bedienungen, und sie sind doch darein aufgenommen worden; und vielleicht sind sie bloß ihrer Bedienungen wegen angenommen worden.

Protas.

Nein! ich hätte niemals daran gedacht, wenn ich meine Bedienung behalten hätte; aber seitdem ich sie aufgegeben habe, so fängt mir die Zeit an lang zu werden; ich muß was vorhaben; es schickt sich nicht für einen Mann von meinem Stande, täglich aufs Coffeehaus zu gehen; man hat mir gesagt, es sey dem Wohlstande gemäßer, in die Akademie zu treten.

Critas.

Das ist ohne Widerrede; besonders wenn man alle dazu erforderliche Eigenschaften an sich hat, wie Sie dieselben zu haben scheinen.

Digitized by Google

Protas.

Von was für Eigenschaften reden Sie? mit ihrer Erlaubniß!

Critas.

Hm! von den Eigenschaften eines witzigen und gelehrten und in den Wissenschaften erfahrnen Kopfes, der sich bereits durch einige kluge Schriften bekannt gemacht hat.

Protas.

Den Witz lasse ich noch gelten; aber was die Schmiralien die man gelehrte Werke nennt, anbelangt; so habe ich mich niemals mit diesen Schulfüchsereyen abgegeben, und ich habe, Gott sey Dank! viel edlere Zeitvertreibe gehabt, daß ich meine Stunden nicht mit Studiren habe verderben dürfen.

Critas.

So wollen Sie also ein Mitglied der Akademie werden, ohne studiert zu haben, und ohne die schönen Wissenschaften zu kennen.

Protas.

Wer hat ihnen denn gesagt, daß ich sie nicht kenne? **Voiture**, **Conrart**, **Patru**, und hundert andre von der Art waren Freunde von meinem Hause; Ich habe hundertmal in meiner Kindheit von ihnen reden gehört; und ich erinnere mich noch ganz wohl der lustigen Erzählungen, die man uns von dem aufgeweckten Kopfe, dem **Patru**, vorgesagt hat, welcher es seinen akademischen Herren Mitbrüdern hübsch trocken unter die Nase gerieben,

rieben, was er von ihnen, und ihren Schriften, für Gedanken hegte.

Critas.

Und das ist es auch wohl vermuthlich, woran Sie einen Geschmack gefunden haben?

Protas.

Einen Geschmack! aha! einen Geschmack! Sie haben wohl recht, daß Sie davon mit mir sprechen. Kein Mensch hat mir, so viel ich weiß, einen Geschmack beygebracht. Ich habe ihn ganz allein von mir selbst. Fragen Sie nur einmal die Witzlinge, die täglich bey mir speisen, ob Sie wohl jemals einen Geschmack angetroffen haben, der dem meinigen an Zuverläßigkeit vorzuziehen wäre, und wie ich selbst in dem berühmtesten Schauspiele, gewisse kleine unmerkbare Fehler zu entdecken weiß, die der gesunden Vernunft anstößig sind. Ich war es, ich errieth es, als ich ein bekanntes theatralisches Stücke las, es soll, dünkt mich, ein bürgerliches Trauerspiel seyn, ein Stücke, welches jedermann bis an den Himmel erhebt, beym ersten Anblicke errieth ich es, daß das ganze Geschmiere nichts tauge. Man hatte uns, ich weiß nicht mehr, in was für ein Haus, eingeladen; es traf sich, daß eben ein Gastwirth darinn wohnte: ich schämte mich deswegen; aber es half schon nichts dafür, wir mußten uns dießmal, sowohl mit der magern Poesie, als mit des Wirths angerichtetem Mahle, abspeisen lassen. Jedermann, nur ich ausgenommen, machte von einem so wie vom andern, viel Rühmens, und nicht eher, (bewundern Sie nur den unvermutheten Ausgang), nicht eher, als bis das abgelesene

Stücke,

Digitized by Google

Stücke, und der Schmaus geendiget war, ertheilte mir jedermann seinen Beyfall. Ein unverschämter Bedienter kam darauf, und forderte von einem jeden unter uns, den auf ihn kommenden Antheil der Zeche. O! welch ein abgeschmacktes Stücke! der tragische Dichter hatte ein geheimes Verständniß mit dem Gastwirthe.

Critas.

Ja, ja! das sind allerdings erhabene Eigenschaften, um ein Mitglied der Akademie zu werden; und hierdurch legen Sie einen vortrefflichen Geschmack an den Tag.

Protas.

Sie lachen; aber laßt uns ernstlich von der Sache reden: was für Eigenschaften werden denn wohl dazu erfordert, um unter die akademischen Mitglieder aufgenommen zu werden? Ist denn das nicht schon genung, wenn man brav Geld hat, von guter Herkunft ist, wenn Sie es ja so haben wollen, und einen köstlichen Tisch führt? Wo ist wohl ein vornehmer Herr, der nicht, wenn er nur Belieben dazu hätte, in die Akademie treten könnte?

Critas.

Wohl! es sey drum! laßt uns ernstlich sprechen. Nein! mein guter Herr, nein! das ist noch lange nicht hinreichend jemanden zu einem würdigen Mitgliede der Akademie zu machen. Diese erleuchtete Gesellschaft besteht aus großen Geistern, aus sehr scharfsinnigen Köpfen, die viel, die überaus viel auf ihren erlangten Ruf halten, und

Digitized by Google

die sich vornehmlich bestreben, von ihren erstern Stiftern nicht im mindesten abzuweichen, aus Leuten, bey denen kein Ansehen der Person gilt, und die keine andre, als bloß solche Männer aufnehmen, welche fähig sind, etwas zu der Zierlichkeit der Sprache, und der Vollkommenheit der Beredsamkeit, beyzutragen; das hieße, sie zu Verbrechen wider ihre Grundgesetze machen, wenn man sie beschuldigen wollte; sie erwählten nur solche zu ihren Mitgliedern, die sich durch sonst nichts, als durch ihren Stand, ihr Ansehen, und ihre Bedienung, hervorthäten.

Protas.

Weit gefehlt! das hieße, sie für kluge Köpfe halten, die alles, recht weislich überdächten, was zu ihrer Erhaltung etwas beytragen kann. Sagen Sie mir, ich bitte Sie darum, was würde längst aus der Akademie worden seyn, und wer würde sich wohl hinein begeben wollen, wenn sie bloß aus solchen Leuten bestünde, die Sie mit dem Namen der Gelehrten belegen?

Critas.

Vielleicht würde man nicht ein so hitziges Verlangen blicken lassen . . .

Protas.

Nein! mein Herr, die Ehre eines Mitgliedes der Akademie besteht darinn, daß er solche Personen zu Mitbrüdern habe, mit welchen er sich sonst in keine Vergleichung stellen darf. Es fehlt so viel, daß dieses der Akademie sollte zur Schande gereichen, daß man vielmehr

mehr sagen kann, wenn ihr irgend etwas nachtheilig ist, so wäre es dieses, daß unter so viel vornehmen Herren, die eben so viel Recht dazu hätten, als andre, so wenige in dieselbe aufgenommen werden, und daß keiner hinein tritt, den man nicht erst lange dazu genöthiget hätte. Aber laßt uns hiervon stille schweigen; ich habe meine Ursachen, und ein jeder hat die seinigen. Sie aber, als ein vernünftiger Mann, und als ein guter Bekannter von mir, haben Sie wohl Mühe, meine Ursachen zu errathen? Wissen Sie nicht, daß der größte Theil meines Vermögens mir streitig gemacht wird, und daß dieses vielleicht der Hauptbewegungsgrund sey, der mich vermöcht hat, meine Bedienung nieder zu legen?

Critas.

Ich weiß wohl, daß Sie einen Rechtshandel führen . . .

Protas.

Nun wohlan! ist das nicht schon Ursache genung, ein Mitglied der Akademie werden zu wollen? das wird mich berechtigen, ein *Committimus* unter dem großen Siegel auszufertigen; ist das nichts für einen Mann, der in eine gerichtliche Streitsache verwickelt ist?

Critas.

Ich hatte mich darauf nicht besonnen, und dieser Bewegungsgrund war mir nicht eingefallen. Es kann nichts bessers ausgedacht werden, es kann nichts herrlichers ersonnen werden, als deswegen in die Akademie

zu treten, daß man nach seinem Belieben, das heißt, so lange als man will, und überall wo man nur Lust dazu hat, rechten könne.

Protas.

Ey! rechnen Sie denn die Fürsprecher, die mir der Name eines akademischen Mitgliedes bey meiner Rechtssache zuziehen wird, rechnen Sie denn die für nichts?

Critas.

Allerdings! mein Herr, der ganze Parnaß wird, unter Anführung des Pegasus herzu gelaufen kommen; jener wird eine Fürbitte für Sie einlegen, und dieser wird ihren Gegenparteyen schreckliche Rüppenschläge versetzen. Ich wundre mich nur, daß nicht alle **Normänner**, insgesammt akademische Mitglieder sind.

Protas.

Sie haben auch immer ihren Spaß. Aber im Ernste, halten Sie mich denn für so aberwitzig, daß ich nur deswegen sollte ein akademisches Mitglied suchen zu werden, um den Ruf eines witzigen Kopfes dadurch *zu erlangen*? Da müßte ich wohl, meiner Treu! ein großer Thor seyn, und alle die zu der Akademie gehören, sind nicht sogar erhabene Geister, als man wohl glaubt.

Critas.

Es sind aber doch gleichwol sehr wenige darunter, die nicht, durch irgend eine Schrift, einen vortrefflichen Verstand und Witz an den Tag geleget hätten.

Protas.

Digitized by Google

Protas.

Und ich, ich sage Ihnen, daß noch eine weit größere Anzahl darunter befindlich sey, die sich mit ihren Schriften einen schlechten Ruhm erworben haben; wenigstens, wenn Sie ja nicht zugeben, daß ich solches von den gegenwärtigen Mitgliedern behaupten könne: So muß ich es doch von vielen sagen, die ein Verlangen tragen, in die Akademie aufgenommen zu werden; und Sie haben doch wohl noch nicht vergessen, was ein Mitglied, ein sehr kluger Mann, einem von diesen Anwerbern zur Antwort ertheilte, als er sich beklagte, daß man ihm einen Mitwerber vorgezogen habe. . . . . Der, welchen man ihnen vorgezogen hat, sagte dieser artige Mann, hat allzuviel vor ihnen voraus. Von ihm hat man noch keine Schrift gelesen; zu allem Unglücke aber hat man die ihrigen zu Gesichte bekommen.

Critas.

Nun! das ist ein Vorzug, auf den Sie sich verlassen können, weil Sie, wenn ich ihnen glauben darf, ihre Zeit niemals damit verdorben haben, sich zum Bücherschreiben fähig zu machen. Indessen ist das gleichwol so etwas, weshalben Sie sich, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, eben nicht allzuviel rühmen müssen. Ob Sie schon noch so wichtige Processe führten, und sich noch so emsig bestrebten, die Woche dreymal eine anständige Beschäfftigung vorzunehmen: So wird ihnen dennoch wahrlich kein Mensch seine Wahlstimme deswegen geben.

Protas.

Digitized by Google

Protas.

Man hat sie doch aber gleichwol so vielen andern ertheilt, die nichts mehr, als ich, gelernt haben.

Critas.

Das ist eben der Punct, worüber noch gestritten wird, oder vielmehr die Sache, die ihnen kein Mensch zugestehen wird. Ich kann Sie, im Gegentheile versichern, daß die Akademie niemals den Vorsatz gehabt habe, noch jemals haben werde, Ignoranten und Dummköpfe zu Mitgliedern anzunehmen.

Digitized by Google

* *

Vier und zwanzigstes Gespräche, zwischen einer Scheinheiligen, und ihrer Dienerinn.

Die Scheinheilige.

Wißt ihr wohl, meine Freundinn, daß ich eures Müßiggehens überdrüßig bin; nichts wird in meinem Hause gethan, und so oft ich euch sehe, habt ihr die Hände in dem Schooße liegen.

Die Dienerinn.

Ich habe ja heute noch nichts machen können; den ganzen Morgen habe ich stets Leuten, die mit ihnen zu sprechen herkamen, die Thüre aufthun müssen, einige darunter haben sich wider meinen Willen herein gedrungen, weil sie sich nicht wollten abweisen lassen.

Die Scheinh.

Nun! und was sind das für Leute?

Die Dienerinn.

Das war erstlich der Mann, der ihr Haus in Miethung hat; er sagt, es falle über einen Haufen, weil Sie nichts daran ausbessern ließen; hernach der Lehrer, bey

Digitized by Google

bey dem Sie ihre Kinder in die Unterweisung und Kost gegeben haben; er sagt, er wollte Sie ihnen wieder nach Hause schicken, wenn Sie ihn nicht bezahlten, und den Kindern keine Kleider machen ließen, sie wären ganz entsetzlich zerlumpt; alsdenn, Madame, kam der Herr von Hause ziemlich spät zurück; er schmälte gewaltig, daß Sie nichts zum Mittagsessen haben zubereiten lassen; ich bin auch sehr lange in der Kirche gewesen; man las keine Messe, ich mußte bis zu Mittage warten.

Die Scheinh.

Ey! das schickt sich für euch, in die Kirche zu gehen, und die Messe zu hören. Wollt ihr nicht auch etwan eine andächtige Seele vorstellen?

Die Dienerinn.

Ach! Madame, dafür wird mich der Himmel behüten; Sie würden mich ganz anders ausfilzen, wenn ich es so machte, wie Sie.

Die Scheinh.

Was? wie ich? was wollt ihr hiermit sagen?

Die Dienerinn.

Ich will so viel sagen, daß, wenn ich eine solche Bethschwester wäre, wie Sie; so wäre es noch viel schlimmer, und so würde ich mein Lebenlang nichts von dem allen thun, was meine Pflicht erfordert.

Die

Digitized by Google

Die Scheinh.

Wie! ihr lose Vettel, ich glaube ihr wollt mich hofmeistern. Wollte Gott, ihr wäret so fromm und andächtig, wie ich bin; ihr würdet wohl sehen, ob ihr alsdenn eure Pflichten verabsäumen würdet; denn Gott sey Dank! Ich versehe es in keinem Stücke. Ich habe heute drey Messen gehört, und anderthalb Stunden habe ich mich mit meinem Gewissensrathe erbaulich unterhalten. Ich habe in dem gemeinen Armenhause gegessen; kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als man uns die Nachricht brachte, die Bethstunde, wozu uns die Frau = = = hatte einladen lassen, würde sogleich ihren Anfang nehmen: Ich begab mich eilfertig dahin, so bald wir nur von Tische aufgestanden waren, und gleichwol hatte man bereits den Anfang gemacht, als ich in die Stunde kam. Was habe ich nicht dadurch für ein groß Aergerniß gegeben! Ich habe mich auch bitterlich darüber betrübt, und fest entschlossen, ein andermal nicht mehr zu Mittage zu speisen. Nach der Bethstunde bin ich in die kleine Stadt gerennet, woselbst eine musikalische Vesper war; nach der Vesper verfügte ich mich zu dem Herrn Pfarrer von = = = um der geistlichen Liebesversammlung beyzuwohnen; darauf kam ich noch bey den **Unheilbaren** zum Segen zu rechte; Das war es alles mit einander, was ich heute zu verrichten hatte.

Die Dienerinn.

Gott erweiset ihnen eine besondre Gnade, Madame. Ich, meines Orts, wollte bloß die Messe hören, und wei

weil ich mich ein wenig in der Kirche verweilet habe, so scholte Sie mich schon deswegen aus; vielleicht erzeigt mir Gott ein andermal, sowohl als Ihnen, die Gnade, einen frischern Muth zu fassen, und so beherzt wie Sie, meinen Andachtsübungen nachzulaufen.

Die Scheinh.

Ich glaube ihr werdet rasend! Habt ihr euch denn zum Rumlaufen in Dienste begeben?

Die Dienerinn.

Anfänglich was das freylich meine Absicht nicht; aber, Madame, ich habe Sie so andächtig befunden, daß ich große Lust habe, es auch zu werden.

Die Scheinh.

Wenn ihr fromm wäret, so würdet ihr meine Sachen besser in Obacht nehmen.

Die Dienerinn.

Wie können Sie aber verlangen, daß die Frömmigkeit mir verstatten sollte, ihre Sachen in Obacht zu nehmen; da sie doch ihnen selbst nicht einmal erlaubt, an ihre eigene Sachen zu denken?

Die Scheinh.

Sind wir denn einander gleich? Zu so einer heiligen Lebensart, wie die meinige ist, gehört Geld.

Hat

Hat man nun keines; so muß man dienen, mein Kind, dienen muß man, und brav arbeiten.

Die Dienerinn.

Wenn Sie diese Lebensart noch lange fortsetzen, so glaube ich, Sie werden eben so ein Weltmensch werden, wie ich bin; das heißt, Sie werden genöthiget werden zu dienen und zu arbeiten; denn ihre Sachen sind gar sehr in Verfall kommen. Ihr Herr Gemahl, und ihre junge Herrschaft möchten wohl auch dazu gebracht werden, so eine weltliche Lebensart zu ergreifen, wie die meinige ist. Sehen Sie wohl, Madame, ich habe nicht so viel Wissenschaft, wie Sie, ich habe nur einen einzigen Seelsorger, der sich auch bloß um mein Gewissen bekümmert. Ich höre keine andre Predigten, als die in unsrer Pfarrkirche gehalten werden, wenn Sie mir auch gleich Erlaubniß geben, anderwärts hinzugehen. Mich dünkt, wenn Sie eine rechtschaffene Heilige seyn wollten, Sie würden sich selbst alle die Regeln vorschreiben, die Sie mir ertheilen.

Die Scheinheil.

Ihr seyd ein unverschämtes Mensch, daß ihr euch erkühnet, euch mit mir zu vergleichen. Wer hat wohl jemals gehört, daß Mann und Kinder eine begüterte Fromme einnehmen sollten, eine Fromme, die zu allen Andachtsübungen und guten Werken berufen ist. Ihr habt noch nicht die allerersten Grundsätze von dem eingesogen, was man Andacht und Heiligkeit nennet.

Digitized by Google

Die Dienerinn.

Ey! Madame, ich habe es ihnen ja gesagt, daß ich eine Ignorantinn sey; ich glaube aber, daß mir, um so viel davon zu verstehen, wie Sie, weiter nichts mehr fehle, als bloß dieses, noch ein wenig unwissender zu seyn, als ich nicht bin.

Digitized by Google

* *

Fünf und zwanzigstes Gespräche,

zwischen einem scheinheiligen Gewissensrathe, und einer solchen Bethschwester.

Die Bethschwester.

Ach! mein lieber Herr, wie beunruhiget ist mein Gewissen! und wie sehr bin ich ihrer heilsamen Rathschläge benöthiget! Können Sie sich das wohl vorstellen? mein Mann will zwey von unsern Kutschpferden verkaufen; er sagt, wir hätten schon an vieren genung.

Der Gewissensrath.

Nun, nun! meine liebe Tochter, man muß sich nicht vor der Zeit abängstigen; ihre Pferde sind ja noch nicht verkauft; vielleicht läßt sich dieses Unglück noch verhüten. Betrüben Sie sich nur deswegen nicht, und seyn Sie gutes Muthes!

Die Bethschw.

Ich soll gutes Muthes seyn! ach! mein liebster Herr, wenn wir nicht mehr als vier Pferde haben, so wird es mir kaum möglich seyn, ihnen Pferd und Wagen zu schicken, So oft Sie desselben benöthiget sind.

Digitized by Google

Der Gewissensrath.

Ich gestehe es, das wäre so etwas, welches ein großes Unglück verdiente genennt zu werden; allein der Himmel wird es nicht zulassen; Er sucht ja ihre und meine Vollkommenheit; nun würde er aber unsern Zustand sehr verschlimmern, wenn er uns so ganz auf einmal die Gelegenheit zu Ausübung guter Werke, die man bloß zu Wagen verrichten kann, abschneiden wollte. Aber, sagen Sie mir doch, wie sind Sie mit dem Kammermägdchen zufrieden, welches ich ihnen zugewiesen habe?

Die Bethschw.

Ich bin mit ihrer Bedienung so wohl zufrieden, daß ich glaube, es wäre dem Himmel gefällig, wenn ich alle meine übrigen Bedienten gleichfalls fortschickte, um lauter, von ihnen zugewiesene, Leute um mich zu haben.

Der Gewissensrath.

Wenn sich das nur thun ließe, so wäre es freylich ein sicheres Mittel, recht wohl bedient zu werden, und eine, noch größere, Selbstverläugnung auszuüben. Man muß freylich, meine liebe Tochter, in den geringsten Kleinigkeiten sowol, als in wichtigen Angelegenheiten, seinem Eigenwillen gänzlich entsagen; ihre Bedienten sind insgesammt, bis auf die einzige, die Sie von mir erhalten haben, von ihnen selbst erwählt worden, und dabey läuft gar viel unvollkommenes mit unter. Und

ihre

Digitized by Google

ihre Herren Söhne? Haben die noch immer den alten Hofmeister? Ich wüßte einen für sie, das ist ein Herzensmann! Was ihre Jungfer Tochter anbelangt, diese muß ihr bisheriges Kloster unumgänglich verändern; Dieses Kloster gefällt mir durchaus nicht; ich habe aber ein anders für sie im Anschlage, wo ich alles in allem bin; das ist der Ort, worein man sie bringen muß.

Die Bethschw.

Ich wünschte auch sehnlich, daß Sie die Liebe für mich haben, und uns einen andern Haushofmeister aussuchen möchten. Der, welchen wir itzt haben, giebt mir keinen Heller, wovon mein Gemahl nicht Wissenschaft hätte. Dieser Zwang aber bringt mich so weit, daß ich lange nicht so viele Almosen austheilen kann, als ich gern wollte. Und es ist doch in Wahrheit etwas sehr hartes, wenn man nicht so reiche Wohlthaten ausüben kann, als man will.

Der Gewissensrath.

Was den Haushofmeister anbetrifft, so wäre das freylich unter allen ihren Leuten die wichtigste Person; die Sie immermehr von meiner Hand erhalten können, ich kenne aber einen, das ist ganz ein unvergleichlicher Mann.

Die Bethschw.

Ich weiß nur nicht, ob auch mein Gemahl zu allen diesen Veränderungen seine Einwilligung geben wird;

Digitized by Google

denn er hegt ganz verzweifelte Meynungen; er glaubt, ein Seelsorger dürfe sich in sonst nichts, als bloß in Gewissenssachen mengen; da sehen Sie nur einmal, was das für ein seltsamer Grundsatz ist!

Der Gewissensrath.

Ihr Herr Gemahl hat eben nicht ganz unrecht; denn, wenn wir uns auch in andre Sachen mengen: So geschieht es bloß in Absicht auf das Heil der Seelen; das ist es, was Sie ihm ein-für allemal einprägen müssen.

Die Bethschw.

Ach! mein Gemahl, ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen, ist ein sehr wunderlicher Kopf; er kann Sie nicht ausstehen, und hat mir bereits einen andern Gewissensrath vorgeschlagen. Ja! ich muß es Ihnen nur frey bekennen, weil ich doch nichts für Ihnen darf geheim halten, ich habe ihm die Gefälligkeit erzeigen müssen, mit diesem neuen Gewissensrathe zu sprechen.

Der Gewissensrath.

Wie! Sie haben mit ihm gesprochen - - -

Die Bethschw.

Ja! aber entrüsten Sie sich deswegen nicht; ich habe auch heilig angelobt, ihn nicht mehr zu sprechen; ich weiß mich durchaus nicht in ihn zu finden; das ist

Digitized by Google

der außerordentlichste Mensch von der Welt. Er sagt, eine Frau müsse ihrem Manne gehorchen, ihre Kinder lieben, fein zu Hause bleiben, und ihrer Wirthschaft wohl vorstehen. Und ich glaube sicherlich, es sey auf seinen Rath geschehen, daß mein Gemahl sich entschlossen hat, ein paar von unsern Pferden zu verkaufen.

Der Gewissensrath.

Wohl denn! er verkaufe sie immerhin! gehen Sie, meine gute Freundinn, nachdem Sie die Niederträchtigkeit begangen haben, einen andern Gewissensrath anzuhören: So habe ich nichts mehr mit Ihnen zu schaffen. Dergleichen treulose Streiche bin ich nicht gewohnt. Leben Sie wohl!

Die Bethschw.

Ach! mein allerliebster Herr! wozu bringen Sie mich? Wenn Sie mich verlassen, so wird man mir einen Gewissensrath geben, der mich meine Bedienten selbst wird erwählen lassen, und der mich nöthigen wird, nicht mehr als zwey Kutschpferde zu halten, ja! vielleicht Pferde und Wagen gänzlich abzuschaffen, und in die Kirche, die ich vor der Thüre habe, zu Fuße zu gehen. Ich werde mir, ich, die ich eine so andächtige Bethschwester war, müssen genügen lassen, bloß eine gute Christinn zu seyn. Wie soll ichs anders machen? Wie dürft ich es wagen, meine Andachtsübungen ferner fortzusetzen, wenn ich nun einen Gemahl haben werde, der mehr Herr in seinem Hause seyn wird, als

der

Digitized by Google

der Gewissensrath seiner Frauen. Ich werde ja nur so eine gemeine Uebung der Gottseligkeit haben, dergleichen man von allen Frauen fordert; allein, das ist gar nicht das Mittel, wodurch ich mich vor andern in der Welt hervor thun kann.

Ende des zweyten und letzten Theils.

Digitized by Google